

E. Rosen
In der
Fremden-
Legion

130.

MEMOIR
REVOLUTION

A

1

2853



A 1/ 2853

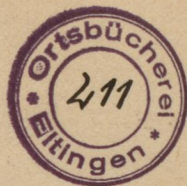
~~f. r. l. Eltingen~~

~~1. 7. 1906~~



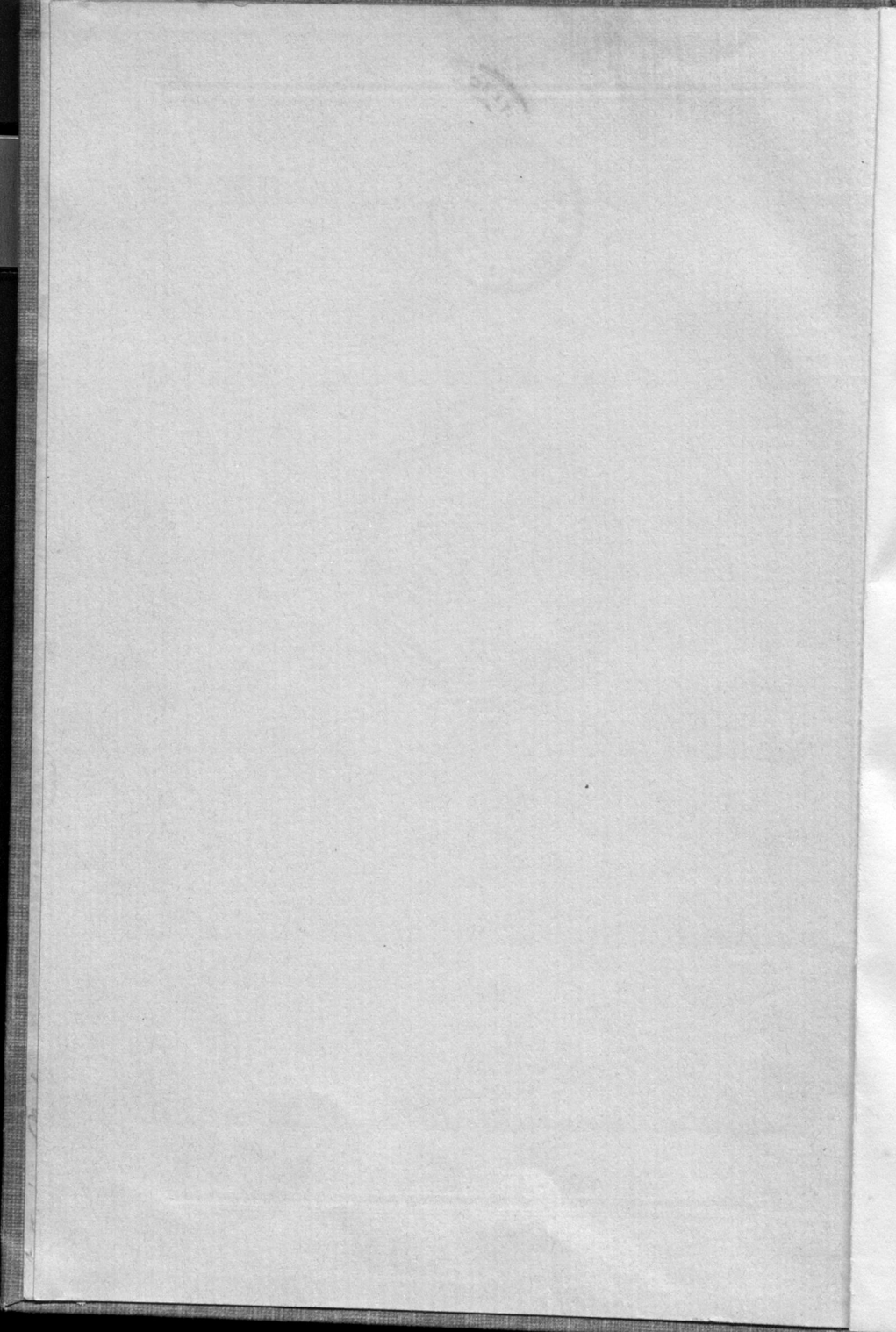
~~1. 7. 1906~~

5. 11. 1906 -



~~29~~







Memoirenbibliothek

III. Serie Band 3

In der Fremdenlegion

von

Erwin Rosen

∴ Alle Rechte vorbehalten. ∴
Druck von A. Bong's Erben in Stuttgart.

Copyright 1909
by Robert Lutz, Stuttgart.

In der Fremdenlegion
Erinnerungen und Eindrücke von
Erwin Rosen



Vierzehnte unveränderte Auflage.

Verlag von Robert Luz in Stuttgart.



g 1951.344

Inhalt.

	Seite
† Wie ich Legionär wurde.	
In Belfort. — Von Sonnenstrahlen und der Angst in der Kehle. — Madame und der Oberkellner. — Der französische Leutnant. — „In d' Leschion willscht?“ — Die Untersuchung im Werbebureau. — Angewaschene Menschlichkeit. — Der Stabsarzt mit der unempfindlichen Nase. — Officier allemand. — Herr von Rader und der deutsche Deserteur. — Der französische Oberstleutnant. — Die bitteren Tränen der ersten Nacht.	5

Nach Afrika!

† Bahntransport der Legionäre. — Der kleine Faden am Bein. — Ein patriotischer Kondukteur. — Marseille. — Die Pforte zu den französischen Kolonien. — Das Truppenhotel. — Von gelben und blauen Farben und der Symbolik des Herrn von Rader. — Die Zähmung des Schiffstöchs. — Die Fama vom preussischen Prinzen der Legion. — Oran. — Algerischer Wein. — Wie der Legionär nach Spanien defertierte	22
--	----

Legionär Nummer 17889.

Amerikanische und französische Signale. — Südwärts zur Stadt der Fremdenlegion. — Franz Adam Beyerlein in Sidi-bel-Abbès. — Pas bon sagt der Sergeant. — Ein letztes Aufbäumen. — Der Hohn der neuen Kameraden. — Die Weisheit des Negers. — Meine

Kleider verhelfen einem Legionär zur Flucht. — La
onzième. — Erbdelhandel am Kasernentor. — No. 17889. 40

In der Kaserne.

Auf der Kleiderkammer. — Des Trommlers Weisheit. —
Von geschickten Fingern und vom Ordnungssinn. —
Das Lieblingswort der Fremdenlegion. — Was der
Kommandeur der alten Garde bei Waterloo sagte.
— Alte und junge Legionäre. — Die Kantine. —
Madame la cantinière. — Das „Regimentsfest“. —
Fremdartige Menschen und unerhörte Dinge. — Der
Totenkopf. — Sabatsbeutel aus Frauenbrüsten. —
Der Sträflingsmarsch. — Der Reichtum des Legionärs
Kassedin. — Rehabilitation. — Die Koransure von
den Hengsten 49

Die militärische Tüchtigkeit der Fremdenregimenter.

Ein Arbeitstag der Rekrutenzeit. — Von Eilen und Hegen.
— Allez, schieb' los! — Legionsetikette. — Der Dauer-
lauf. — Der „cercle d'enfer“ und der Seifenmangel.
— Das Leitmotiv der Legionsausbildung. — Brillante
Marschierer. — Selbständige Soldaten. — 40 Kilo-
meter im Tag. — Uniform, Ausrüstung, Gepäck, Ver-
pflegung. — Die Ausbildung des Legionärs im Detail.
— Rein Gamaschendienst. — Das Praktische. — Spezia-
litäten der Legion. — Das Arbeitsprogramm einer
Woche. — Der Legionär als Arbeiter 74

„Legionär nig Geld.“

Die Geldsorgen der Legion. — Fünf Centimes Löhnung.
— Das Wuchergeschäft des französischen Staates.
— Legionsbriefe. — Die Wissenschaft des „Deforierens“.
— Notindustrie der Legionäre. — Der Trommler als
Posamentenmacher. — Der Mann mit den Biscuits.
— Grenzen erlaubten Stehlens. — Nächtllicher Dieb-
stahl und rasche Lynchjustiz. — Herr von Rader und

die Marktentenderin. — „Legionär arbeiten — Legionär nig Geld!“	Seite 106
--	--------------

Die Stadt der Fremdenlegion.

Die Promenade der Legion. — Wie Ben Mansur Kaffee bereitete. — Das Ghetto. — Der Bürger von Sidi- bel-Abbès und die Legionäre. — Wie das Regiment der Fremden sich an den Bürgern rächte. — Das verbotene Stadtviertel. — Vom primitiven Laster. — Bauchtanz. — Die Gärten und die Ruhestätte der toten Männer des Regiments. — Ein schwäbischer Ritter der Ehrenlegion	119
--	-----

Hunderttausend Helden — Hunderttausend Opfer.

Der Ehrensaal. — Die deutschen Kommandeure. — Künst- ler, Ärzte, Architekten in der Legion. — Das Gefecht von Camaron. — Die Geschichte der Fremdenlegion. — Hunderttausend Opfer! — Ein psychologisches Rätsel. — „Alte wahren Heldentums.“ — Wie die Helden entlohnt wurden. — Schlechtes Avancement. — Das Imaginäre der Pensionsverhältnisse	142
--	-----

† **„Marschier oder verreck!“**

Der Sturmruf der Legion. — Nachalarm. — Auf dem Marsch. — Das Zählen der Kilometersteine. — Im Zeltlager. — Die Brutalität der Märsche. — Fremden- legionär und Stabsarzt. — Der Kampf um das Opiat. — Das „Marschierschwein“. — Die Psychologie der Märsche. — Exaltierte Nerven. — „Casard“. — Das Lied der Flüche	164
--	-----

Legionärsmarotten, Legionswahnstinn.

Ein unangenehmes Ereignis. — Von den letzten drei Kupferstücken. — Der rumänische Jude aus Berlin. — Monsieur Viässe. — Die Legionsatmosphäre. — Die „Casardbesessenen“. — Ein Doppelgänger Bis-

marokk. — Krügerles Marotte. — Der Wahnsinn des
Legionärs Bauer. — Brutaler Humor. — Eine
Tragödie 187

Das Desertionsfieber.

Die Odyssee des auf Pump Gehens. — Tod in der
Wüste. — Die Deserteure der Legion. — Eine un-
glückliche Flucht im Automobil. — Das tragische Ge-
schick eines österreichischen Ingenieurs. — Im Ghetto
von Sidi-bel-Abbès. — Fluchtgeschäfte. — Oran und
Algier. — Das Konsulat als Kaufesalle. — Deser-
teure mit Geld und Deserteure ohne Geld. — Der
Leidensweg der 100 Kilometer. — Hamburger Schiffe.
— Selbstverstümmelung. — Künstliches Fieber. —
Simulierter Wahnsinn. — Im Suezkanal. — Massen-
desertionen. — Das Wunderland Marokko 210

Das Kapitel der Strafen.

Die Rückkehr der Pumpisten. — Die Stufenleiter der
Strafen in der Fremdenlegion. — Wie Schitanen in-
fiziert werden. — Das Legions-Axiom. — Die traurige
Geschichte des kleinen Jean. — Schleichwege der Bos-
heit. — Die Strafmaschine. — Eine Rechnung über
verlorene Jahre. — Verdienst eines Legionärs in
fünf Jahren: Francs 127.50! — Die Gefängnisse der
Fremdenlegion. — Verpestete Luft. — Zusammen-
gepferchte Menschen. — Die Massenzellen. —
Leben der Gefangenen. — Eine Nachtwache im Zellen-
gang 241

Vom typischen Laster.

Das Legionslächeln. — Der Lasterherd. — Die Taktik
der alten Legionäre. — Demoralisiert, verrotzt, ver-
loren! — Die Quelle aller Übel: fünf Centimes
tägliche Löhnung! — Wie Le Joli verdarb. — Indo-
Chinesisches. — Eine bunte Versammlung menschlicher

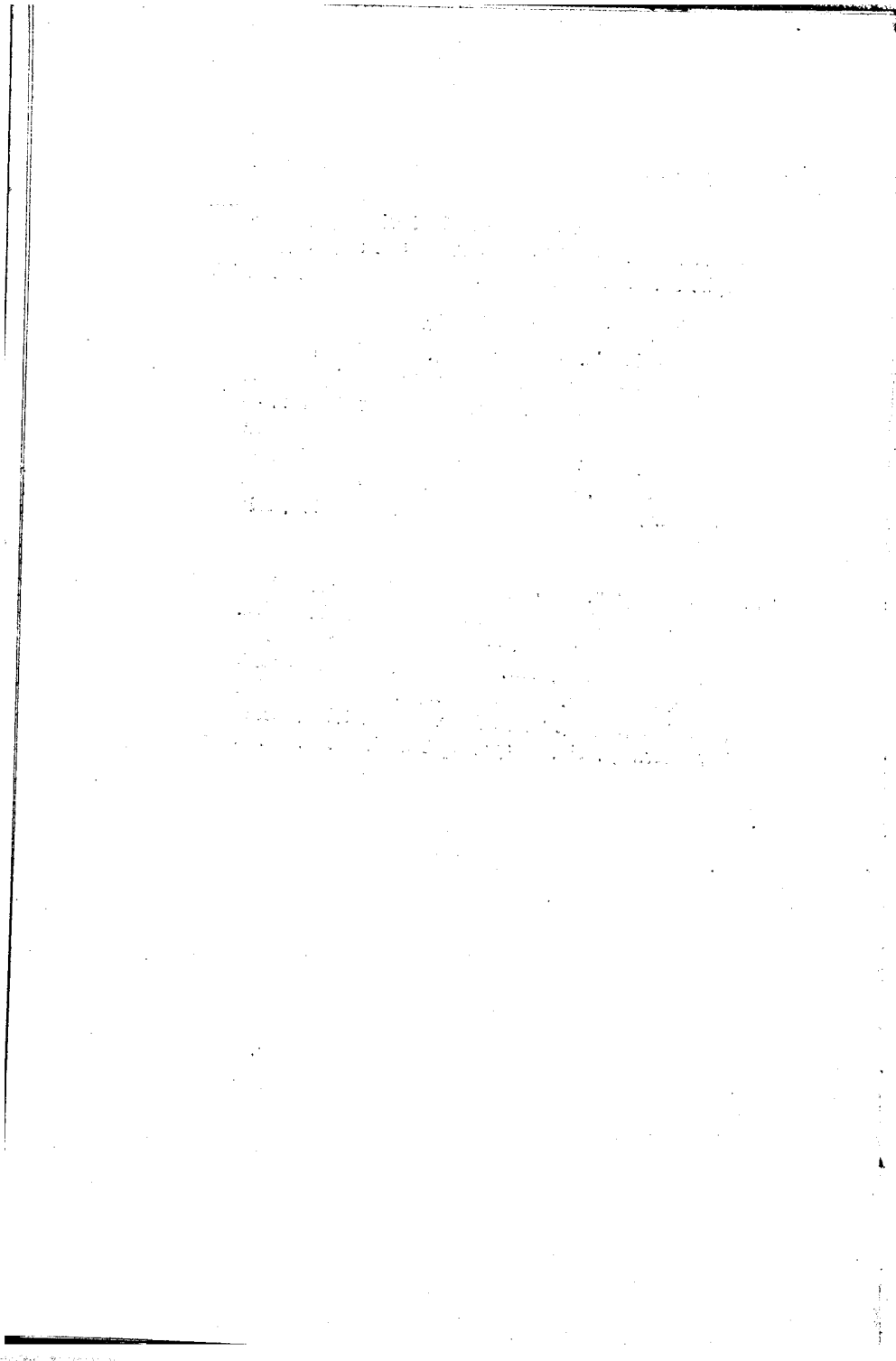
Sünden. — Vom algerischen Rotwein. — Schum-
Schum. — Opfer des Weins. — Ein hartes Leben
regierte 265

Meine Flucht.

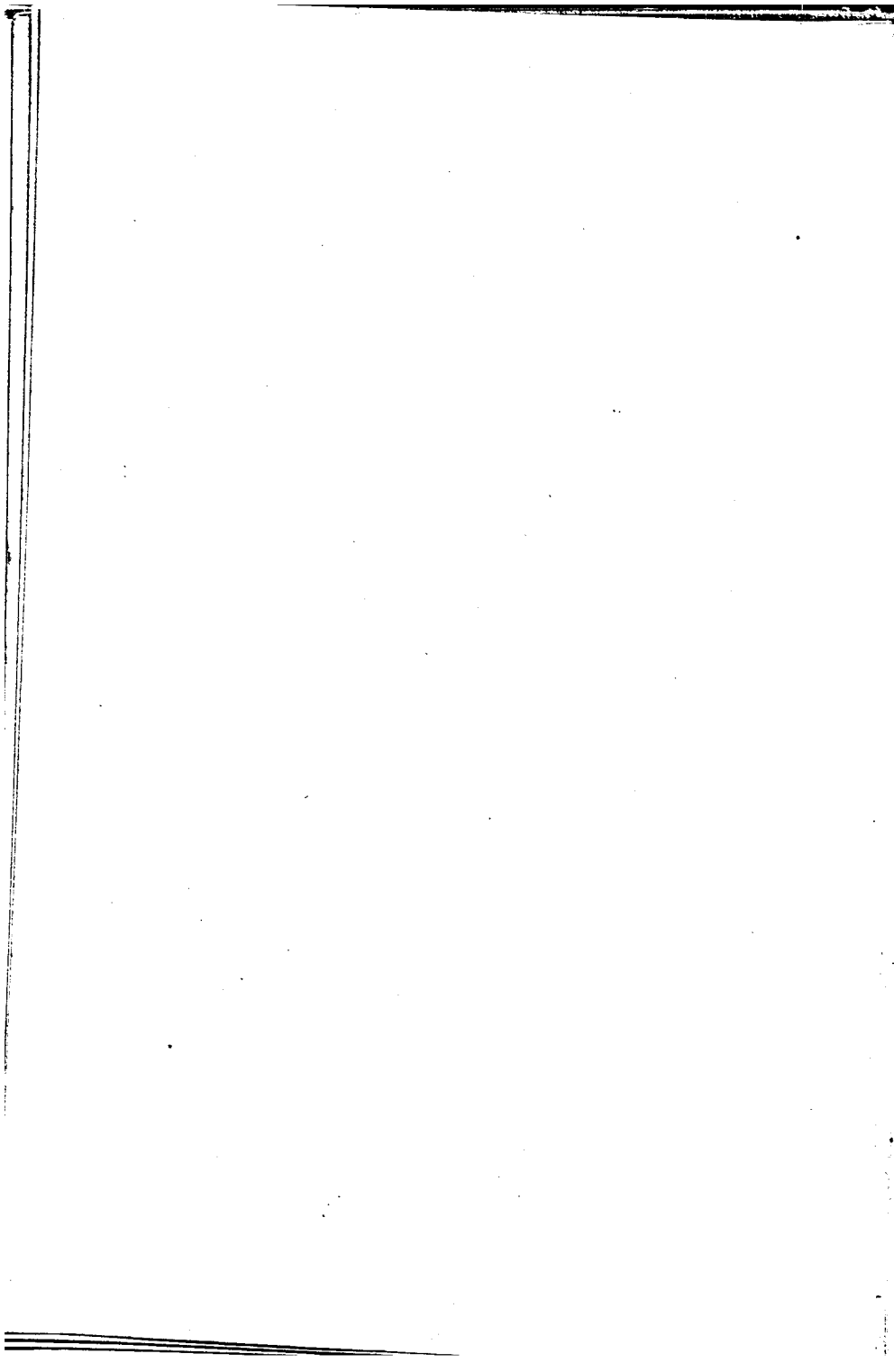
Im Arabergefängnis. — Der Brief. — Schwere Tage.
— Flucht! — Der gewinnlüchtige »Crédit Lyonnais«.
— Schacher im Ghetto. — Toilette unter Palmen.
— Auf den Bahngleisen. — Von arabischen Gendarmen
und fürchterlichen Minuten. — Fahrt nach Oran. —
Vorbereitungen. — Qualvolle Minuten auf dem „St.
Augustin“. — Marseille-Ventimiglia. — Frei! Frei! 285

J'accuse . . .

Nach zwei Jahren. — Schatten der Vergangenheit. —
Vision. — Die Allgemeinheit und die Fremdenlegion.
— Die politische Seite. — Die menschliche Seite. —
Der springende Punkt. — Ein unsauberes mili-
tärisches Geschäft. — Eine Frage, die unsere Zeit
schon längst gelöst haben sollte. — Der leise Zweifel
des Herrn Saurès. — Quousque tandem . . . ? . . 305



Quousque tandem?
Der französischen Nation
gewidmet.



Ueber allem im Leben steht die Frau . . .

Es war einmal ein Mann, der das Glück fand — in jungen Jahren, aber nach einem wilden Leben. Vom Häusermeer Neuyorks bis zum Goldenen Thor des Pazifischen Ozeans hatte er die Neue Welt durchstreift in seiner gedankenlosen Jugend; hatte den Kampf der Amerikaner auf Kuba mitgemacht und seine junge Nase in kleine zentralamerikanische Republiken gesteckt. Hatte sich von den Zeitungskönigen Amerikas Lehren lassen, wie man ein guter Journalist wird. Abenteuerzeiten waren es gewesen, in denen sich die Erlebnisse und der Werdegang von Jahren in Monate zusammendrängten. Dann kam er in die deutsche Heimat zurück und wurde deutscher Journalist, Redakteur, Schriftsteller, bis eine Art Erfolg und eine Art Sekhastigkeit kam und — das Glück.

Ueber allem im Leben steht die Frau.

Der Schriftsteller verstand es nicht, sein Glück zu halten. Nach seinem amerikanischen Leben voller Auf und Nieder, voller Wechsel und Daseinskampf, war er noch nicht reif für die Sekhastigkeit. Kluge Menschen schüttelten die Köpfe über ihn, der die Werte

seiner Begabung durch die Folgen seines Leichtsinns zerstörte; neue Erfolge wurden immer wieder durch neuen Leichtsinn vernichtet, bis die Frau, die ihn liebte, nicht mehr an ihn glauben konnte.

Und das Glück zerbrach . . .

Er wußte, was er verloren hatte — — er schlich sich aus Hamburg fort in stumpfer Hoffnungslosigkeit und wollte untergehen, wollte sich das Leben nehmen. Da wallte in einer verzweifelten Stunde das Abenteuerblut in ihm auf, der Drang nach dem wildesten Leben, das es geben — in dem er vergessen konnte.

Er ließ sich anwerben für die französische Fremdenlegion.

* * *

Der Mann war ich. Ich hatte alle Bräuen hinter mir niedergerissen. Niemand wußte, wo ich war. Für die Menschen, die mich liebten, wollte ich ein Toter sein. Ich vergaß alle Hoffnungen, allen Ehrgeiz, alle Persönlichkeit und lebte das rohe Legionärsleben wie die anderen Legionäre. Arbeitete und marschierte, schlief und aß, tat das, was mir anbefohlen wurde, stöhnte, wenn die Strapazen für meine Kräfte zu viel wurden, schimpfte, wenn man mich schlecht behandelte. Nur in schweren Nächten dachte ich dann und wann an das, was gewesen war.

Etliche fünfhundert Jahre lang mochte ich Legionär gewesen sein. So lange wenigstens dünkte es mich.

Vorwort.

Da brachte eines glutheißen Tages die algerische Militärpost einen Brief auch für mich. Die Liebe hatte mich gefunden.

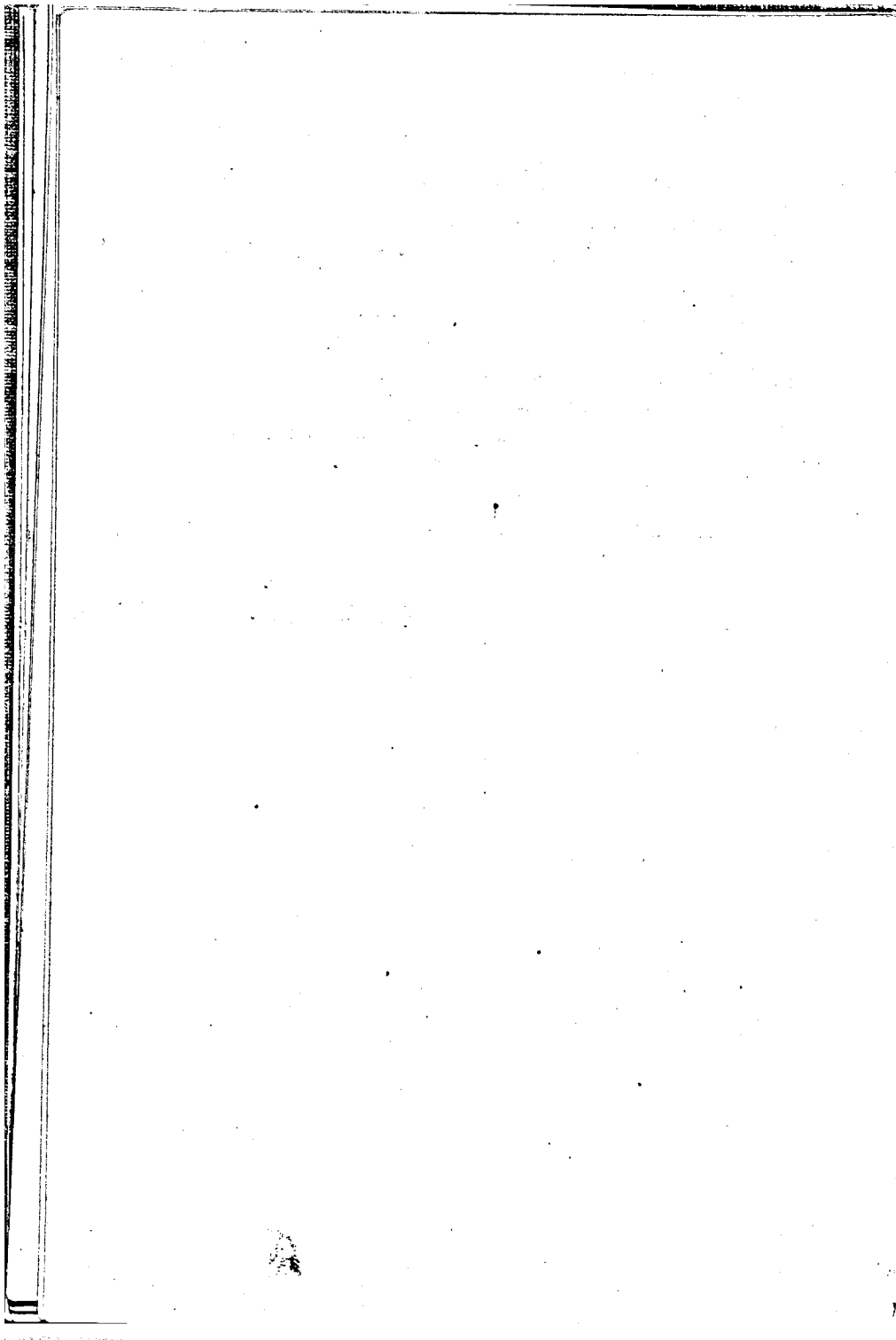
Ich las und las und las wieder . . .

In dieser Stunde erwachte das gestorbene Glück zu größerem und tieferem und gewaltigerem Sein.

Die alte Energie kam. Ich sprengte meine Fesseln; aus dem Söldner wurde ein freier Mann, der sich sein Glück und sein Arbeitsfeld wieder eroberte.

Hamburg, im März 1909.

Erwin Carlé.
(Erwin Rosen).



Wie ich Legionär wurde.

In Belfort. — Von Sonnenstrahlen und der Angst in der Kehle. — Madame und der Oberkellner. — Der französische Leutnant. — „In d' Legion willst du?“ — Die Untersuchung im Werbebureau. — Ungewaschene Menschlichkeit. — Der Stabsarzt mit der unempfindlichen Nase. — Officier allemand. — Herr von Kader und der deutsche Deforateur. — Der französische Oberleutnant. — Die bitteren Tränen der ersten Nacht.

Ein anderer hätte sich vielleicht erschossen. Ich ging in die Fremdenlegion . . .

Abends war ich in der alten Festungsstadt Belfort angekommen, um mich anwerben zu lassen. Wie in Selbstverhöhnung hatte ich die Nacht im elegantesten Hotel Belforts verbracht.

Das Erwachen war häßlich. Die Sonnenstrahlen spielten auf den weißen Spitzen des Bettes, kletterten umher, wanderten empor, beleuchteten jeden Winkel der weißen Stuckdecke, senkten sich wieder und gaben der schablonenmäßigen Eleganz des Zimmers etwas Warmes. Im Halbtraum guckte ich dem Sonnenspiel zu. Schläfrig wunderte ich mich über das riesengroße Bett mit den vielen weißen Spitzen, über die fremdartigen Möbel, über den schönen Perserteppich, der einen so scharfen Gegensatz zu den übrigen Geschmacklosigkeiten bildete. Dann wurde ich wach. Wie Blei lag es mir in den Gliedern. Tausend Gedanken,

tausend Vorstellungen wirbelten mir durch den Kopf. Dazwischen klang es wie Frauenweinen und Liebesflüstern und mahnende Mutterstimme. Und irgend- ein Teufel trommelte in ewig gleichem Takt: Vorbei — vorbei!

Zum zweitenmal in meinem Leben saß mir die große Angst in der Kehle. Ein unbeschreibliches Gefühl. Als ob ein harter Gegenstand in der Luftröhre stecke, als ob einem der Hals zugeschnürt wäre, als ob man nie wieder würde atmen können. Damals, das erstemal, als ich die Angst in der Kehle kennen lernte, war die erste spanische Granate vom San Juanhügel her dicht neben mir krepirt. Diesmal wars schlimmer.

Ah, man muß sich zusammennehmen! Irgendein Vers fiel mir ein:

Sei fröhlich, lieber Wandersmann!
Nun fängt ein neues Leben an.

Su, wie ironisch das klang! Wie ich nur gerade auf diese lustigen zwei Zeilen gekommen sein möchte...

Mit lächerlicher Sorgfalt kleidete ich mich an und brachte es sogar fertig, mich krampfhaft über den Schwarzbefradten zu amüsieren, der die silbernen Kaffeegeräte so hübsch umständlich und zierlich zurecht stellte. Dann bezahlte ich unten im Bureau die Rechnung und erntete für mein Goldstück ein liebenswürdiges Lächeln von Madame und ein ganz leises Aufblitzen in den hübschen Augen. Der Oberkellner stand an der Tür, ein bißchen faulenbündelnd, sehr erwartungsvoll.

Ich griff in die Westentasche und gab ihm ein großes Silberstück:

„Siehst du, mein Sohn, du bist der letzte Mensch auf dieser niederträchtigen Welt, dem ich ein Trinkgeld gebe. Das ist doch traurig, nicht wahr?“

Der Oberkellner machte ein dummes Gesicht.

„Je ne parle pas . . .“

„Ist schon gut,“ sagte ich.

Langsam schlenderte ich durch die winkeligen Gassen Belforts. Da reihte sich Laden an Laden, und vor jedem Laden standen, weit die Hälfte des Trottoirs einnehmend, kleine Tische, auf denen allerhand Sachen verlockend ausgebreitet lagen. Wie bequem für Diebe! dachte ich — und mußte gleich darauf lachen. Wie kam ich Berzweifelster dazu, an Belforter Ladenbesitzer und Belforter Diebe zu denken! Mechanisch überschaute ich die Umgebung. Von einem weiten freien Platz schimmerte es blau herüber: die Belforter hatten das Riesendach ihrer neuen Markthalle aus saphirblauem Glas erbaut, und Frau Sonne ließ sich häuslich darin nieder, um aus dem prosaischen Gehäuse für Kohlköpfe und Kartoffeln die aller schönsten Farbenspiele hervorzuzaubern. Lebhaftige Franzosen und Französinen eilten hin und her, und auf den Straßen herrschte ein Gewimmel und ein Gedränge . . . Kinder, krabbelt doch nicht so umher — dies Leben ist der Plage gar nicht wert!

Nein, es will nicht gehen mit dem Spott, und das große Vergessen will gar nicht kommen. Ich rappele mich zusammen. Machen wir Schluß!

Ein blutjunger Leutnant kam die Straße herauf. Ich suchte mühsam mein holperiges Gymnasial-Französisch zusammen und lüftete den Hut.

„Würden Sie so liebenswürdig sein, mir zu sagen, wo das Werbebureau der Fremdenlegion ist?“

Der Offizier griff an die Mütze und blieb verwundert stehen.

„Sie können mich begleiten, mein Herr. Ich bin sowieso auf dem Wege zu den Festungsbureaus.“

Wir schritten nebeneinander her.

„Sie scheinen ein Deutscher zu sein?“ fragte der Leutnant in recht gutem Deutsch. „Falls Sie auf dem Legionsbureau irgendwelche Erkundigungen einziehen wollen, kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein. Ich bin der Adjutant des Festungskommandanten.“

„Ich bin Deutscher und gedanke mich für die Fremdenlegion anwerben zu lassen,“ murmelte ich. Wie fürchterlich schwer doch dieser erste Schritt war! Ich glaubte, ersticken zu müssen an den paar Worten.

„Oh la, la . . .“ sagte der Offizier verblüfft.

Noch einmal glitt sein prüfender Blick über meinen äußeren Menschen. Dann plauderte er (der Junge war ein prächtiges Exemplar französischer Liebenswürdigkeit) unbefangen weiter. Die Legion sei ein ungemein interessantes Korps. Er selbst hoffe, einmal auf ein paar Jahre zu den „étrangers“ versetzt zu werden. Da unten sei doch immer etwas los.

„Nirgends ist das Kreuz der Ehrenlegion so leicht zu haben wie im algerischen Süden. Brillante Karrieren da unten. Oh la, la! Eh bien — mein Herr,

Sie werden bald die französische Uniform tragen. Wünschen Sie, mir irgend etwas Besonderes zu sagen?"

Wieder der prüfende Blick.

Ich verneinte.

„Wirklich nichts?“ fragte der Leutnant ernst.

„Nein, durchaus nicht! Ich dachte, die Fremdenlegion lege ein ausschließliches Gewicht auf körperliche Tauglichkeit, ohne sich für das Vorleben der Rekruten zu interessieren.“

Der Leutnant nickte: „Ah, das ist ganz richtig. Ich fragte nur in Ihrem eigenen Interesse. Wenn Sie zum Beispiel besondere militärische Kenntnisse hätten, so könnte Ihnen Ihr Weg in der Legion sehr leicht gemacht werden.“

Was er meinte, verstand ich erst später. Ich antwortete, ich hätte gedient, wie jeder Deutsche.

Da standen wir auch schon vor dem niedrigen Bureaubau. Der Leutnant ging voran, eine steile schmutzige Treppe empor, öffnete die Türe zu dem Bureauzimmer und sagte ein paar Worte zu dem Korporal. Dann nickte er mir zu und ging ins Nebenzimmer.

„In d' Legion willst?“ fragte der Korporal, der irgendwo von der elsässischen Grenze her sein mochte. „Du siehst aber fein aus für an Legionnaire. Votre nom?“

Ich überlegte blitzschnell. Schließlich gab ich den richtigen Namen. Es war ja wirklich so gleichgültig.

„E—scho! Venez avec moi zu de' andere. Der médecin major wird glei' komme.“

Das Zimmer, in das mich der Korporal hinein-
schob, strömte einen Menschengeruch aus, vor dem ich
geekelt zurückprallte. Von Schweiß und Schmutz
und alten Kleidern und ungewaschener Menschlichkeit.
Auf langen Bänken an den Wänden des großen Zim-
mers saßen Männer, die sich für die Fremdenlegion
anwerben lassen wollten und auf den Arzt warteten,
der sie untersuchen sollte, ob ihr Körper die fünf
Centimes Tagessold noch wert sei. Der eine saß nackt
da; seine schmutzigen Beine zitterten in der kühlen
Oktoberluft. Man brauchte wahrhaftig kein Arzt zu
sein, um ihm den Hunger anzusehen. Ein anderer
legte mit rührender Sorgfalt seine Hosen zusammen,
die so oft geflickt waren, daß sie des Dienstes über-
drüssig wurden und endgültig streiften. Sie hatten in
einem wichtigen Bestandteil ein unheilbares, riesen-
großes Loch. Vielleicht waren diese Hosen und dieses
Loch der letzte Grund, der ihren Besitzer in die
Legion trieb.

Ein Dritter, ein kräftiger Junge, hatte sich sein
Hemd über den Körper gelegt — er schämte sich seiner
Männlichkeit. Arme Menschen, denen der nackte Körper
etwas Häßliches war, weil sie in ihrem Hungerleben den
Begriff der Reinlichkeit verlernt hatten! Jede Be-
wegung verriet das. Dort in der Ecke schob einer ver-
stohlen seine Stiefel weit unter die Bank, damit man
die Löcher nicht sehen sollte, und ein anderer ver-
steckte die schmutzigen Strümpfe unter seinem Kleider-
bündel.

Es waren ein Duzend Menschen. Knabengesichter

darunter, mit dem lichten Bartflaum des Achtzehnjährigen; Jünglinge mit tiefliegenden Hungeraugen und harten Entbehrungslinien um den Mund; Männer mit verfallenen, abgelebten Zügen, deren Falten die alte Historie vom Trinken zum Hören deutlich erzählten. Niemand sprach ein lautes Wort. Nur hie und da ein Flüstern. Der Mann neben mir sah mich an und sagte leise, mit wirklicher Angst in seiner Stimme: „Ich hab' Krampfadern. Wenn sie mich nur nehmen. . . .“

Herrgott, diesem Menschen bedeutete die Fremdenlegion eine Hoffnung — die Hoffnung auf regelmäßiges Futter! Die fünf Centimes im Tag mußten ihm erstrebenswert erscheinen!

Ich ekelte mich vor dem Dunst, ich starnte den Schmutz und das Elend an. Ich kam mir vor wie ein Verbrecher, der auf der Armenländerbank sitzt. Meine Kleider erschienen mir wie ein Hohn. . . .

Die Offiziere kamen. Ein dicker Stabsarzt, den ich in meinem Ekel zu gern gefragt hätte, warum Rekruten der Fremdenlegion vor der Untersuchung nicht Gelegenheit zu einem Bad bekämen. Ein Assistent war bei ihm und der Leutnant von vornhin. Der Stabsarzt deutete auf mich.

„Ziehen Sie sich aus.“

Während ich meine Kleider abstreifte, flüsterten die Offiziere miteinander, und ich hörte, so leise es auch gesagt wurde, wie der Leutnant irgend etwas über mich sprach. „Officier allemand.“

Trotz allem mußte ich lächeln. Man hielt mich

für einen ehemaligen deutschen Offizier, für einen Deserteur vielleicht. Es mußte den Herren ja auch schwer genug fallen, eine Erklärung dafür zu finden, daß ein Mensch mit gutsitzen den Kleidern zur Legion kam.

Der komische Mensch mit den gutsitzen den Kleidern empfand die Neugierde, das offenbare Mitleid als eine ungeheure Beleidigung. Die ganze Prozedur war eine Qual. Die dünne Uhrkette mit dem Goldbehälter, der von der Westentasche losgelöst werden mußte, ehe ich die Weste ausziehen konnte — wie lächerlich war das! Dieses Betrachtetwerden! Die Blide der Ärzte sagten so deutlich:

„Wahrhaftig, der Mensch trägt keine Wäsche!“

Weshalb mußte man mich beäugeln? Hatte ich nicht genau das gleiche Recht wie die anderen armen Teufel, das Recht, auf meine eigene Façon in die Verdammnis zu gehen? Warum mußte man es gerade mir so schwer machen? Und dann fühlte ich, wie selbstverständlich diese Neugierde war, und wie lächerlich meine Empfindlichkeit. Der erste Schritt war überwunden. Ich fing ganz langsam an, zu begreifen, was es bedeutete, in der Fremdenlegion die letzte Zuflucht zu suchen.

Nacht stand ich vor dem Stabsarzt. Der setzte umständlich seinen Kneifer auf und betrachtete mich von oben bis unten. Ich sah ihm ruhig in die Augen. Sieh mich doch an, dachte ich, du dider, komischer Mann mit der unempfindlichen Nase. Du wirst dich doch nicht unterstehen, an meinem Körper etwas auszusetzen?

„Bon!“ sagte der Militärarzt. „Der nächste!“

Ein Schreiber, der unterdessen hereingekommen war, schrieb irgend etwas in ein Buch. Damit war die Zeremonie beendet. Kein Beklopfen, keine Lungenuntersuchung, keine Herzprüfung, kein Feststellen von Sehkraft und Hörschärfe.

Die Uebrigen kamen daran. Auch hier entschied der Militärarzt mit einem kurzen Blick. Drei wurden zurückgewiesen. Bei denen hätte aber auch ein altes Weib die Diagnose stellen können, daß sie fürs Spital reif waren und nicht für den Truppendienst. Der Mann mit den Krampfadern jedoch wurde mit dem stereotypen flüchtigen „bon!“ als tauglich erklärt. Man konnte es ihm förmlich ansehen, wie er sich über dieses Glück freute, und ich beneidete ihn.

Er hatte noch Hoffnungen!

Mitten in der Wand des weißgetünchten Korridors war ein Schiebefenster, vor dem wir neun Rekruten warten mußten.

Eine halbe Stunde lang, eine Stunde lang. Endlich schob eine Hand das Fenster zurück, und der Korporal steckte seinen Kopf heraus.

„Schüßtör!“ rief er.

Niemand meldete sich.

„Schüßtör!“ schrie der Korporal.

Keine Antwort.

Da trat der Leutnant neben den Korporal und sah in das Blatt Papier, das dieser in der Hand hielt.

„Oh,“ meinte er, „der Mann versteht nicht. Schuster!“

Sofort meldete sich einer meiner neuen Kameraden.

„Sie heißen Schuster?“ fragte der Leutnant.

„Zu Befehl.“

„Schön, in der französischen Sprache wird Ihr Name Schüstor ausgesprochen. Merken Sie sich das.“

„Zu Befehl.“

„Unterschreiben Sie Ihren Namen hier.“

Der Mann unterschrieb. Der Reihe nach wurden alle anderen aufgerufen. Jeder unterzeichnete, ohne lange zu fragen, was er eigentlich unterschrieb. Ich war der letzte.

Der Leutnant reichte mir einen Bogen hektographierten Papiers. Ich überflog ihn rasch. Es war ein Kontrakt, durch dessen Unterschrift man sich verpflichtete, fünf Jahre lang in der französischen Fremdenlegion zu dienen. Er enthielt alle möglichen Klauseln; da stand vor allem darin, daß der Angeworbene, falls er militärdienstunfähig würde, keinerlei Anspruch auf Entschädigung habe, und daß erst eine Dienstzeit von fünfzehn Jahren das Recht auf Pension verschaffe.

„Besitzen Sie Papiere?“ fragte mich der Leutnant plötzlich.

Die Neugierde in seinem Gesicht war gar zu komisch. In meinem deutschen Reisepaß stand jedoch die Bezeichnung »Redakteur und Schriftsteller« und — na, ich hatte ein Gefühl, als ob mein guter deutscher Paß für diesen Zweck zu schade sei. Ich kramte in meiner Briefftasche herum, fand den ausgefüllten Fragebogen einer deutschen Lebensversicherungsgesellschaft und reichte

ihn dem Offizier hinüber, ohne eine Miene zu verziehen.

Der las den Fragebogen verblüfft durch.

„Das genügt ja,“ sagte er lächelnd und reichte mir die Feder.

Ich unterschrieb. Unter meinen Namen setzte ich das Datum: 6. Oktober 1905.

„Das Datum war nicht nötig,“ sagte der Leutnant.

„Entschuldigen Sie!“ antwortete ich. „Ich schrieb es unwillkürlich hin. Mir ist es ein wichtiger Tag.“

„Bei Gott, Sie haben recht!“ sagte der Leutnant.

Im Gänsemarsch wurden wir dann zur Kaserne geführt. Es muß kein besonders schönes Bild gewesen sein. Einer der französischen Soldaten, die uns begegneten, blieb stehen und stemmte die Arme in die Hüften.

„Häh!“

Er schnitt eine Grimasse und sang gröhrend:

„Nous sommes les légionnaires d'Afrique . . .“

* * *

Eine halbe Stunde später saßen drei Fremdenlegionsrekruten, von denen der eine Schuster, der andere Rader und der dritte Carlé hieß, in einem kleinen Mannschaftszimmer in der Kaserne des 31. Linienregiments.

Rader eröffnete die Unterhaltung.

„Id heiß Rader. Is 'n iuter, jediegener Name, aber er stimmt nich ganz. Rader! Id wollt mir eigentlich von Rader nennen — et wär een Aufwaschen

jewesen. Id bin aber nich stolz. Wat nützt dir 'n feiner Name, wenn du nischt zu fressen hast, sag id. Nee, sie sollen mir nur »Rader« heeßen. Von Rechts wejen is ja Müller mein Name. Aber id bin jezungen, Rücksichten zu nehmen auf die hochjeborene Verwandtschaft . . .“

„Rücksichten! Bastekt sich!!“ wiederholte er, in schallendes Gelächter ausbrechend.

Dann sah er sich prüfend um, nahm ein langes Messer vom Tisch, stellte sich in Positur, machte den Mund auf und schob in aller Seelenruhe das Messer hinein, bis man kaum noch den Griff sah. Er zog das Messer heraus, steckte es in den rechten Rockärmel und brachte es grinsend aus dem linken Hosenteil wieder zum Vorschein.

„Id bin Artist,“ sagte leutselig Herr Rader, respektive von Rader, respektive Müller. „'n juter! Aberst diese Affenjesellschaft von Franzosen hat keen richtiges Verständnis nich' for die Kunst . . . Junge, Junge, seit id damals über die Grenze jeloffen bin und dem deutschen Schandarm hinübergerufen hab', er wär 'n Hornochse, hab' id jeden Tag rejelmäßig bedeutend wenijer zu fressen jekriegt als for meine Konstitution jut jewesen is. So is der Herr von Rader auf den Hund gekommen, wollt' sagen auf die Fremdenlegion. Schab' nischt. Wenn sie mir nich' sehr höflich und zuvorkommend behandeln, dann empfehl id mir wieder. Durch die Lappen — aus dem Sinn! Siehst du wohl?“

Herr von Rader kramte geheimnisvoll in seinen Taschen, drehte sich herum, um irgendwelche Vorberei-

tungen künstlerisch zu maskieren, wandte sich uns wieder zu und — aus dem verzerrten Maul seines grinsenden Satyrkopfes sprang ein gewaltiger Feuerstrahl. Der kleine Schuster (er mochte wenig über zwanzig Jahre sein) saß mit weitaufgerissenen Augen erschrocken da.

„Trotzig, nicht?“ sagte Herr von Rader gelassen. „Ja hab' so 'ne Ahnung, als ob id mir vons französische Afrika gelegentlich ins innerliche Afrika verflüchtigen werde und 'ne jediegene und jeachtete Stellung als Medizinmann und Zauberer bei einem Negerhäuptling akzeptiere. Ja fürchte nur for die Trinkverhältnisse. Balm Schnaps, nicht? Junge, Junge, wenn sie Kümmel hätten da unten! — — Sag' mal (er wandte sich an mich), du feinjelleidetes Bruderherz, wat sagst du eigentlich zum französischen Absinth?“

Ich brummte irgend etwas.

„Labberig ist er!“ stöhnte Herr von Rader betrübt. „Sanz labberig . . .“

Wenn der komische Kauz gewußt hätte, daß er mit seinen Schnurren und seinem Gerede mir getreulich half, einen unsäglich schweren Anfang zu überwinden, so würde er sich daß gewundert haben.

Ein großes Erzählen hub an. Von Artistenhunger und Artistenelend und von den tausend kleinen Kniffen und Gaunereien, mit denen sich der immer hungrige und immer durstige Herr von Rader durch ein Landstraßenleben hindurchgeschwindelt hatte. Von »Weißem« und vom Schnaps und vom Hunger. Besonders viel vom Hunger.

Der Rekrut Schuster erzählte. Seine Geschichte war

einfach. Vor wenigen Wochen hatte er noch die Uniform eines in Köln liegenden Infanterieregiments getragen. Er war Rekrut. Ging eines Sonntags mit anderen Rekruten ins Wirtshaus und betrank sich. Als die Wirtshauspatrouille kam, und der führende Unteroffizier grob wurde, stieß er ihn vor die Brust, rannte ein paar Soldaten der Patrouille um, riß sich los und lief davon. In irgend einem Winkel schloß er seinen Rausch aus. Dann kam die Furcht vor Strafe. Ein Trödler gab ihm schlechte Zivilkleider für seine Sonntagsuniform. Dann trieb er sich auf der Landstraße herum, kam zur Grenze, und Handwerksburschen zeigten ihm, wie man sich in einer dunklen Nacht über die Grenze stiehlt. Der Hunger kam im fremden Land und —

„Wir haben immer über die Legion gesprochen. Die anderen Deutschen, mit denen ich auf der Landstraß' gered't hab', haben auch alle in d' Legion wollen. Ich hätt' auch nie wieder nach Haus können. Mein Vater hätt' mich totgeschlagen.“

„Das hätt' er nich' jetan!“ meinte Herr von Rader weise. „Du bist 'n dummes Luder gewesen, mein Sohn. Kalbsbraten hättest du jekriegt. Steht schon in der Bibel. Ja-woll!“

Die Tür wurde aufgerissen, und ein Sergeant kam herein.

„Ist der Legionär Carlé hier?“

Ich meldete mich.

„Der Herr Oberstleutnant wünscht, mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie mit auf den Kasernenhof.“

„. . . Bitte, setzen Sie den Hut auf,“ sagte der Oberstleutnant. Er sprach Deutsch ohne den leisesten fremdartigen Akzent. „Nein, Sie brauchen nicht stramm zu stehen. Ich habe von Ihnen gehört und möchte Ihnen ein paar Worte sagen. Ich habe in der Fremdenlegion als gemeiner Soldat gedient. Seien Sie überzeugt, es ist keine Schande, in einem ruhmgekrönten Korps zu dienen. Es kommt alles auf Sie selbst an. Wer in der Fremdenlegion militärisch tüchtig und ein intelligenter Kopf ist, dem steht ein Avancement offen, wie es in keiner Armee der Welt zu haben ist. Gebildete und tüchtige Menschen haben ihren Wert in der Legion, das wollte ich Ihnen sagen. Welchen Beruf hatten Sie?“

„Journalist — — Schriftsteller . . .“ stotterte ich. Mir war erbärmlich zu Mute.

Die klugen Augen sahen mich forschend an. „Na ja, ich würde auch nicht gerne darüber reden an Ihrer Stelle. Aber ich will Ihnen einen Rat geben: Melden Sie sich zum ersten Regiment der Legion. Sie haben dort eine größere Chance auf Felddienst. Dort unten wird ein Kampf für die Zivilisation gekämpft, und schon so manche glänzende Karriere ist dabei gemacht worden. Ich wünsche Ihnen viel Glück.“

Er gab mir die Hand. Ich glaube, dieser Offizier war ein guter Soldat und ein braver Mann. —

* * *

Der Artist mit dem lustigen Sinn und dem großen Durst schnarchte fürchterlich; der deutsche Deserteur stöhnte dann und wann im Schlaf. Ich wälzte mich gequält auf meinem Bett.

In tollem Wirbel zog mein ganzes Leben an mir vorbei. Erinnerung auf Erinnerung folgte, Bild auf Bild jagte sich. Ich durchlebte wieder die Gymnasialjahre. Ich sah meinen Vater auf dem Quai in Bremerhaven stehen und mich zum letzten Mal grüßen; das Weinen meiner Mutter beim Abschied glaubte ich wieder zu hören. Dann kamen Erinnerungsbilder von dem großen Umherstreifen in Amerika. Ich sah mich als blutjungen Reporter und dachte in Schmerzen an die Begeisterung jener Zeiten — wie stolz ich war, als ich zum erstenmal eine große Sache in die Hand bekam. Wie ich damals von einer Droschke in die andere durch San Francisco hekte und interviewte und Details zusammentrug... Wie ich die Arbeit mit der Feder lieb gewann, und wie der erste Erfolg kam.

Vorbei, alles vorbei!

Wie mich die Bilder quälten! Ich wollte sie gewaltsam wieder abschütteln. Ich dachte daran, wie ich in der allerersten amerikanischen Zeit, unten in Texas, Negeraufseher auf einer riesengroßen Farm gewesen war und den auffälligen Schwarzen gegenüber meinen Mann gestellt hatte, ich dachte an das tolle Reiten, an die Revolverschießereien, an das harte, brutale Leben, in dem ich mich glücklich gefühlt hatte. Warum sollte es jetzt nicht gehen! In der Legion würde ich bald genug ernsten Dienst sehen, ins Feuer kommen —

Aufregung und Kampf haben und ein Vergessen finden.

Hurrah für das alte wilde Leben . . .

Es half nicht.

Ruhelos warf ich mich umher — es drängte mich, in bitterer Sehnsucht, einen lieben Namen hinauszuschreien . . .

Zum erstenmal seit den Tagen der Kindheit kamen die Tränen.

Nach Afrika!

Bahntransport der Legionsrekruten. — Der kleine Faden am Bein. — Ein patriotischer Kondukteur. — Marseille. — Die Pforte zu den französischen Kolonien. — Das Truppenhotel. — Von gelben und blauen Farben und der Symbolik des Herrn von Rader. — Die Zähmung des Schiffsofchs. — Die Fama vom preussischen Prinzen der Legion. — Oran. — Algerischer Wein. — Wie der Legionär nach Spanien desertierte.

Am nächsten Morgen mußten wir uns im Kasernenhof aufstellen. Ein Sergeant gab jedem von uns ein Silberstück — einen Frank. Das war die Reisezehrung für die lange Fahrt ans Mittelländische Meer. Ein Küchen солдат verteilte Brotlaibe, und dann marschierten wir unter Führung eines Korporals zum Bahnhof. Ich muß sehr komisch ausgesehen haben mit dem Brotlaib unterm Arm — jedenfalls sah ich beharrlich auf den Boden, weil ich mir — es gibt keinen anderen Ausdruck dafür — so »deplaciert« vorkam, daß ich fürchtete, in den Augen Vorübergehender so etwas wie Bewunderung oder gar Mitleid zu lesen.

Wir kamen auf den Bahnhof. Der Korporal brachte uns an den Marseiller Zug, gab uns seinen Segen, drehte sich eine Zigarette und wartete geduldig auf dem Perron, bis der Zug aus dem Bahnhof hinausrumpelte. Jede weitere Aufsicht war unnötig. Das kollektive Militärbillett bezeichnete uns in deutlichen roten Lettern als Legionäre der Fremdenlegion. Und der Kondukteur sah in bravem Patriotismus auf jeder Station, auch auf der kleinsten, getreulich nach, ob die neuen Söhne Frankreichs nicht vielleicht das

fluchwürdige Verlangen trügen, irgendwo anders als in Marseille auszustiegen. Es wäre aber nicht gegangen — mit dem Billett wäre man an keiner Perronsperre vorbeigekommen! Es ist eine praktische Einrichtung, dieses Militärbillett. Herr von Rader behauptete, er sei eine kleine Fliege, und das Militärbillett sei der Faden, mit dem man ihn an den Beinen festgebunden habe.

Als wir in Marseille ankamen und aus dem Zug stiegen, sahen wir, wie unser fürsorglicher Kondukteur die Bahnhofshalle entlangsaufte und mit herumfuchtelnden Armen einem Sergeanten an der Perronsperre Semaphorensignale machte.

„Ich hab' sie, da sind sie!“ sollte das vermutlich heißen.

Dieser Kondukteur war ein Steuerzahler und ein Patriot und sorgte dafür, daß Frankreich auch behielt, was Frankreichs war.

Der Sergeant, hinter dem noch ein Korporal auftauchte, nahm uns liebevoll in Empfang. Der Korporal führte uns durch die Stadt, der Herr Sergeant aber schlenderte in gehöriger Entfernung auf dem Trottoir voraus — er wollte zweifellos den Anschein vermeiden, als ob er zu uns gehöre. Man konnte ihm das nicht übelnehmen, denn wir sahen nicht hübsch aus, und die Nachtfahrt hatte uns sicherlich nicht verschönert.

Den langen Hafen entlang marschierten wir, durch eine wimmelnde Menschenmasse, durch ein kosmopolitisches Getriebe, zwischen arabischen Lastträgern, fetten Levantinern und gestikulierenden Südfrenzoisen. Da

lag Schiff an Schiff. Elegante Salondampfer. Eiserner Tramps, denen man die Nöte des Lebens und die zu hohen Kosten des dringend erforderlichen neuen Farbanstrichs ansah; levantinische Barken mit komischen Rundsegeln und einer Besatzung, die für ihre Hemden nur die Wahl zwischen zwei Farben zu haben schien, zwischen schreiendem Rot und gellendem Blau; Segelschiffe in etlichen hundert verschiedenen Konstruktionen, Riesenträne, eine kolossale Drehbrücke, die von ihrem einzigen Pfeiler aus hoch droben in der Luft herumbaumelte und sämtlichen Gesetzen der Schwerkraft Hohn zu sprechen schien. Fässer, Kisten und Säde flogen uns an der Nase vorbei, von wuchtigen Fäusten gestoßen, geschoben, geschleudert. Ueber allem Schreien, Gellen und Lärmen.

Wir gelangten an das kleine, uralte Hafensort, das die Durchgangspforte für alle Kolonialtruppen Frankreichs bildet. Das Fort St. Jean. Ueber eine mittelalterliche Fallbrücke schritten wir. In dem riesigen Eichentor tat sich ein kleines Pfortchen auf. Pfeifen und Töhlen schallte uns von innen entgegen. Der Salut für die neuen Legionäre! Auf dem Hofe drängten sich, stoßend und gestikulierend Spahis und Tirailleurs, die hier auf das nächste Truppschiff warteten. Das Herumstehen mochte ihnen langweilig genug geworden sein. Neugierig umringten sie uns.

„Oh la, la, les bleus pour la légion!“ Die Blauen für die Legion. . . .

Ein Korporal der Spahis erklärte mir die sonderbare Bezeichnung.

„Was heißt das eigentlich, die Blauen?“ fragte ich ihn.

„Blau?“ sagte er. „Oh, das sind Rekruten. Offiziell nennt man Rekruten: die jungen Soldaten (les jeunes soldats). Im Armeejargon sagt man aber: »die Blauen«.“

„Komischer Ausdruck!“ meinte ich.

Der Spahikorporal zündete sich eine neue Zigarette an, und nickte nachdenklich. „Man weiß auch nicht recht, woher der Name kommt. Mein Kapitän erklärte mir einmal, die Bezeichnung stamme noch aus napoleonischen Zeiten. Damals trugen die französischen Soldaten steife Halsbinden, um den hohen Kragen der Uniform gerade zu halten. Diese Halsbinden sollen etwas Fürchterliches gewesen sein, eine Marter. Sie hielten den Kopf wie in einem Schraubstock, und man brauchte lange Zeit, sich an sie zu gewöhnen. Die Rekruten wurden von dieser famosen Halsbinde während der ersten Zeit ganz blau im Gesicht vor lauter Anstrengung und Gewürgtsein. Und die altgedienten Soldaten riefen ihnen lachend zu: Aha, die Blauen — die Blauen!

Herr von Rader (er lebt in meiner Erinnerung nur als „Herr von Rader“) — Herr von Rader stieß mich an.

„Bruderherz, wat machen die Kerle mit die tollsalen Hoson?“

Die Spahis waren bei der Toilette. Sie zogen ihre Zuavenjäckchen aus und zupften die riesigen roten

Bluderhosen zurecht, die in ungeheuren Falten bis zu den Knöcheln herabfielen.

„Junge, Junge, wat for 'ne Verschwendung,“ meinte Herr von Rader. „Aus einer solchen Hose mach' id Hosen for 'ne ganze Famillje, und dann bleibt noch 'n Unterrod for die Trohmutter übrig.“

Dann kam das Anlegen der Schärpen. Je zwei Mann halfen sich gegenseitig. Sie hielten ein etwa fünf Meter langes, einen Viertelmeter breites hellblaues Tuch aus feinem dünnen Stoff straff gespannt. Der eine legte es sich an die Hüften und drehte sich blitzschnell um sich selbst, bis er in die Binde eingerollt war.

Die Spahis legten offenbar großen Wert auf diese Schärpen! Sie schlangen sie kunstvoll, möglichst straff, möglichst glatt und beäugelten sich kokett, ob auch ja die ceintures recht gut sähen. . . .

Immer lauter wurde der Lärm auf dem Hof. Von einer Galerie herab schrie ein Unteroffizier Namen aus, und rottenweise stiegen die Soldaten die Treppen empor, um ihre Reiselöhnung in Empfang zu nehmen. Wir Legionsrekruten standen in einem Winkel und wußten nicht recht, was wir anfangen sollten. Schließlich rief uns ein Korporal zu, wir sollten uns zum Teufel scheren. Hier seien wir im Wege. Wir kämen noch lange nicht daran, wir verdammt Blauen! Als er brummend weiterging, trugen Soldaten lange Holzgestelle herbei, mit langen Reihen von Blechnäpfen darauf. Die Spahis und die Zuaven bildeten sofort einen dichten Anäuel um die dampfenden Eßgeschirre, aber Herr von Rader stürzte sich schleunigst dazwischen

und eroberte auch richtig Portionen für uns alle. So lernte ich zum ersten Male la gamelle kennen, den ehrwürdigen blechernen Eßtopf des französischen Soldaten, der schon zu Zeiten des ersten Napoleons la gamelle genannt wurde. Die französische Militärsuppe, aus Brot, allen möglichen Gemüsen und einem Stückchen Fleisch, ist ebenso alt und ebenso ehrwürdig in ihrer Zubereitung. Die Musketiere des Sonnenkönigs kochten sich genau die gleiche Suppe und aßen sie aus fast den gleichen Feldgeschirren.

Dann schlenderten wir umher. Lärmender Wortschwall aus einer Ecke des Gebäudes, Weinfässer vor einer Türe, zeigten die Kantine an. Wir gingen hinein. Raum hatten wir uns an einen Tisch gesetzt, so fielen der Kantinenwirt und seine Leute sofort über uns her. Geschäfte wollten sie mit uns machen. . . . Rader verkaufte seine Stiefel für einen halben Frank. Als der Handel anfänglich daran zu scheitern drohte, daß er nicht barfuß laufen wollte, schleppte der Wirt ein Paar zerfetzte alte Zuavenschuhe als Ersatz herbei. Mich plagte er, ihm meinen Mantel zu überlassen. Ja, es sei ein sehr guter Mantel. Ein armer Mann wie er möchte gerne einen solchen Mantel haben. In der Legion müsse ich ihn doch sofort verkaufen, und ich bekäme sicherlich nicht mehr als zwei Franke dafür. Er würde mir vier geben. So viel würde ich nie bekommen in Algerien. Eine halbe Stunde lang redete er auf mich ein. Da der arme Mann aber sehr behäbig aussah, und ein Zuave mir zuflüsterte, das cochon von einem Wirt werde reich durch solche Geschäfte,

ging ich auf den „Handel“ nicht ein. Nun versuchte er es mit den anderen und erhandelte für Kupferstücke allerlei Sachen, die zwanzigmal soviel wert waren, als er für sie bezahlte. Stiefel, Röcke, Portemonnaies — alles mögliche. Der Schweizer verkaufte sogar seine Hose, von den Beinen weg. Fünf Sous bekam er und eine schmierige Infanteristenhose, weil er doch irgend- eine Bekleidung für seinen unteren Menschen haben mußte. . . . Des diden Wirtes Augen funkelten vor Gier. Er kaufte auf, was er nur erhaschen konnte.

Die armen Teufel von Regionsrekruten waren noch ein Objekt für Ausbeutung.

Draußen war's schöner. Ich ging fort, während die anderen über dem schweren Wein lachten und lärmten, und schritt durch das Fort. Droben auf der höchsten Bastion setzte ich mich auf ein grasbewachsenes Plätzchen. Weithin war der Blick frei. Wie feiner gelber Dunst lag es über der Stadt und der Hafenseite. In massigen Häufervierteln lag die Stadt da. Weiter draußen wuchsen die Terrassen in leichter Steigung empor, mit kleinen Häuschen, deren flache Dächer das Gelb zurückwarfen und den Farbenton verstärkten und verdoppelten. Ueber dem Hafen breitete es sich wie ein Spinnengewebe. Das waren Schiffsmasten und Tauwerk und Kräne und Brücken, die in der Entfernung so zart und winzig klein erschienen wie Schleierfäden.

Auf der anderen Seite wohnte die große Ruhe. Zwischen die Fortmauern und ihrem Gegenüber von dunkelgelben Felsen schob sich eine kleine Bucht, ein

Nebenpfad des Meeres. Wenn man hinunterblickte, sah man tief unter sich das schönste, tiefste, abgründigste Blau, das es in dieser Welt gibt.

Herr von Rader war mir nachgegangen. Er nickte mir zu, ließ sich auf die Mauer setzen, die Beine baumeln und spuckte gedankenvoll in das raunende Meer tief unter ihm. Er freute sich sehr, wenn es ihm gelang, einen Fischer zu treffen.

Und ich dachte, welch' ein merkwürdig Ding dieser wellenbespülte Festungsbau, mit den uralten Bastionen und den leeren Plätzen für Lafetten und Festungsganonen war. Eine Herberge war aus ihm geworden in seinen alten Tagen, eine Karawanserai, ein Bungalow, das jahraus, jahrein nichts anderes zu tun hatte, als immer wieder anderen Rekruten der Kolonialarmee Obdach zu geben, bis das Schiff sie fortführte nach Afrika oder nach dem chinesischen Tonkin oder nach Madagastar. Das alte Fort war die Pforte, durch die Frankreichs Regimenter in die Kolonien zogen. Für manchen die Pforte zur Ehrenlegion, für die Mehrzahl die Pforte zu Elend, Leiden, Krankheit, zu einem namenlosen Grab im heißen Sand.

Welchen Weg würde ich gehen? Ins Verderben hinaus. . . .

* * *

Ich ging vorne an den Bug und hielt mir die Ohren zu, damit nicht irgendein französisches Wort mich daran erinnere, daß ich Legionär war. Ich vergaß Legion und Schiff und Elend und starrte hinaus

auf das Märchen von Marseille. Da war ein stilles Meer. Aus seinem Wasser heraus wuchsen Halbinseln und Landzungen. Die hatten sich in blaugraue Dunstschleier gehüllt und spielten miteinander Verstedden, genau wie im Märchen. Bis Frau Sonne kam, den Dunstschleier wegstrahlte und nacheinander die Hügel und Häuserchen ins rechte Farbenlicht setzte. Eine Felseninsel stieg auf mit einem düstern alten Kastell, dem Gefängnis, aus dem Dumas seinen Abenteuerer Monte Christo entfliehen ließ. Und dann nur das weite Meer, die Inkarnation blauer Schönheit. Meer und Sonne hatten sich zusammengetan, einen armen Teufel von Legionär das Vergessen zu lehren. Immer neue Bilder schufen sie in raschem Wechsel. Da war eine kleine Welle weit draußen, die mit der Sonne Haschen spielte. Bald gelang es ihr, zu entfliehen, bald wurde sie gefangen und spottend mit einer Flut von Licht überschüttet. Dann kam sie brausend auf uns zu, stieß sich den Kopf an der harten Schiffswand, prallte zurück, fing entrüstet zu zanken an und machte großen Lärm. Langsam beruhigte sie sich und fing an, leise zu erzählen. Plitsche — platsche — vom Frieden unten im Meer — plitsche — platsche — von den allerschönsten Meernixen — plitsche — platsche — lief sie lachend davon und balgte sich mit einer andern Welle.

Ich wußte, daß ich ein Deklassierter war. Aber daß die Verachtung, die Geringschätzung, die niederträchtige Behandlung schon beim Schiffstoch des Transportdampfers beginnen würde, hatte ich nicht erwartet.

„Nix comprend!“ schrie der Koch. Das Paketboot

der »Compagnie des Messageries Maritimes«, das uns neun Legionsrekruten von Marseille nach Oran brachte, hatte an dem Koch eine ganz miserable Akquisition gemacht. Der Mensch antwortete auf den Namen Jacques, wenn es ihm gerade paßte. Er war boshaft, heimtückisch, verlogen, cholertisch und schmutzig.

Am ersten Tag bekamen wir bis gegen Abend nichts zu essen. Als es am zweiten Tage drei Uhr wurde und wir immer noch nüchternen Magens auf die erste Mahlzeit warteten, sagte ich ihm, daß unsere Verpflegung bezahlt sei und daß er uns gefälligst etwas zu essen geben solle.

Die Antwort war zunächst ein reichhaltiges Assortiment von Flüchen. Fluchen konnte er sehr schön. Dreißig Legionäre mußten eben warten. Wenn er gerade übrige Zeit hätte, würden wir schon etwas zu essen bekommen.

Ich freute mich! Wie man mit der Sorte umgeht, wußte ich von meinen amerikanischen Zeiten her.

„Siehst du, mein Sohn,“ wandte ich mich liebevoll an ihn, „diese acht Kameraden von mir sind Deutsche und können kein Französisch. Sie können aber prügeln! Siehst du, wie sie um dich herumstehen? Ich glaube, sie werden dich sehr prügeln.“

„Allez donc!“ meinte der Koch zweifelnd und unruhig.

„Sie werden dich wahrscheinlich totschlagen!“

Der Koch wurde bleich, schob sich rückwärts in seine Kombüse zurück und fischte aus dem Herd ein Blech heraus, in dem Makkaroni schwammen. Dann brachte

er uns Brot in Fülle und eine Art Gießkanne, in der drei Liter Wein sein mochten. Dafür gab es aber keine Messer, nur vier Gabeln für neun Mann und einen einzigen Blechtopf zum Trinken.

Neulich ist eines dieser Paketboote gestrandet. Hoffentlich war es dieses Boot und hoffentlich ist dieser Koch dabei erstickt! —

Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Fahrt. Am Abend des zweiten Tages kam aus dem Territorium der ersten Kajüte ein Sergeant der Fremdenlegion zu uns Bewohnern des Vorderschiffs herüber. Wollte sich mal die neuen Legionäre ansehen. Da er ein Belgier war und mit den anderen nicht Deutsch sprechen konnte, so wurde mir für einige Stunden die Ehre seiner Gesellschaft zuteil.

Die Deutschen seien ein sehr gutes Soldatenmaterial, jedoch viele Dickhäuter darunter. Eigensinnig, ein bißchen schwerblütig. Ich sollte in der Legion nur mit Franzosen verkehren, auf daß sich mein Französisch bessere. Worauf der Herr Sergeant eine Flasche Wein bestellte und von der Legion sprach. Das meiste, was er sagte, war gelogen. Eine dieser Geschichten ist dennoch des Erzählens wert.

„Im Jahre 1880 diente in der Legion ein junger Deutscher. Er war ein ausgezeichnete Soldat, sprach brillant Französisch und galt als guter Kamerad. Eine Abteilung der Legion, zu der dieser Deutsche gehörte, wurde bei Saïda von Beduinen überfallen. Der führende Offizier, ein Leutnant, wurde verwundet, die Unteroffiziere fielen. Da übernahm der junge Deutsche

das Kommando und befahl einen tollkühnen Bajonettangriff, der dem Häuflein Luft schaffte, bis Hilfe kam. Mit einem Schuß in der Brust brachte man den jungen Helden ins Hauptquartier des Regiments, und der Oberst heftete dem tödlich Verwundeten sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion an die Brust. Der fragte den Doktor, ob er eine Chance habe, durchzukommen. Der Arzt sagte natürlich ja. Der Verwundete wurde grob und verlangte die Wahrheit zu wissen. Er erfuhr sie. Als er wußte, daß sein Tod nur eine Frage von Stunden war, flüsterte er seinem Regimentskommandeur ein paar Worte ins Ohr.

In der nächsten Stunde jagten sich die Telegramme zwischen der kleinen Wüstenstation und Deutschland. Am Abend starb der Legionär. Eine Woche darauf aber kam eine tiefverschleierte Dame nach Saïda, die die Leiche des tapferen Jünglings mit sich nach Deutschland nahm. Um den kostbaren Sarg wurde die französische Flagge gehüllt, und Ritter der Ehrenlegion trugen ihren Toten auf den Wagen, der ihn nach Oran bringen sollte. Der junge Deutsche war ein königlicher Prinz von Preußen gewesen . . .“

Also erzählte der Sergeant.

„Glauben Sie diese Geschichte?“ fragte ich.

„Absolute Tatsache!“ antwortete der Sergeant ernst . . .

Die gleiche Historie, besser oder schlechter erzählt, je nach dem Erzählenden, wurde mir später noch duzendemal aufgetischt. Sie ist ein Bestandteil der von Legionär zu Legionär erzählten Chronik der Fremden-

legion, und ich habe mich oft darüber gewundert, wie dieses Märchen wohl entstanden sein mochte. Es stellt wahrscheinlich das Schicksal irgendeines Jungen aus gutem deutschem Hause dar, den die Legionsfama im Laufe der Jahre zum königlichen Prinzen avancieren ließ.

* * *

In der Mittagssonne tauchte Oran auf. Neun Legionsrekruten standen Schulter an Schulter an der Reling und betrachteten mit neugierig wundernden Augen das Land, in dem sie Kriegsdienste leisten sollten, die zickzackige Küstenlinie, die gewaltigen oergelben Sandsteinfelsen. Da begannen Küstenbatterien zu feuern, Schuß auf Schuß. Als das Schiff näher kam, sahen wir die schwimmenden Scheiben im Meer. Aber die Schrapnells, die jedesmal eine kleine Wassersäule emporwarfen, plähten in ganz gehöriger Entfernung vor und hinter der Scheibe.

Der alte Sergeant zuckte die Achseln.

„Mich interessiert nur unser Schießen,“ sagte er. „Wenn es darauf ankommt, mit dem guten alten Lebelgewehr zu schießen, dann schießt die Legion besser als alle französischen Regimenter zusammengenommen.“

Auf seine Legion ließ er nichts kommen, der grauhärtige Sergeant.

Jedenfalls waren die Küstenbatterien ausgezeichnet maskiert. Selbst als mir der Sergeant die Positionen zeigte, konnte ich nichts entdecken. Hoch oben in die Sandsteinfelsen waren die Geschütze eingebaut, hinter

kleinen Sandhügeln, deren Künstlichkeit kein Mensch hätte entdecken können. Absolut versteckt.

Langsam liefen wir in den Hafen ein. Die Felsen auf beiden Seiten schienen sich zu spalten, und in dem klaffenden Riß erschien, wie herausgezaubert, die Festungsstadt Dran. Flache Dächer — ein hügelig aufsteigendes Häusergewimmel. Der eigentliche Hafen winzig klein. Ein mit starken Wellenbrechern umsäumtes Quadrat, in dem schnurgerade ausgerichtet, dicht nebeneinander zwölf Torpedoboote, zwei kleine Kreuzer und ein halbes Duzend Kauffahrteischiffe lagen. Wir legten am Quaischuppen an, und sofort kam der unvermeidliche Korporal an Bord. Der berühmte Korporal der französischen Armee, der das Mädchen für alles ist und mehr wirkliche Arbeit leistet, als alle übrigen Chargen zusammengenommen. Der Mann zählte uns umständlich ab, auf daß ihm ja kein teures Haupt fehle. Dann marschierten wir nach der Kaserne.

Neun Rekruten rissen die Augen weit auf. Neger im Lendentuch und roten Fes mit ungeheuren Lasten auf den Schultern eilten mit trippelnden kleinen Schritten vorbei; schweigsame Araber, von Kopf zu Fuß in den weißen Burnus eingehüllt, standen regungslos in den Ecken; Offiziere promenierten, Damen in duftigen Sommerkleidern blieben stehen und sahen uns mit einem Gemisch von Neugierde und Mitleid an. Eine Spahi-Ordonnanz in knallroter Uniform mit weitflatterndem Mantel jagte auf schaumbedecktem Schimmel vorbei und rief uns grinsend zu:

„Bon jour, les bleus!“

Ueber große Plätze mit europäischen Duzendhäusern, die ebensogut irgendwo in Deutschland oder Oesterreich hätten stehen können, ging es hinein in kleine Gassen, in denen sich halbnachte schwarze und braune Kinder herumbalgten.

Dann wurde es sandig. Der afrikanische Sand, der im Leben eines Legionärs eine große Rolle spielt, begrüßte uns. Wir kamen auf eine Straße, eine ideale Straße, deren leichtgebogene Oberfläche hart wie Stein war. Eine längst verfllossene Generation von Fremdenlegionären hatte sie gebaut.

„Leschionär' ham' die Sträß' baut,“ sagte der Korporal.

In langen, langsam ansteigenden Serpentinien wand sich die Straße um die Küstentfellen herum. Eine Stunde lang mochten wir marschiert sein, als die Mauern eines alten Kasernements auftauchten. Wieder eines der Hotels, eine der Durchgangsstationen für das immer neue Menschenmaterial, das Frankreichs Algerien fortwährend verschlingt. Unsere Schritte hallten auf dem steingepflasterten Hof. Ein Leutnant verlas unsere Namen und amüsierte sich über das kräftige deutsche „Hier“, mit dem geantwortet wurde.

Wir wurden in eine Art Verschlag gebracht. Die eine, kaum fünf Meter messende Längseite des dunklen Raumes entlang lief eine Art Britsche, eine schräge, aus Brettern zusammengenagelte Lagerstatt. In einer Ecke stand ein großer Tontrug mit Wasser, und in einem Winkel waren ein halbes Duzend dünner brauner Wolldecken hingeworfen. Von früheren Bewohnern zeugten

Hunderte von Zigarettenstummeln und eine reichhaltige Kollektion von Rehricht auf dem Boden.

Das Soldatenleben begann.

Als es dunkel wurde und meine Kameraden sich auf der Britsche ausstreckten, schlich ich mich davon. Es war zu dumpf und zu eng in dem Raum. In einem stillen Winkel im Hof legte ich mich hin, in meinen Ueberzieher gewickelt. Fünf Minuten war ich allein. Dann kamen Gestalten in Legionsuniform. . . .

Es sei ein schöner Abend. Es sei eine ausgezeichnete Idee, hier draußen zu schlafen. Sie wären von Sidi-bel-Abbes abkommandiert, um das Kasernement hier in Ordnung zu halten. Ob ich schon wüßte, daß ein Liter hier nur vier Sous koste? Sehr guter Wein! Sie hätten allerdings keine vier Sous. Dagegen sei die Kantine noch offen! . . .

So kam es, daß in der ersten Nacht auf afrikanischem Boden ein Frankstüd in fünf Flaschen algerischen Weins umgewandelt wurde.

Die Flaschen klirrten, und der Wein gluckte hörbar. Jemand klopfte in der Nähe an eine Tür. Erst leise und vorsichtig, dann lauter, dringender.

„Das ist der Kote! Der hat Durst!“ sagte einer der Legionäre, ohne eine Miene zu verziehen. „Er ist eingesperrt.“

Als ob das etwas Selbstverständliches wäre. Wir gingen alle hin. Ganz oben an der Türe, über Mannshöhe, war ein kleines Gitter, durch dessen Stäbe man eine Hand sah, die ein blechernes Eßgeschirr emporhielt. Ein Legionär kletterte auf die Schulter eines anderen,

eine Flasche wurde emporgereicht, und durch das Gitter hindurch ergoß sich der rote Wein in das Eßgeschirr. Gleich darauf ertönte aus der Zelle ein vergnügliches Schmazen.

„Warum ist der eingesperrt?“ fragte ich.

Dies ist die Geschichte:

Man nannte ihn den Roten, weil sein Haar in brennendem Rot leuchtete. Er war ein alter Legionär mit zehn Jahren Dienstzeit und wußte ganz genau, daß er auf der Welt zu nichts mehr taugte als zum Legionär. Denn zehn Jahre sind eine lange Zeit . . . Als er aber in dieses langweilige Kasernenhotel kommandiert wurde, und den ganzen Tag lang das Meer vor sich sah, regte sich ein gewaltiger Freiheitsdrang in ihm. Und eines Abends ging er hinunter an den Hafen, spazierte die Küste entlang, suchte sich ein arabisches Fischerboot aus, das ihm gefiel, sprengte in aller Gemütlichkeit die Kette mit einem großen Stein, zog das Segel auf und fuhr hinaus ins Meer. Spanien war ja nicht weit. In etlichen siebzehn oder achtzehn Stunden trieb ihn ein günstiger Wind nach der spanischen Küste. Es war ein felsiges, steiniges Ufer, an dem er landete, und außer ein paar Fischerhütten war nichts zu sehen. Die Fischer erstaunten über den Mann in den roten Hosen und gaben ihm getrocknete Fische zum Essen und Quellwasser zum Trinken. Der Rote hatte sich das längst vergessene Zivilleben eigentlich weit schöner vorgestellt. Als aber ein hübsches spanisches Mädel erschien, fand er das Zivilleben doch schön und wurde — nun, er wurde so, daß die Fischer ergrimmt.

Mit knapper Not rettete er sich in sein Boot. Und in weiteren zwanzig Stunden war er wieder in Oran, band das Boot seelenruhig an, gab dem zeternden arabischen Eigentümer einen gewaltigen Fußtritt und erzählte seinem Kommandeur ein schönes Märchen von einem ganz zufälligen Einsteigen in das Boot und einem gewaltigen Wind, der das Boot losgerissen und ihn ins Meer hinausgetrieben habe. Weil der Offizier Humor hatte, kam der Mann der roten Haare mit ein paar Tagen Arrest davon.

Die Legionäre griffen gierig nach der letzten Flasche Wein. Ich starrte in ihre Gesichter, ob sie etwas ahnten von der Tragik dieses gewaltigen Freiheitsdranges, von der Tragik eines Menschen, der mit der hart gewonnenen Freiheit nichts anzufangen wußte.

In ihren Gesichtern war nichts zu lesen. Herrgott, zehn Jahre Fremdenlegion . . .

Legionär Nummer 17889.

Amerikanische und französische Signale. — Südwärts zur Stadt der Fremdenlegion. — Franz Adam Beyerlein in Sidbel-Abbès. — Pas bon sagt der Sergeant. — Ein letztes Aufbäumen. — Der Hohn der neuen Kameraden. — Die Weisheit des Negers. — Meine Kleider verhelfen einem Legionär zur Flucht. — La onzième. — Erödelhandel am Kasernentor. — No. 17889.

Irgendwo blies ein Trompeter. Ich lag still in meinem versteckten Winkel, das Gesicht unter dem Ueberzieher, der meine Bettdecke war, und befand mich in jenem Stadium des Erwachens, in dem man sich noch nicht entschließen kann, die Augen zu öffnen — in dem man Worte und Geräusche hört, ohne zu wissen, woher sie kommen und was sie bedeuten. Die von Ferne leise klingenden Trompetentöne schlichen sich in meinen Schlaf hinein, und mein schläfriges Gehirn suchte in der Erinnerung . . .

Mit einemmal wußte ich, was der Trompeter blies. Es war die Reveille, das Morgenweden der amerikanischen Armee. Die Töne klangen genau so tremulierend und hinausgedehnt, wie der kleine Smiley von der »Sixth Cavalry« sie zu blasen pflegte. Der Text fiel mir ein, den der Humor des amerikanischen Regulären zu diesem Signal gedichtet hat:

I can't get 'em up,
I can't get 'em up,
I can't get 'em up in the morning!
I can't get 'em up,
I can't get 'em up,
I can't get 'em up at all!

„Sie stehen nicht auf, sie stehen nicht auf, sie stehen nicht auf des Morgens . . .“

Mir schien es, als wäre ich verhext, verzaubert, verwunschen, als hätte ich nur einen häßlichen Traum geträumt von einem zerbrochenen Glück und einer phantastischen Fremdenlegion. Ein eisalter, nebeliger Tropenmorgen war es, im Santiago-Tal auf Kuba, und ich lag in meiner Hängematte und war immer noch Kriegskorrespondent. Drüben bei den Zelten des sechsten Kavallerieregiments blies Smilen die Reveille . . .

Lauter klangen die Trompetentöne. Ich erwachte, richtete mich auf und starrte in komischer Verwunderung den Hof des kleinen Forts bei Dran an und die Menschen in roten Hosen, die da herumliefen. Aber getäuscht hatte ich mich doch nicht; denn leise klang wieder von den Kasernen unten in Dran der Wehruf der Trompete herauf: Die amerikanische Reveille!

Des Rätsels Lösung ist einfach. Die französischen Signale zum Wecken und die amerikanische Reveille stimmen völlig überein.

Drei Tage lang blieben wir in dem kleinen Fort auf dem Sandsteinfelsen bei Dran. Dann brachte der Dampfer wieder neue Legionsrekruten, zwanzig Mann, und wieder waren es zum größten Teil Deutsche. Am gleichen Tage noch ging es auf der Eisenbahn weiter, hundert Kilometer nach dem Süden, nach Sidi-bel-Abbès, dem Zentraldepot der Fremdenlegion, dem Hauptquartier des ersten Regiments der Legion, des »premier étranger«.

Der rumpelige Bahnzug mit seinem uralten Rollmaterial brauchte sechs Stunden für die Fahrt. Zuerst ging es durch Gärten hindurch, und das Gelände bei Oran schien dicht besiedelt zu sein. Aber es dauerte nicht lange, da verschwanden die Gärten und Acker — der Sand begann. Weite wellige Linien; zerklüftete Felsen; schweigende Einsamkeit; Sand und Sonne.

Auf dem winzig kleinen Bahnhof von Sidi-bel-Abbès wimmelte es von Uniformen, und an der primitiven Perronsperre stand eine Unteroffizierspatrouille, die sich die paar Passanten scharf ansah und mit argwöhnischen Blicken wachte, ob nicht ein Legionär darunter sei, der sich den gelben Staub von Sidi-bel-Abbès von den Füßen schütteln wollte.

Wir marschierten nach der Kaserne. Die Legionärsstadt machte einen Eindruck auf das Geruchsempfinden, der in seiner Eigentümlichkeit selbst einem so Bieligereisten wie mir etwas Neues war.

Ein süßlicher Geruch hing dumpf und schwer über den Straßen, merkwürdig auf die Nerven fallend, zusammengesetzt aus Tausenden von Dingen — süß wie blühender Jasmin und doch dumpf wie Moder, häßlich und doch aufreizend auf die Sinne.

Dem Auge fiel vor allem das grelle Gelb auf. Gelb war die Sonnenluft, gelb waren die alten Festungsmauern, die vor vielen, vielen Jahren von Fremdenlegionären gebaut worden waren, gelb der sandige Straßenstaub. Grell wie alles, nur dann und wann von dem Stückchen Grün eines Gartens belebt, lag das Gelände um die Stadt da; in fahleren Tönen

ragten im Hintergrunde die Felsen des Theßalagebirges empor. Und als wollten sich die Menschen von Sidi-bel-Abbès der Natur in Mimitry anpassen, hatten sie ihre Häuser auch noch gelb angestrichen!

Durch Palmenhaine und Olivengärten marschierten wir. Ein Omnibus ratterte vorbei, dicht besetzt mit weißbeburnigten Arabern. Irgendwo im Hintergrunde glänzte das Minaret einer schneeweißen Moschee, und hoch oben am Turm auf kleinem Balkon stand ein arabischer Priester, dessen wallender weißer Burnus sich scharf gegen den Himmel abhob.

Dann kam eine merkwürdige Ueberraschung. An einer uralten, halbverfallenen Mauer, an der wir vorbeimarschierten, wurde eben ein neues Plakat angeschlagen. Als sich der schreiend rote Reklamezettel mit den dicken gelben Lettern entfaltete, lasen wir: Prochaine semaine: »La Retraite«, par Franz Adam Beyerlein . . .

Ein Theater in Sidi-bel-Abbès, der Stadt der Fremdenlegion! Und dieses Theater spielt Beyerlein's »Zapfenstreich«! Die Mauer und das Plakat verkörperten mir in jenem Moment die Bosheit der leblosen Dinge.

Aber schließlich mußte ich lachen über die Komik des Zufalls, die den Zapfenstreich ausgerechnet nach der Stadt der Fremdenlegion brachte! Was die Sidi-bel-Abbès'er Schauspieler wohl für Spottgebürten deutscher Uniformen aufgetrieben haben mögen . . .

An alten Festungsmauern ging es vorbei, die das ganze Städtchen umsäumen. Sie stammten noch aus

jenen Zeiten, als die Garnison von Sidi-bel-Abbès jeden Augenblick darauf gefaßt sein mußte, sich gegen die Beni Amer verteidigen zu müssen. Dann kam eine breite, saubere Straße. Auf beiden Seiten lagen riesige Kasernengebäude, die Reiterkaserne der Spahis und, in einem gewaltigen Gebäudeviereck, die Kaserne der Fremdenlegion.

Durch ein kleines Pförtchen in dem riesigen vergitterten Tor marschierten wir im Gänsemarsch auf den Kasernenhof. Die Soldaten der Wache, die auf einer langen Bank am Tor saßen, grinsten uns stumpfsinnig an, und ihr Sergeant, eine Zigarette zwischen den Zähnen, die Hände in den Hosentaschen, betrachtete uns mit einem unendlich hochmütigen Gesichtsausdruck, so wie ein Viehtreiber ein Stück Vieh taxieren mag.

„Pas bon!“ rief er seinem uns eskortierenden Kameraden lakonisch zu — „nicht gut!“

Das war die Begrüßung. Ich starrte auf die weite, kiesbestreute, peinlich saubere Fläche des Hofes, auf die kahlen Fronten der Kasernen und kam mir wie ein Narr vor, der in ein Narrenhaus eingesperrt werden soll. Mir war, als sei ich in gedankenlosem Wandeln vom Wege abgekommen und mit einem Male in einen Morast geraten. In einen häßlichen Sumpf. Zwischen diesen Mauern sollte ich leben? Unter diesen uniformierten Maschinen hausen! Nicht mehr denken — nicht mehr fühlen! Wie eine Wüste kam mir die ungeheure Fläche vor . . .

Überall in den Kasernen wurden Fenster auf-

gerissen, und Legionäre steckten die Köpfe heraus, schreiend und johlend:

„Eh — les bleus! Bon jour les bleus!“

Von allen Seiten kamen die Legionäre gerannt und riefen sich zu: Les bleus! — als handle es sich um ein ja nicht zu versäumendes Amusement. Während wir vor dem Gebäude der Kommandantur warteten, umdrängten uns Hunderte unserer neuen Kameraden, die in der schneeweißen Sauberkeit ihrer Uniformen sehr vorteilhaft von uns abstachen. Schlechte Witze, Fragen und Antworten flogen hin und her, ein wahres Kreuzfeuer.

„Hoh, habt Ihr nichts mehr zu fressen gehabt?“ schrie einer auf Deutsch.

„Dat mag so oder so jewesen sin, mein Sohn,“ antwortete Herr von Rader. „Du bist wohl sicher gekommen, weil dir dein vieles Geld plagte?“ Und schallendes Gelächter begrüßte die Antwort.

„Isch keener aus Frankfort da?“ schrie einer.

„Merde!“ sagte er, als er keine Antwort bekam, drehte sich um und ging.

Auch ein Bayer suchte nach einem Landsmann. Einer der Rekruten war auch wirklich ein Münchner.

„Jesses, jesses,“ apostrophierte ihn der bayrische Legionär, „du Luader, du saudumms, hättest net in Minken bleiben können, wo's halt a Bier gibt? Du werst di wundern! Du Urviech!“

Auch ein Neger war unter den Legionären. Er schien eine feine Nase zu haben, denn:

„You talk U. S.?“ fragte er mich. „Sprichst du »Bereinigte Staaten«?“

„I guess I do,“ antwortete ich.

„Oh Golly, white man, you 're a fool and the son of a fool!“ sagte der Schwarze mit einem breiten Lachen. „Weißer Mann, du bist ein Narr und der Sohn eines Narren!“

Ich lachte noch über diese komische Schadenfreude, als ein anderer Soldat sich neben mich drängte und leise flüsterte:

„Du, gib mir deinen Zivilanzug. Verkaufen mußt du ihn doch und bekommst nur ein paar Sous dafür.“

Ich guckte ihn an: „Wozu brauchen Sie denn Zivil?“ Das schnelle »Du« wollte mir nicht recht über die Lippen.

„Fort, fort will ich. Herrgott, wenn ich Zivil hätte, käm' ich durch! Dann ging' ich der Bande durch die Lappen. Schenk' mir doch den Anzug!“ sagte er. „Wenn du eingekleidet bist, hol' ich ihn aus deiner Kompagnie; ich bekomme schon heraus, wo du bist.“

Die Antwort blieb mir im Halse stecken! Der Mann sah mich mit flehenden Augen an, und ich hörte den Ernst aus seinen Worten. Entfliehen wollte er — desertieren. Ich konnte ihm dazu verhelfen! Der Blick auf die nackten Kasernen und den öden Hof war genug gewesen. — — Wenn er wieder kam, sollte er meine Kleider haben.

Da kam unser Sergeant aus dem Kommandanturgebäude zurück, und nach einem kurzen Namensauf-

ruf wurden wir in zwei Kompagnien verteilt. Die meine war »la onzième« — die elfte Kompagnie.

Man führte uns über den Hof nach der Kompagniekammer. Dort bekamen wir vorläufig Wäsche, eine Art Leinenanzug, aus zähen afrikanischen Alfa-Fasern gewebt, und — eine weißbaumwollene Zipfelmütze, die vorschriftsmäßig nachts getragen werden mußte. Worauf uns unter höchst anzüglichen und ohne Zweifel durchaus berechtigten Bemerkungen des Sergeantmajors (Bizefeldwebel) ein Stückchen Seife und ein Handtuch in die Hand gedrückt wurde. Dann marschierten wir zu einem kleinen Häuschen auf der Rückseite des Kasernenhofes, in dem ein primitives Brausebad eingerichtet war. Die Wasser spülten und spülten — und in der Tür stand ein Sergeant, der alle Augenblicke rief:

„Bon Dieu, wäscht Euch ja recht sauber!“ —

„Zivilkleider unter den Arm!“ kommandierte der Sergeant. Zu einem kleinen Seitentor wurden wir hingeführt. Der Posten stieß das Tor auf und — die Hölle brach los. Araber, Levantiner, spanische Juden, Neger belagerten das Tor und schrien, jeder in seiner Sprache, gellend auf uns ein. Sie gestikulierten mit Händen und Füßen, sprangen umher und machten einen unsäglichen Skandal. Um Kleider und Schuhe, um Hemden und Kravatten wurde nach allen Regeln der Kunst gefeilscht, während der Sergeant den Posten des ehrlichen Matlers übernahm.

Ein deutscher Trödler, der einem solchen Verschleudern zusehen konnte, würde erblassen vor Neid!

Ein guter Anzug mußte um 2 Franks verkauft werden, Stiefel um 80 Centimes, weiße Wäsche wurde kaum bezahlt. Wußten doch die Gauner von Sidi-bel-Abbès ganz genau, daß die Rekruten verkaufen müssen, daß sie das Tor nicht verlassen dürfen, ohne ihre Zivilkleider losgeschlagen zu haben. Drei Franken, höchstens vier, erlösten die meisten für ihr bißchen Eigentum. Meinen Anzug zog mir der Legionär von vorhin, der sich mit zum Tore geschlichen hatte, sackte aus dem Arm, stopfte ihn unter seine Jacke und machte sich schleunigst davon. Schon am nächsten Tage wurde er vermißt . . .

Dann ging es auf das Schreibzimmer der Compagnie, wo die Namen der neuen Rekruten und ihre Personalien eingetragen wurden — pro Forma. Was man sagte, wurde eben niedergeschrieben, und die sonderbarsten Angaben gingen anstandslos durch.

Herr von Rader erklärte, sein Vater sei Geheimer Oberregierungsrat, und als Beschäftigung gab er an, er sei Jongleur und Bizetfeldwebel der Reserve!

Jeder von uns bekam eine Nummer, die matricule der Fremdenlegion. Denn von jetzt ab war unser Name Nebensache. Numeriert wurden wir! Ich hieß von jetzt ab 17889. Ich war einer von Tausenden geworden, eine gleichgültige, unpersönliche, farblose Nummer.

Ich hatte erreicht, was ich wollte. Ich war untergesunken in der großen Masse.

Wie hieß ich doch? Nummer 17889!

In der Kaserne.

Auf der Kleiderkammer. — Des Trommlers Weisheit. — Von geschickten
Fingern und vom Ordnungssinn. — Das Lieblingswort der Fremden-
legion. — Was der Kommandeur der alten Garde bei Waterloo sagte. —
Alte und junge Legionäre. — Die Kantine. — Madame la cantinière. —
Das „Regimentsfest“. — fremdartige Menschen und unerhörte Dinge. —
Der Totenkopf. — Tabaksbeutel aus Frauenbrüsten. — Der Sträflings-
marsch. — Der Reichtum des Legionärs Raffedin. — Rehabilitation. —
Die Koransure von den Hengsten.

Die Kleiderkammer der ersten Kompagnie war in Aufruhr! In allen Ecken und Winkeln standen wir herum. Ueberall waren wir den fluchenden Unteroffizieren im Wege, die die allerkräftigsten Verwünschungen auf die Schererei mit den verdammten Blauen herabwetterten. Ein Korporal, zwei Sergeanten, der Bizefeldwebel, ein halbes Duzend auf die Kleiderkammer kommandierter Legionäre stolperten übereinander in heißem Bemühen, mit der Einkleidung der Rekruten so schnell als möglich fertig zu werden; mit dem Metermaß experimentierten sie an uns herum, stülpten uns zahllose Käppis auf die Köpfe, bis endlich die passenden gefunden waren, und explodierten immer wieder in neuen saftigen Adjektiven über unsere Rekrutenungeschicklichkeit. In kleinen Bergen türmten sich die militärischen Siebensachen vor jedem auf; rote Hosen, Drillzeug, blaue Taschen, Ceintures, Mäntel, Tornister, Feldtaschen, ein Wirrwarr von Lederzeug, ein Sammel-surium von militärischen Kleinigkeiten.

Endlich atmete der Sergeantmajor mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf.

„Voilà, Korporal Wassermann,“ sagte er mit einem malitösen Lächeln, „hier haben Sie Ihre Blauen. Machen Sie Legionäre aus den Kerlen! Viel Vergnügen!“

Der Korporal zog mit uns ab, und die Unteroffiziere sahen uns kopfschüttelnd nach. Sie schienen nicht sehr erbaut zu sein von uns.

Drei breite blißsaubere Holztreppe stiegen wir hinauf, schritten über einen langen Korridor, an Legionären vorbei, die uns neugierig anstarrten. Dann stieß der Korporal eine Türe auf. Ungeachtet sahen wir uns in dem Mannschaftszimmer um, in unserer neuen Heimat, und wußten nicht recht, was wir anfangen sollten. Zwanzig Betten bildeten schnurgerade Reihen an den Wänden. Die Mitte des Zimmers füllten zwei riesige Holztische aus und lange Bänke, schneeweiß geschleuert. In einem Rahmen in der Ecke standen die Gewehre. Ueber den Tischen war ein Gestell an die Decke geschraubt, das mir als praktisch sofort auffiel: die Speisekammer und der Geschirrschrank des Zimmers. Blecherne Schüsseln, Besteck, Trinkbecher lagen darauf und große Laibe Brot. Auf den Bänken saßen Legionäre, die Gewehre reinigten und Lederzeug putzten — unsere neuen Kameraden und Zimmergenossen.

Korporal Wassermann setzte sich auf eine Bank, schlug die Beine übereinander, drehte sich eine Zigarette und betrachtete uns von oben bis unten. Er war ein schlanker, blutjunger Mensch mit einem hübschen, bartlosen Gesicht.

„Eh bien,“ sagte er, „ich bin euer Korporal. Ihr müßt aufpassen und so schnell wie möglich Französisch lernen, das ist die Hauptsache. Mit dem Exerzieren fangen wir morgen an — heute richtet ihr euch ein. Eure Betten weise ich euch so an, daß jeder zwischen zwei alten Legionären seinen Platz bekommt. Dann braucht ihr nur die Augen aufzumachen und zuzusehen, wie die es machen. Nun richtet euch ein! Was ihr sonst treibt, ist mir egal.“

Damit ging er, zur Kantine wahrscheinlich.

Mein Bett Nachbar war der Soldat erster* Klasse Guttinger, Trommler und Trompeter der Kompagnie, Legionär im neunten Dienstjahr.

In sein hageres Gesicht hatten Fieber und Entbehrung und allerlei Sünden harte Linien gegraben, und wenn er sich eine Zigarette drehte, zitterten seine Hände ein wenig. Sein Haar war völlig ergraut. Im französischen Indo-China hatte er gegen chinesische Räuberbanden gekämpft; in Madagaskar sich die Tapferkeitsmedaille, einen schweren Anfall von Sumpffieber und einen Schuß in die Schulter geholt; in Algerien gab es fast keine Militärstation an der marokkanischen oder an der Saharagrenze, zu deren Besatzung er nicht zu irgend einer Zeit gehört hatte. Er sprach geläufig in Deutsch, Französisch und Arabisch und beherrschte sogar die notwendigsten chinesischen Schimpfworte. Er besaß eine Menge zweifelhafter ara-

* In der Fremdenlegion und in der französischen Armee überhaupt unterscheidet man zwischen Soldaten zweiter Klasse und Soldaten erster Klasse. Der Soldat erster Klasse entspricht dem Gefreiten der deutschen Armee. D. Verfasser.

bisher Freunde, konnte ganze Suren des Korans auswendig und wußte sehr viele wichtige Dinge über Marokko. Aber davon erzähle ich später.

Als mir der Korporal den Platz neben seinem Bett anwies, hatte Guttinger etwas über »verdammte Blaue« gemurmelt und über die falsche Taktik des neuen Colonels, die Rekruten gleich in die Kompagnien zu stecken, statt sie wie früher alle zusammen in einer Depotkompagnie zu »so was wie 'm Soldate« heranzubilden. Dann warf er sich langgestreckt auf sein Bett und inspizierte mich gründlich.

„Dei' Schultern sin' irgendwo scho' in d' Façon 'bracht worden,“ sagte er als Resultat seiner Beobachtung. „Hast gedient?“

„Ja.“

„Wo denn?“

„In Deutschland,“ sagte ich lächelnd.

„Das kann i' mer denke. Sm — was bist denn?“

„Legionsrekrut.“

„Des heißt auf Deutsch: Frag' net so dumm. Aber hast recht. Ich halt auch gern 's Maul.“

Damit drehte er sich auf die andere Seite herum. Nach einiger Zeit richtete er sich auf, setzte sich rittlings auf das schmale Bett und sah mir zu, wie ich meine Uniformstücke in Ordnung brachte.

„Tiens, hast 'n Leschionstabaak scho' probiert?“

Wir drehten uns Zigaretten, und der Trommler legte sich wieder auf sein Bett. Die Beine hoch aufgezogen, die Mütze tief im Gesicht, eine Zigarette paffend, predigte mir der alte Landsknecht Weisheit:

„In der Legion kann man 's scho' aushalte, wenn man sich um nix kümmert und eiskalt is und wenn man Glück hat und recht bald 'rauskommt in d' Campagne. Ob's gegen Araber geht oder gegen die Chinois in Tonkin, oder ob mer endlich nach dem Maroc marschiere — 's is ganz egal, nur los muß was sei'. Dann is's Legionärslebe gar net schlecht. Aber eiskalt muß mer sei', und wenn ein' was ärgert, muß mer sich immer denke': C'est la légion. Wenn du meinst, du kannst nimmer, oder wenn's Fieber dich 'padt hat, oder wenn du im Loch sitzt, oder wenn ein Sergeant dich fusoniert, dann lach dir eins und sag: C'est la légion! Mach' deinen Dienst und kümmer' dich um nix, und wenn einer frech wird, schlag zu — c'est la légion! Und die Hauptsach is d' Propertät!“ schloß er. „Saubere sei' — proper sei' — ganz saubere sei'! Ordnung habe in alle Sache. Siehst — so!“

Er stand auf und wühlte in den Uniformstücken auf meinem Bett. Röcke zog er hervor, Hosen, Hemden, und faltete sie zusammen. Staunend stand ich da. Dieser alte Soldat mit seinen rauhen Arbeitshänden hatte geschickte Finger wie ein Kammerzöfchen und einen bewunderungswürdigen Ordnungssinn. Mit fabelhafter Schnelligkeit faltete er Stück für Stück, glättete jedes Fältchen, maß jedes Paket, damit alle genau die gleiche Länge hatten, und baute auf dem Wandbrett über meinem Lager einen kunstvollen Kleiderbau, die »paquetage« der Legion, die weder Schrank noch Spindel kennt und mit ihrer »Packtasche« (so wird der »Kleiderbau« von den deutschen Legionären ge-

nannt) das Kunststück fertig bringt, eine Menge von Uniformen in kompaktem Raum unterzubringen, ohne sie zu zerfnittern.

Guttinger stellte sich vor mein Bett, kniff die Augen ein und betrachtete sein Werk. Fein sei es! Phantasie sei es! Denn »Phantasie machen«* nenne man es in der Legion, wenn einer sich mühe, immer »très chic« und »parfaitement propre« zu sein.

„So ist d'Beschion! Sauber sin' mir, verdammt nochmal . . .“

Nicht nur die Packtasche war ein Wunderwerk. Die raffinierte Schlaueit imponierte mir, mit der jedes bißchen Raum ausgenützt wurde. Die Feldbrottaschen dienten zum Aufbewahren von Wäsche, der Tornister war ein Behältnis für das bißchen Privat-eigentum eines jeden, für Bücher und Briefe; oben am Bett hing ein Leinenbeutel, der das Putzzeug enthielt — auch der kleinste Gegenstand hatte seinen bestimmten Platz, und selbst im Dunklen hätte der Legionär mit einem Griff alles finden können.

Als ich mein Bett machte, lachte Guttinger. Er riß es wieder auseinander, und unter seinen geschickten Griffen lagen die Kissen und Decken im Handumdrehen so gleichmäßig gerade und straffgespannt, so glatt und faltenlos da, daß eine gute deutsche Hausfrau sich gewundert hätte.

„Merde!“ sagte er. „Das ist kei' Kunst.“

In jedem zweiten Saß gebrauchte der Trommler

* Der eigenartige Ausdruck der Legion für ihre merkwürdige Sucht nach Eleganz ist dem maurischen »fantasia« nachgebildet. — Der Verfasser.

das Wort merde mit kräftiger liebevoller Betonung wie ein besonders schönes Invektiv; vorhin auf der Kammer hatte der Sergeantmajor ein- über das andere- mal merde gesagt; die anderen Legionäre im Zimmer gebrauchten den Ausdruck fortwährend, und schließlich wurde ich so neugierig, daß ich den Trommler interpellierte.

Der wollte sich halbtot lachen!

„Was merde heiße' tut? . . .“ brüllte er unter dröhnendem Lachen. „Merde?“

Dann beugte er sich zu mir nieder und sagte grinsend ein urdeutsches Wort, das nicht im Büchmann steht und selbst auf sozialdemokratischen Parteitagcn nicht gebraucht wird — ein Wörtchen, das ein ruppiges Synonym des vornehmen Wortes »Fäkalien« darstellt.

Es ist das Lieblingswort der Fremdenlegion, das — Legions-Substantiv! Was dem englischen Soldaten das zeitgeheiligte Adjektiv bloody, dem amerikanischen Regulären sein nicht minder kostbares damned und dem mexikanischen Kavalleristen das bösertige, zischende caracho ist, das bedeutet dem Legionär sein unvermeidliches merde. Das Wort fliegt nur so herum und muß die schönsten Ableitungen erdulden, als da sind: merdant, merdable, usw. . . . Es hat ein trautes Heim in allen französischen Regimentern, es ist unzertrennbar mit dem Soldatenleben der französischen Armee verbunden. In höchster Blüte aber steht es in der Legion! Sogar ein Verbum hat der Legionär daraus fabriziert. Wenn ein Offizier ihn ärgert, sagt er:

„Il m' enmerde!“

Uralt ist dieses primitive Wörtchen des Ingrimms!
Es ist der Armee zeitgeheiligt, es ist klassisch:

Der Kommandeur der alten Garde Napoleons soll bei Waterloo auf die Aufforderung sich zu ergeben stolz und pomphaft gerufen haben: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!“ In der französischen Armee aber ist es eine alte Ueberlieferung, er habe einfach geschrien:

„Merde!“

* * *

Geschimpft wurde fürchterlich im Mannschaftszimmer. Den alten Legionären machte es ein heillofes Vergnügen, die unbeholfenen Rekruten herumzustoßen und sich in drastischen Ausdrücken zu ereifern, was für dumme Blaue der Kompagnie diesmal aufgehängt worden wären. Nur Guttinger, der mir vom ersten Augenblick an gefallen hatte, machte darin eine Ausnahme. Um die Betten standen sie herum und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, darüber, wie dumm sich alle anstellten. Das sei ja reizend mit dieser Schweinegesellschaft! Das könne ja ein nettes Mannschaftszimmer werden!

„Oh — seht doch nur her, phantasins — da hat sich dieser trummbeinige Affe auf mein Bett gesetzt! Auf mein Bett!! Willst du wohl herunter, Sohn eines Schakals! Meinst du vielleicht, mein Bett sei ein Lagerplatz für dreidige Blaue!“

Als ihnen das Schimpfen langweilig wurde, dachten sie an praktischere Dinge. Sie erklärten den Blauen, daß solch' fürchterlich dumme Kerle wie die Blauen es in zehn Jahren nicht fertig bringen würden, eine Packtasche aufzubauen! Wenn noch ein Funken von Verstand in ihren Schädeln glimme, sollten sie doch einsehen, daß nur sie, die Alten, Gescheiten, Schlaunen, ihnen helfen könnten . . . Aber — sie hätten Durst, sagten die Schlauberger, ungeheuren Durst! Wie ein Rekrut nur mit ansehen könne, wenn ein alter Legionär so schlimm an Durst leide, ein Rekrut, der eben seine Kleider verkauft und Franksstücke — Franksstücke! — in der Tasche habe!

„Allons donc pour un litre . . . trinken wir einen Litter drüben!“

Dem Argument war schwer zu widerstehen. Alle Augenblicke verschwanden junge und alte Legionäre paarweise, um dem Litter der Legion zu huldigen. Die schlauen Alten freuen sich immer auf einen neuen Rekrutenschub; bedeutet er doch unzählige angenehme Gänge zur Kantine.

Mit einem Male schlug einer meiner Mitrekruten, der Schweizer, großen Lärm. Von der Ausrüstung auf seinem Bett fehlte der größte Teil. Eine komplette Uniform war weg, eine Drillhose und nagelneues Putzzeug. Der erschrockene Schweizer fragte jeden einzelnen im Zimmer, ob er etwas von den Sachen gesehen habe. Aber sie waren spurlos verschwunden!

Die Alten scharten sich um des Schweizers Bett. Er müsse die fehlenden Stücke auf der Treppe verloren

haben, sagten sie. Auf so 'was müsse man doch aufpassen. Wenn er die Sachen nicht wiederfinde, komme er sofort ins Gefängnis; zum allermindesten. Vielleicht gar zu den Zéphirs*! Uniformstücke verlieren sei das schlimmste Verbrechen, das die Legion kenne.

Der Schweizer rannte die Treppe auf und ab und suchte verzweifelt!

Er sei ein bedauernswerter armer Teufel, sagten die alten Legionäre. Sie hätten Mitleid mit ihm. Vielleicht könnten sie doch helfen! Drüben in der 3. Kompagnie sei ein Kammerunteroffizier, der mit sich reden lasse, wenn ein ancien zu ihm komme. Von ihm könnte man sicherlich Ersatz bekommen, für billiges Geld. Sie wollten ihm schon recht gut zureden. Für fünf Franks! Was seien lumpige fünf Franks, wenn es einen vor fürchterlicher Strafe rette.

Mit Freuden gab der Arme von den Franksstücken, die er von den Trödlern beim Kleiderverkauf bekommen hatte, fünf ab.

Die Alten verschwanden! Nach ganz kurzer Zeit kamen sie zurück und händigten dem übergläcklichen Verlierer den Ersatz für die fehlenden Sachen ein. Lauter schöne, neue, tadellose Stücke.

Man brauchte nicht gerade ein Sherlock Holmes zu sein, um das Manöver zu durchschauen. Die Spitzbuben hatten des Schweizers Kleider selber gestohlen und ihm seine eigenen Sachen zurückverkauft!

* Zéphirs nennt die Legion die zum Strafbataillon Verurteilten. Ich kann nur die Tatsache registrieren, ohne eine Erklärung dafür geben zu können. Was die armen Teufel mit säuselnden Zephyrwinden zu tun haben, ist mir sehr unklar.

Ich ärgerte mich über die Gauner, die dem armen Teufel sein Letztes abgenommen hatten. Die infame Bande! In dieser Stimmung war ich, als einer von den alten Legionären sich zufällig auf mein Bett setzte.

„runter von meinem Bett!“ sagte ich.

Er sah mich maßlos erstaunt an.

„Du unverschämter Blauer . . .“

„Mein Bett ist mein Bett! Setz' dich auf dein eigenes Bett. Vorhin hast du einen von uns angeschrien, weil er sich auf dein Bett setzte. Mach', daß du fortkommst!“

Der ancien schnappte förmlich nach Luft vor Erstaunen und Aerger.

„Viens là bas!“ schrie er mir mit zornfunkelnden Augen zu. „Komm' herunter mit mir. Ich will dir schon zeigen, wie ein verdammter Blauer sich einem Alten gegenüber zu benehmen hat!“

Miteinander stiegen wir die Treppe hinab. Einige andere Soldaten des Zimmers folgten als Zuschauer. Mir war froh zumute. Selbst in der Legion sollte mir niemand zu nahe treten.

Am hinteren Ausgang der Kompagniekaserne, in einem schmalen Gang zwischen Gebäude und Kasernenmauer, wurde die Meinungsverschiedenheit ausgetragen. Einem wütenden Fußstoß nach französischer Manier vermochte ich auszuweichen. Dann packten wir uns und rollten in der nächsten Sekunde auf dem Riesboden. Bald war er oben, bald ich. An Kräften war er mir weit überlegen, und ich hatte ein Gefühl, als ob mir die eisernen Arme die Rippen eindrücken müßten.

Aber ich war geschickter. Immer wieder versuchte er, einen Griff an meinem Hals zu bekommen, und immer konnte ich gerade noch zu rechter Zeit seine Hände fassen. Fortwährend rollten wir auf dem Boden hin und her. Die Luft ging mir aus — meine Kräfte begannen zu erlahmen. Da sah ich einen faustgroßen Stein auf dem Boden, dicht neben seinem Kopf. Es gelang mir, eine Hand freizumachen und ihn am Haar zu packen. Blitzschnell stieß ich seinen Schädel auf den Stein — einmal, zweimal — viermal . . . Seine Arme ließen mich los — —

„Assez!“ rief er. „Genug!“

„Gut! Ganz gut!“ sagten die anderen Legionäre.

Er richtete sich auf und stand da, ein wenig schwankend. Dann ging er auf mich zu und gab mir die Hand:

„Du hast recht gehabt vorhin. Das war eine gute Idee mit dem Stein! Eh, du wirst schon ein Legionär werden. Man streitet sich, aber man hält auch wieder zusammen. So ist es in der Legion. Gehen wir wieder hinauf, Kamerad!“

Und droben im Zimmer bürsteten wir uns gegenseitig in Eintracht den Schmutz von den Kleidern.

„Wirst müd sei!“ sagte Guttlinger grinsend. „Trinke wir 'n Liter!“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Zahlen tu aber ich,“ verlangte er, als wir über den Kasernenhof gingen.

Die Regimentskantine, ein kleines Häuschen, lag halb versteckt in einer Ecke des Kasernenvierecks. Als

wir die Türe öffneten, sprang uns ein verwirrender Stimmenlärm entgegen. Deutsche, französische, englische, italienische Worte. Klirrende Gläser, Schreien und Töhlen und Singen und Lachen. Einer sang:

„Trinken wir noch ein Tröpfchen
Aus dem kleinen Henfeltöpfchen!
Oh, Suss — — an — na“

Dazwischen klang im scharfen Marschtakt ein Refrain, in den alle miteinstimmten:

„Le sac, ma foi, toujours au dos!“

Die Kantine war gedrängt voll. Auf langen Bänken saßen Hunderte von Legionären in weißem Drilllich oder in blauer Jade, das rote Käppi weit nach hinten geschoben, lachend, trinkend. Auf den Holztischen vor ihnen standen in langen Reihen Flaschen und Gläser, in denen tiefroter Wein funkelte.

„Hier ist ja kein Platz!“ sagte ich.

„Platz?“ lachte Guttinger. „Nom d'un pétard, was brauche mer Platz! Der Liler ist d' Hauptsach'!“

Er drängte sich bis zum Schantisch durch und hob mit ernstem Gesicht einen Finger hoch. Der jungen Frau, die hinter dem Schantisch stand, schien dies ein altbekanntes Zeichen zu sein. Sie kassierte mit einem geschickten Griff die drei Kupferstücke des Trommlers ein und reichte ihm eine volle Flasche und zwei Gläser hinüber. Sie mochte wenig über zwanzig Jahre alt sein und trat in dieser Umgebung von schreienden, lärmenden Legionären mit einer Ruhe auf, die im-

ponierend und komisch zugleich wirkte. Es war la cantinière, die Marktenderin des Regiments.

Nach alter Ueberlieferung muß die Marktenderei der Legion in weiblichen Händen liegen. Die Inhaberin der Kantine ist zwar immer verheiratet, aber das Geschäft gehört ihr und nicht ihrem Mann, und sie ist es, die bei Märschen und im Felde die blaue Marktender-Uniform anzieht und mit ihrem Wagen hinter der Regimentskolonne herfährt.

Der Trommler nahm die Flasche zärtlich unter den Arm. In einem Winkel fanden wir noch zwei Plätzchen an einem Tisch.

„Prost!“ sagte er, stürzte den Inhalt des Wasserglases, das hier die Stelle eines Weinglases vertrat, mit einem Zug hinunter und strich sich schmunzelnd den langen grauen Schnurrbart, während er sein Glas schleunigst wieder füllte.

„Famos ist der Wein!“ sagte ich.

Das war ein Thema, das Guttinger am Herzen lag. Liebevoll sprach er vom Wein Algeriens. Viele Kilometer weit rings um Sidi-bel-Abbès erstreckten sich Weinberge, und die Hänge des Thessalagebirges seien eine einzige große Weinpflanzung.

„Ja, wenn der Wein net wär!“ meinte er nachdenklich. „Bei Gott, 's wär' bitterhart manchmal —

Wenn der Wein net wär',
Und der Tabak net wär',
— gäb's sicherlich keine Leschionär!“

Ich sah und staunte. Schwere blaugrauer Rauchdunst erfüllte in dicken Schichten den kleinen Raum. Ein Höllenlärm. Man mußte laut schreien, um von Nachbarn verstanden zu werden; ein ruhig gesprochenes Wort wäre unhörbar gewesen wie ein leiser Hauch. Die Legionäre brüllten sich Scherze zu, stiegen auf die Tische und machten allerlei Kapriolen, kirrten mit den Flaschen, schlugen auf die Tische. Es war ein unbeschreiblicher Lärm. Diese Menschen mit den harten Gesichtern und den trotzigen Augen benahmen sich wie übermütige Kinder, die dem Lehrer entronnen sind und sich austoben.

Mit einemmale klang eine wundervolle Stimme in das Lärmen und Schreien, und sofort war's mäuschenstill. Ich horchte in maßloser Ueberraschung auf. Ein Legionär war auf eine Bank gestiegen und sang mit einer Stimme, die in jedem Chor gegläntzt hätte, ein rührendes, klagendes Liebeslied. Nach jeder Strophe kam der gleiche Refrain:

L'amour m'a rendu fou . . .

Aus Liebe nur ward ich ein Narr . . .

Ein Sang von Liebe und Frauen, von Liebessehnsucht und Liebeselend, gesungen in der häßlichen kleinen Kantine der Fremdenlegion . . .

Mir war es, als hätte mich jemand ins Gesicht geschlagen! Mit brennenden Augen sah ich vor mich hin, hörte wie im Traum die weichen Klänge. — Bilder stiegen auf, Gedanken kamen.

Und alle standen wie unter einem Bann. Nie-

mand rührte sich. Die Stimme jauchzte und jubilierte, weinte und seufzte. L'amour m'a rendu fou klang es leise verhallend.

Noch einen Augenblick war es totenstill. Dann sprang ein Legionär auf einen Tisch und brüllte:

„Silence! Ruhe mit dem Gewinsel! Vive le litre!“

Le litre! schrien hundert Stimmen. Das Loben begann von neuem. Der amerikanische Neger, der am Vormittag sehr richtig gesagt hatte, daß ich ein Narr sei, gab den Tanz seiner Rasse zum besten, die grotesken Verrenkungen eines Cafewalk, und die Legionäre wieherten vor Vergnügen, wenn er Kopf und Oberkörper zurückbeugte, seinen Gang mit nicht mißzuverstehenden Gesten illustrierend.

La cantinière machte ein brillantes Geschäft. Fortwährend klapperten die Sousstücke auf dem Blech des Schanktisches, und fortwährend wanderten neue Flaschen auf die Tische. Gläser wurden zerbrochen, Scherben lagen auf den Tischen, eine fallengelassene Flasche hatte ihren Inhalt auf den Boden ergossen und rote Weinsachen gebildet. Immer lauter wurde der Lärm.

Glas auf Glas hatte Guttinger geleert und blinzelte aus weinseligen Neuglein hervor.

„'s is halt 's Regimentsfest!“ lachte er.

Der fünfte Tag war es, Regimentsfest genannt — der Tag, der die Löhnung brachte. Fünf Centimes für jeden Tag: fünfundzwanzig Centimes! Daher der strömende Wein in der Kantine und der tolle Lärm. Dieser fünfte Tag bedeutete ja einen Zeitabschnitt — den gloriosen Abend, an dem zwei Rame-

raden ihr Geld zusammenlegen und sich für ihre gemeinsamen zehn Sous fünf Liter Wein kaufen konnten. Freilich war das schwerer Leichtsin, zu büßen mit Tabaklosigkeit für die nächsten fünf Tage. Die Klugen kauften sich für drei Sous Tabak und begnügten sich mit einer einzigen Flasche Wein!

Scharf und klar übertönte ein Trompetensignal den Lärm, der Zapfenstreich. La cantinière trat in die Mitte der Stube, lächelnd, mit bedauerndem Kopfschütteln:

„Bon soir, messieurs!“

In wenigen Sekunden war die Kantine geleert, und nach allen Richtungen huschten eilende Gestalten über den Kasernenhof.

Als im Mannschaftszimmer der Abendappell beendet war und die Kameraden in ihren Betten lagen, schlich ich mich hinunter in den Hof. Es war zu dumpf und zu heiß da oben. In nachts stiller Ruhe lag die weite Fläche da. Die fahlen Kasernenmauern mit ihren dunkeln Fenstern beschien weißes Mondlicht, und zitternd, funkelnd glänzte der Sternenhimmel. Ich starrte empor in die Sternenpracht, in die kalten Lichtstrahlen und dachte an fernes, totes Glück.

Ich hörte Schritte und sah einen Schatten drüben auf der andern Seite. Und eine unbeholfene zitternde Stimme sang leise

L'amour m'a rendu fou . . .

Die halbe Nacht saß ich in einer Ecke im Hofe der Legion.

* * *

Mir war es manchmal in diesen ersten Zeiten, als sei ich sonderbar abgestumpft und hätte die Fähigkeit der Kritik, die eigene Meinung der Persönlichkeit verloren. Jeder Tag brachte ungeheuerliche Eindrücke, die in einem zivilisierten Leben große Ereignisse gewesen wären; man staunte in Verblüffung über fremdartige Menschen und unerhörte Dinge, um sie im nächsten Augenblick über einem neuen Eindruck zu vergessen.

In den wenigen Minuten eines Spazierganges auf dem Kasernenhof mit Guttinger rannte brüllend, schreiend, von oben bis unten mit Blut bespritzt, ein Legionär an uns vorbei, der sich zwei Finger abgehakt hatte, um untauglich zu werden; ein uralter, verküppelter, gebeugter Araber, der sich mit einer verbeulten Standard Öl Kanne nach den Rücken schlich, um Suppe zu betteln, hielt uns an und wollte eine Zigarette haben:

„Guten Tag, Legionär! Gib mich Zigaretten. Ich bin auch Deutsches — Kriegsgefangen gewesen — Magdeburg!“

Raum hatte ich mich von meinem Erstaunen erholt, so prallte ich entsetzt zurück. Ein Legionär schritt an uns vorbei, auf dessen Stirne ein grinsender Totenkopf eintätowiert war. Er lächelte geschmeichelt, als er mein Erschrecken sah, und freute sich offenbar über den Eindruck, den er gemacht hatte. Ich sagte irgend etwas über den Wahnsinn, sich für ein ganzes Leben lang so fürchterlich zu verunstalten, und Guttinger meinte nur achselzuckend:

„So machen sie's bei den Zéphirs. Is nix dabei . . .“

Is' nix dabei! Nichts, als eine Hoffnungslosigkeit, wie sie schreiender nicht ausgedrückt werden könnte.

Der Legionär mit dem Totenkopf kam nochmals. Er war uns nachgegangen. Sein groteskes Gesicht strahlte in Eitelkeit, als er mich auf die Schulter klopfte.

„Eh, Blauer, willst du etwas sehen, was nur ganz alte Legionäre haben?“

Damit zog er einen Tabaksbeutel hervor, anscheinend aus weichem Leder gearbeitet, mit vielen Goldfäden verziert.

„Brust von Araberin!“ sagte der Mann mit dem Totenkopf. „Gibt sehr guten Tabaksbeutel. Selber abgeschnitten. Sind jetzt nur noch sieben im ganzen Regiment. Chose — n'est ce pas!“

Und grinsend ging er davon.

„Tabaksbeutel — Brust einer Araberin — ist der Kerl verrückt?“ sagte ich zu Guttinger.

Der aber belehrte mich. Beim letzten Araberaufstand, tief im Süden, hatten Araberweiber die Leichen von Legionären scheußlich verstümmelt, und Verwundete zu Tode gequält. Die Legionäre aber schonten dafür kein Weib mehr — und daher diese Tabaksbeutel.

An jenem Tag sah ich auch zum erstenmal den Arbeitsmarsch der Gefangenen und erschraf:

Sinter der Kaserne, auf einem kleinen viereckigen Platz zwischen Kaserne und Mauer liefen ungefähr dreißig Mann immerfort im Kreise herum. Ein Kor-

poral kommandierte mit scharfer Stimme fortwährend: „à droit — droit; à droit — droit!“

Sie marschierten in raschem Tempo, fast im Laufschrift, im engen Kreis, in tiefgebeugter Haltung. Denn die Tornister auf ihren Rücken waren mit Steinen und Sand gefüllt, und jeder trug eine Bürde von dreißig bis vierzig Kilogramm. Ihre Gesichter sahen müde aus, und ihre Drillanzüge waren schmutzig und zerrissen. An allen Ecken des kleinen Biereds aber standen Wachen mit aufgepflanztem Bajonett und bewachten die marschierenden Sträflinge.

Es waren nicht etwa schwere Verbrecher, sondern nur das „peloton des hommes punis“. Die Legionäre, die wegen irgendeines kleinen Vergehens zu „prison“ verurteilt sind, werden nicht nur eingesperrt, sondern müssen täglich drei Stunden lang diesen lächerlichen Arbeitsmarsch laufen, bei dem die Steine im Tornister den Rücken wund drücken, und bei dem sich solch ein Gefangener, der in Wirklichkeit nur eine kleine Disziplinarstrafe verbüßt, vorkommen muß wie ein Zuchthaussträfling.

Ich stellte mir vor, wie ich fühlen würde und was ich tun würde, wenn man mir den Sandsack auf den Rücken packte und mich im Kreise herumtriebe. Und ich erschrak.

„Allez, schiebe wir los,“ sagte Guttinger. „Ins Loch komme mir alle, und die „punis“ soll man net angude. 's is so scho sauer g'nug.“

Fremdartig wie die ganze Umgebung waren viele der Menschen, mit denen man nun Schulter an Schulter

lebte, und manchmal dachte ich an das Wort von wandelnden Romanen.

An einem Bett auf der anderen Seite des Zimmers, dem meinigen gegenüber, besagte das kleine Pappschild am Fußende:

Jean Rassedin
12429
soldat première classe

Rassedin war ein Belgier und arbeitete auf dem Regimentsbureau als Schreiber. Kurz vor der Nachmittagsstunde war sein Dienst beendet. Dann stürmte er in das Zimmer, riß sich mit fabelhafter Geschwindigkeit die weißen Kleider vom Leibe, warf alles unordentlich auf sein Bett, wo es gerade hinslog, und hatte im Nu die Uniform angezogen, die auf der Straße getragen werden mußte. Die Suppe rührte er nicht an. Er ging sofort weg, aß in bel-Abbès und kam erst um zwei Uhr nachts wieder, denn er hatte einen permanenten Urlaubsschein. Er war lächerlich hochmütig, und wenn irgend jemand irgend etwas zu ihm sagte, so war seine Antwort gewöhnlich:

„M'en fou . . . — das ist mir Wurst!“

Der Legionär Rassedin aß im besten Hotel der Stadt und gab mehr Geld aus als irgend ein anderer Mensch in Sidi-bel-Abbès!

Der Legionär Rassedin war reich; ein märchenhafter Krösus — für die Verhältnisse der Fremdenlegion. Er war Unteroffizier in einem belgischen Kavallerieregiment gewesen, aus irgendeinem Grunde

desertiert und nach der Legion gekommen. Als Legionär hatte er verschiedene Erbschaften gemacht, eine nach der andern, und trug immer ein paar tausend Franks bei sich. In der Kompagnie hielt er sich drei Mann als Buzer, die ihm seine Sachen in Ordnung hielten, und auf dem Regimentsbureau las er Romane, denn er gab den anderen Schreibern so viel Geld, daß sie gerne seine Arbeit mitmachten. Seine Familie in Belgien hatte es durchgesezt, daß er dort begnadigt wurde, und er hätte schon längst nach Belgien zurückkehren können. Aber — er wollte nicht! Er blieb in der Legion. Vor kurzem waren seine fünf Jahre um gewesen und er hatte sofort wieder von neuem auf weitere fünf Jahre sich engagiert.

Der Grund?

„Syphilis!“ belehrte mich Guttinger, der weise alte Landsknecht, der in allen Dingen mein Mentor und Auskunftsbureau war. „Syphilis, von Madagaskar her. Ich hab ihn 'mal g'fragt, warum er sich net aus der Leschion drüd.“

„Trommler, hat er g'sagt, du bist 'n alter Leschionär und ich will kein Streit mit dir haben. Geh du deinen Weg und ich geh den meinen. Ich hab' Gift im Leib; ich kann einmal sehr krank werden. Und ich will mir lieber in der Legion die Kugel vor den Kopf schießen, als die Heimat wieder lieb gewinnen und dann gehen müssen. Du stirbst irgendwo im Sand und ich sterbe nach meiner Façon. Allez — hop, willst du eine Flasche Sekt trinken? . . .“

Jeder Mensch in Sidi-bel-Abbès kannte Kassedine,

der Franksstücke unter die Negerkinder auf der Straße warf, wenn es ihm gerade einfiel.

Im Mannschaftszimmer sprach Rassedin fast mit niemand. Man hatte Furcht vor ihm. Er war ein riesengroßer, starker Mensch und schlug blindlings zu, wenn ihm jemand in die Quere kam. Aber gutmütig war der reiche Rassedin doch. Kein Tag verging, ohne daß ein paar alte Soldaten der Kompagnie auf unserem Zimmer auf Rassedin warteten. Wenn er kam, fakten sie sich in komischer Pantomime an die Kehle:

„Rassedin, tant d'soif! — So großen Durst!“

Dann grinste Rassedin und suchte in seinen Hosentaschen nach Kupferstücken. —

Da war Latour, ein Franzose, der im zweiten Jahre diente. Er sah aus, als ob er sich in Sehnsucht vergräme, und bekam fast täglich Briefe. Er sühte in der Legion eine leichtsinnige Tat, die ihn mit den Gerichten Frankreichs in schweren Konflikt gebracht hatte, und grämte sich um sein Lieb. Er diente, wie so viele Franzosen in der Legion, nur aus dem einen Grund der »rehabilitation«.

In Frankreich werden Zivilstrafen in den persönlichen Papieren eingetragen, und ein z. B. wegen Diebstahls Bestrafter findet sehr schwer Arbeit oder Stellung. Erst nach zehn Jahren, ohne weitere Verurteilung verbracht, gilt die Strafe als erloschen und von einer Eintragung wird abgesehen. Dieser Termin nun erniedrigt sich für Bestrafte, die in der Fremdenlegion dienen, auf fünf Jahre. Nach fünfjähriger Dienstzeit ist der Mann, anstatt als Zivilist erst nach

zehn Jahren, »rehabilitiert« — seine Strafe gilt als ausgelöscht und stellt seinem weiteren Fortkommen im bürgerlichen Leben keine Hindernisse mehr entgegen.

Darauf wartete Latour und darauf wartete das Mädel in Frankreich. —

Am fremdartigsten aber war der alte Guttinger mit seinem unheimlichen Wissen in sonderbaren Dingen. Manchmal, wenn wir müde auf den Betten lagen, murmelte er viertelstundlang arabische Worte vor sich hin. Wenn ich ihn neugierig fragte, sagte er gemächlich:

„Nix! Ich spinn' halt a bissel. Tu ich oft.“

Manchmal aber richtete er sich auf und — dann sprach er mit einemmal ein fehlerfreies Deutsch, und seine Augen glänzten und irgend etwas Sonderbares kam. Etwa so:

„Wir haben alle einen Sparren. Hör zu! Die Sure von den Hengsten des Propheten:

„Als dem Propheten des Abends die Pferde, auf drei Füßen stehend und mit der Spitze des vierten Fußes leise den Boden scharrend, vorgeführt wurden, da sagte er: Ich habe die Liebe zu den Dingen der Erde mehr geliebt als den Gedanken an die Dinge des Himmels und ich habe die Zeit damit verschwendet, mich an diesen Pferden zu erfreuen. Bringt sie her zu mir! Und als die Pferde zu ihm gebracht wurden, da begann er, ihnen die Beine abzuschneiden und sprach: All' il Allah — — — ah, der Koran ist interessant . . .“

Wie viele Koransuren habe ich von Guttinger

gelernt! Der alte Legionstrommler war ein merkwürdiges Menschenexemplar. Aber er wirkte niemals roh oder abstoßend wie so viele andere der alten Legionäre, denen lange Entbehrungs- und Kampffahre eine kolossale Dosis Brutalität eingeimpft hatten. Ich lernte Menschen kennen, deren Sprache aus aneinandergereihten Flüchen bestand, und zwar aus Flüchen, die einen erschauern ließen, so gemein waren sie. Andere wieder erzählten Greueltaten aus den Araberkämpfen mit einem Behagen, das ihre Verrohung zeigte. Ein alter Legionär wurde mir gezeigt, der sich während des letzten größeren Araberaufstandes in ein Marabout, in ein mohammedanisches Heiligtum bei Tlemcen geschlichen hatte, um sich die Belohnung zu verdienen, die auf den Kopf eines der Führer der Aufständischen gesetzt war. Er fand zwei Priester in dem Tempel und schlug sie tot, ohne viel Lärm zu machen. Der eine war der Rebell. Dessen Kopf schnitt er ab und — trug die grausige Trophäe zwei Tage im Tornister, bis er seine Truppe wieder fand!

Ähnliches brachte jeder Tag, und man wurde der Enormitäten müde.

Eine Welt von neuen Eindrücken stürmte auf einen ein, Häßlichem folgte Häßlicheres, bis man gleichgültig und wunderbar schnell stumpf wurde — völlig abgestumpft!

Die militärische Tüchtigkeit der Fremdenregimenter.

Ein Arbeitstag der Rekrutenzeit. — Von Eilen und Hegen. — Allez, schieb' los! — Legionseifette. — Der Dauerlauf. — Der „cercle d'enfer“ und der Seifenmangel. — Das Leitmotiv der Legionsausbildung. — Brillante Marschierer. — Selbstständige Soldaten. — 40 Kilometer im Tag. — Uniform, Ausrüstung, Gepäc, Verpflegung. — Die Ausbildung des Legionärs im Detail. — Kein Gamaſchendienst. — Das Praktische. — Spezialitäten der Legion. — Das Arbeitsprogramm einer Woche. — Der Legionär als Arbeiter.

Wenn im Halbdunkel des erwachenden Tages der erste rotglühende Schein der afrikanischen Morgenröte durch das Fenster des Mannschaftszimmers drang, stand der »garde-chambre«, der Mann vom Zimmerdienst, geräuschlos auf. Seine Vorsicht, ja keinen Lärm zu machen, entsprang weniger angeborenem Zartgefühl als der Kenntnis von gewissen Unannehmlichkeiten, die ihm bereitet werden würden, wenn er den Schlaf der Kameraden vorwizig störte. Denn die Stunden des Schlafes sind ein heiliges Heiligtum des Legionärs, in das man nicht ungestraft eindringt. Als Herr von Rader zum erstenmal Zimmerdienst hatte und beim Aufstehen allerlei Geräusch machte, flogen plötzlich von allen Seiten des Zimmers schwere Soldatenstiefel auf ihn zu — eine höchst eindringliche Mahnung, hübsch leise zu sein.

Nach wenigen Minuten kehrte die Zimmerordonnanz, einen großen Tonkrug schleppend, von der Küche zurück, zündete die Petroleumlampe an, die in der

Mitte der Stube hing, und gellend schallte seine Stimme durch das Zimmer:

„Au jus! — Sauce!“

Die »Sauce« war jedoch Kaffee, starker, schwarzer, ausgezeichneter Kaffee. Mechanisch richtete sich jeder Legionär, auf den Arm gestützt, im Bett auf; mechanisch griff er hinter sich nach dem »quart«, dem blechernen Trinkgefäß, das an einem Haken am Kopfende des Bettes hing und hielt es dem Mann vom Zimmerdienst hin, der mit seinem großen Tonkrug von Bett zu Bett schritt und Kaffee einschenkte. Das starke Gebräu trieb die Schläfrigkeit schnell aus den Augen, und wenn vom Kasernenhof die grellen Trompetentöne der Reveille erklangen, sprangen alle aus den Betten.

Ein Lohwabohu von Lärm und Durcheinandereilen begann. In einer halben Stunde schon mußten die Rekruten unten im Hof zum Ausmarsch antreten. Korporal Wassermann, der gerne bis zum letzten Augenblick im Bett blieb, schrie fortwährend:

„Le — e — vez-vous donc! Steht doch auf!“

Dann wettete er mit dem famosen Legionsausdruck »allez schieb' los« dazwischen, den deutsche Legionäre aufgebracht haben, und der in den Sprachschak des algerischen Französisch übergegangen ist, denn nicht nur unter Soldaten wird diese komische Verquickung von Deutsch und Französisch fortwährend angewendet, sondern Araber und Negerkinder auf der Straße, wenn sie einander zur Eile anfeuern wollen, schreien:

„Allez! Schieb los!“

„Allez schieb los! Pas du temps! Keine Zeit mehr!“ brüllte der Korporal — der Tag begann mit einer heßenden Jagd. Das Waschbassin lag unten im Kasernensflur, und man mußte vier Treppen hinunter und hinauf laufen, um sich waschen zu können. Keine Minute Zeit war übrig. Die Stiefel mußten gepußt werden; die Deden und die Matratze des Bettes mußten säuberlich gefaltet und auf dem Fußende des eisernen Feldbettes aufeinandergeschichtet werden. Dazwischen schrie der Mann vom Zimmerdienst aufgeregt, wütend:

„Quoi! Nom de Dieu — balayez au-dessous vos lits! Kehrt doch zum Donnerwetter unter euren Betten hervor!“

Die Legionsetifette hält sich in diesen Dingen sehr strenge an alte Ueberlieferung: unter seinem Bett mußte jeder Legionär selbst ausfegen, die Reinigung der Stube aber war Sache des Mannes vom Zimmerdienst, der natürlich mit seiner Fegerei nicht eher beginnen konnte, ehe unter den Betten hervorgekehrt war. Daher die quoi und Nom de Dieu! Der Mann hatte allen Grund, grob zu werden — mußte er doch exerzieren wie alle anderen, und es war keine Kleinigkeit, ein großes Zimmer zu fegen, Staub zu wischen, Wasser zu holen: alles in zehn Minuten. Und blitzsauber mußte alles sein, denn einige Minuten vor Beginn des Exerzierens schritt der Feldwebel durch die Stuben, und wenn er irgend etwas nicht in Ordnung fand, wurde der Korporal des Zimmers bestraft.

Und wenn der Korporal bestraft wurde, so sorgte

er natürlich dafür, daß seine Leute auch ins Loch flogen!

Pünktlich um 6 Uhr morgens traten wir Rekruten auf dem Kasernenhof an, im Exerzieranzug: weißer Leinenanzug, blaue Schärpe, Tornister, Patronengürtel und Gewehr — Uniformen und Lederzeug von blühender Reinlichkeit. Die geradezu pedantische Sauberkeit der Legion, die Kofetterie des einzelnen Legionärs, einen gewissen »Chit« in seine Uniform zu bringen, hatte Korporal Wassermanns Eitelkeit uns als Allererstes beigebracht.

Im leichten, raschen Marschschritt der Legion ging es hinaus zum »Plateau«, einem großen freien Platz beim Negerviertel. Olivenbäume und afrikanische Rotweiden umsäumten ihn. Der gelbe Lehmboden war festgestampft von den Marschritten vieler Tausende von Legionären. Auf der einen Seite des Plateaus lag die *village nègre*, die Negerstadt. Hart an den Exerzierplatz anstoßend, erhob sich in stolzer weißer Schönheit die Moschee über die erbärmlichen halbverfallenen Hütten des Negerviertels, und allstündlich erklang von ihrem Minarett weithin schallend der Gebetsruf des Priesters:

Allah! Allah! Gott ist groß!

„Arré, arré — vorwärts, vorwärts,“ schrien gelend Araber, die ihre kleinen schwerbepackten Esel mit viel Scheltworten und Stockhieben über den Platz trieben. Neben den Eseln, schwer bepackt wie die Tiere, schritten Araberfrauen, die Beine nackt bis über das Knie, das Gesicht aber züchtig verhüllt, wie die Lehre

des Propheten es vorschreibt. Nur ein kleines Stüdchen Stirn ließ der Schleier frei, und dieser Fleck war mit einem grellroten kreisrunden Hennaflck bemalt, dem Zeichen der verheirateten Frau.

Uns Legionäre sahen die Araber mit scheuen Seitenblicken an und beeilten sich, vorbeizukommen. Halbnachte Araber- und Negerkinder tollten sich herum, versuchten in tomscher Grandezza den Marschschritt nachzumachen, und riefen uns arabische Worte zu, die höchstwahrscheinlich gröbliche Schimpfworte waren, bis Korporal Wassermann Steine aufhob und sie mit seinen Würfen verscheuchte.

„Formez les faisceaux! Sac à terre. — Die Gewehre zusammen! Tornister abhängen!“

„Pas gymnastique — Lauffschritt. En avant, marche!“

Damit begann alltäglich die Morgenarbeit. Es war das berühmte »Legionsfrühstück«, das Lungen-Training des Dauerlaufes.

In weitem Biereck ging es um den Exerzierplatz; fünf Minuten lang, zehn Minuten lang, un, deux — un, deux, immer im scharfen Takt. Der Korporal, ein prächtiger Läufer, lief an der Spitze und lehrte uns den Tritt, auf den es hier ankommt, den kritischen Moment der Lungenermüdung zu überwinden, die »zweite Luft« zu bekommen. Wenn auch der Atem in schweren pumpenden Stößen kam und ging, wenn auch die Augen schmerzten und man anfing zu stolpern vor Müdigkeit, man lief weiter, bis die Lunge sich an die Mehrarbeit gewöhnt hatte, bis man ein Gefühl

hatte, als ob man nun eine Maschine sei und immerzu laufen könne. Dann kam das Kommando „à volonté — wie ihr wollt“, und ein Wettrennen in langen, federnden Sprüngen beendete den Dauerlauf von dreißig Minuten.

Das ist das Legionsfrühstück, das schon so manchem seine Lunge gekostet hat!

Pause. Die gequälte Lunge arbeitete in kurzen harten Stößen. Man konnte nicht stehen bleiben, sondern mußte mit raschen Schritten auf- und abgehen, um die pumpende Lunge langsam wieder zu beruhigen.

Der Körper mußte hergeben, was er nur hergeben konnte bei diesem Morgendrill. Dauerlauf, schwedische Gymnastik, »le boxe«, wechselten miteinander ab. Die Ausbildung ging sehr schnell. Alle die Rekruten hatten in irgend einem Heer gedient, und die ersten Anfangsgründe militärischer Weisheit waren ihnen schon längst eingedrillt worden. Dreiviertel meiner Mitrekruten waren Deutsche, die noch gar kein Französisch verstanden, und denen die französischen Kommandos natürlich »spanisch« vorkamen. Der Lehrmeister hier war die ewige Wiederholung.

Die heiße Sonne brannte hernieder, und an einem einzigen Vormittag durchschwitzte man zehnmal jeden Faden am Leib, um zehnmal wieder zu trocknen. In den Pausen stand man herum, paffte selbstgedrehte Zigaretten, die unvermeidliche Zigarette der Legion, die in jeder freien Minute geraucht wird und — nach der die Pause bemessen wurde, nach alter Legionsgewohnheit. »Eine Zigarette lang« dauerte die Pause.

Wenn der Korporal seine Zigarette ausgeraucht hatte, ging er langsam ein gutes Stück, hundert oder zweihundert Meter weit, weg und hob die Hand:

„A moi!“

Das bedeutete energischen Lauffschritt zu ihm hin und Wiederbeginn der Arbeit.

„So jemein jeloffen bin id in meinem janzem Leben noch nich‘,“ war Herr von Raders ständige Klage.

Um elf Uhr wurde nach der Kaserne zurückmarschiert. Tornister und Patronengürtel flogen auf die »paquetage«, und man warf sich todmüde langgestreckt aufs Bett. Aber nach wenigen Minuten schon dröhnte vom Kasernenhof das Suppensignal.

„A la soupe, légionnaires, à la soupe, soupe, soupe.“

„Soupe . . .“ schrie alles im Mannschaftszimmer. Wehe, wenn sich der Mann vom Zimmerdienst nicht mit langen Sprüngen auf den Weg zur Küche machte, und wehe, wenn er nicht im Handumdrehen wieder mit dem Suppentessel erschien! Bei allem, was Essen anbetrifft, versteht ein richtiger Legionär keinen Spaß— er hat auf Feldzügen und Märschen zu oft jämmerlich gehungert, um »la gamelle« nicht zu schätzen.

Die Morgensuppe, die erste der beiden Tagesmahlzeiten, war täglich die gleiche: eine Brotsuppe mit Kartoffeln und Gemüse verkocht, und ein Stückchen Fleisch. Dazu das weißgraue französische Militärbrot, und jeden zweiten Tag ein Viertelliter schweren Rotwein. Geessen wurde auf Blechtellern an den beiden großen Tischen des Mannschaftszimmers, an

denen aber nicht alle Platz hatten. Auch hierin gab es eine Etikette: das Recht, am Tisch zu sitzen, gebührte den Dienstälteren.

Nach der Suppe rannte der Küchenkorporal von Zimmer zu Zimmer:

„Aux patates — aux pommes de terre! Zu den Kartoffeln.“

Die ganze Kompagnie marschierte hinter die Küche und schälte, im großen Kreis aufgestellt, den Tagesbedarf an Kartoffeln. Schälen mußte jeder — wer kein Taschenmesser hatte, behalf sich mit einem geschärften Löffelstiel! Der Kauf eines Taschenmessers war ein unerschwinglicher Luxus bei vier Pfennigen Tageslohn.

Nachmittags machten die alten Soldaten Übungsmärsche und Felddienstübungen oder wurden zur »corvée«, zur Arbeit mit Spaten und Hacken kommandiert, während wir Rekruten Instruktionstunde hatten. Um fünf Uhr nachmittags, nach einer zweiten »Suppe«, die der ersten so ähnlich war wie ein Ei dem andern, begann offiziell die freie Zeit des Legionärs.

In Wirklichkeit aber fing nun die große Plage an — das Putzen und Waschen!

Gewehrputzen, Uniformenreinigen, Lederzeug »astiquieren«. Lederzeug! An das Lederzeug der Legion, an Patronengürtel und Patronentaschen, denke ich jetzt noch mit einem leisen Schauer! Welche Mühe und Arbeit steckte in diesen Lederdingen! Die eitelste Mondaine verwendet auf ihre Gesamtoilette nicht so viel Zeit wie der Legionär zur »astiquage« seines Patronen-

gürtels! Die Prozedur war unsagbar lächerlich, im höchsten Grade zopfig und unpraktisch, und über alle Maßen zeitraubend und mühevoll. Schwarzes Wachs wurde über einem Zündhölzchen flüssig gemacht und auf das Leder aufgetragen. Dieses Wachs mußte zuerst mit einem platten Holzstückchen gehörig eingerieben werden, damit es sich gleichmäßig verteilte. Dann erst folgte die eigentliche Politur mit einem Arsenal verschiedener Lappen. Bis Patronengürtel und Patronentaschen in vollstem Glanz erglänzten, waren zwei Stunden vergangen.

So unpraktisch und so altmodisch die »astiquage« ist — auch sie gehört zur Legionsetifette und ist heilig. Ich haßte sie ganz besonders und glaubte unendlich schlau zu sein, als ich mir eine Flasche Lederappretur kaufte und mein Lederzeug einfach anstrich, anstatt zwei Stunden lang daran herumzuarbeiten. Es sah sehr gut aus und war jedenfalls viel haltbarer.

Aber — Korporal Wassermann fiel fast in Ohnmacht, als er die Bescherung sah. Er riß mir den Gürtel aus der Hand und lief wutschnaubend in allen Mannschaftszimmern herum, um den anderen Korporalen zu zeigen, was für entsetzliche Dinge in dieser schlechten Welt passierten. Ein angestrichener Patronengürtel! Die alten Soldaten der Kompagnien kamen herbeigelaufen und sahen sich unter vielen »merde« und »nom d'un chien« in starrem Staunen den Blauen an, der so bodenlos frech war, die heilige »astiquage« der Legion durch Anstreichen ersetzen zu wollen!

„Es ist aber doch praktischer,“ sagte ich schließlich beschwichtigend zu dem wütenden Korporal.

„Mais, ça ne marche pas!“ schrie er. „Das gibt's doch nicht. Wenn du ein alter Soldat wärst und nicht ein Rekrut, so würdest du jetzt zehn Tage ins Loch fliegen!“

Der Plagen allergrößte aber war das Waschen. Die weißen Uniformen mußten natürlich täglich gewaschen werden. Im hinteren Kasernenhof lag das Lavabo, ein großes aus Beton gemauertes Bassin mit kaltem, fließendem Wasser, vom Legionärswitz »cercle d'enfer« genannt, Höllenrunde. Denn dort standen in weitem Kreis zu jeder dienstfreien Stunde Schulter an Schulter die Legionäre um das Bassin, in aufgekrempelten Hemdärmeln, mit roten, schwitzenden Köpfen. Hinter den Waschenden warteten in Reihen andere Legionäre beharrlich, bis ein Plätzchen am Bassin frei würde. Es wurde gewaschen, gerieben, geklopft und gespült, bis die Dunkelheit herniedersank. Die weißen Leinenanzüge mußten gewaschen werden, die Unterwäsche, das Futter der Uniformen. In kaltem Wasser und mit wenig Seife. Das Stückchen Seife, das jeder Mann monatlich erhielt, reichte bei weitem nicht aus, und über wenigé Dinge wurde soviel geschimpft, wie über Seifenmangel, und wenige Dinge waren ein so begehrtes Diebstahlsobjekt wie ein Stückchen Seife. Kaum drehte man sich herum — Schwupps dich, war die Seife weg.

Nirgends verkörperte sich die Armut der Legion so sehr wie am Lavabo. Der Mann, der eine Bürste, eine

gewöhnliche Putzbürste besaß und sich damit die Arbeit des Waschens vereinfachen konnte, wurde beneidet, als wäre er ein Reicher — eine solche Bürste auszuleihen, galt als großer Freundschaftsdienst! Zum Trocknen waren in der Nähe Seile aufgespannt, und wenn man die nasse Wäsche aufgehängt hatte, stellte man sich geduldig dicht daneben hin und wartete, bis sie trocken war. Ein Sorgloser oder ein Ungeduldiger, der das nicht tat und wegging, konnte nachher die Stelle des Seiles betrachten, wo seine Wäsche gehangen hatte — die Wäsche selbst war weg, verschwunden, weggezaubert. Wäsche war vogelfrei!

Mit der halbgetrockneten Wäsche ging man zurück ins Zimmer, legte sich seine Bettbede auf den Tisch und — »bügelte«
Hosen und Röcke, indem man sie mit der scharfen Kante eines Trinkbeckers so lange glättete, bis sie faltensfrei und glatt waren. Der arme Teufel von Legionär brauchte so eine Stunde zu einer Arbeit, die ein Bügeleisen in einigen Minuten getan hätte. Aber der Fremdenlegionär ist viel zu arm, um solch ein Gut wie ein Bügeleisen zu besitzen.

* * *

Aus zwei Grundtönen bestand das Leitmotiv unserer Ausbildung: im Trainieren zu ungeheuren Marschleistungen und in der Erziehung des Einzelnen zu völliger militärischer Selbständigkeit. Das ist das soldatische Arbeitsprogramm der Fremdenlegion; in zwei Worten verkörpert sich ihre ganze militärische Bedeutung:

Brillante Marschierer — selbständige Soldaten.

Zu dem enormen Kampfwert dieser beiden Eigenschaften tritt das militärische Motiv, auf dem die Existenz der Fremdenlegion beruht — der Vorteil billiger, glänzend trainierter Söldnersoldaten, mit denen die gewagtesten militärischen Operationen vorgenommen werden können ohne Rücksicht auf die Opfer. Weil sie vogelfrei sind — weil kein Volk, kein Parlament Rechenschaft über die Toten fordert. Die Legion marschiert, handelt selbständig, stirbt ohne Lärm.

Der Legionär marschiert. Vierzig Kilometer im Tag sind die festgesetzte Minimalleistung. Das muß er leisten können, Tag für Tag, ohne Unterbrechung, ohne Ruhetage, wochenlang. Das ist von allem Anfang an der Zweck der Ausbildung. Der tägliche pas gymnastique, der lange, federnde Lauffschritt der Legion, in einer Dosis von den Mannschaften verlangt, die jedem europäischen Kompagniechef ungläubiges Erstaunen abringen würde, ist weiter nichts als eine Vorübung zum Marschieren. Mehrere Male jede Woche finden Uebungsmärsche statt, über eine niemals geringere Distanz als 24 Kilometer, in voller kriegsmäßiger Bepackung, in dem sich stets gleichbleibenden Legionstempo von 5 Kilometern in der Stunde. Keinerlei Zweck ist mit den Uebungsmärschen verbunden als ausdauerndes, rasches Marschieren. Sie endigen weder mit einer Felddienstübung, noch haben sie Uebungsaufgaben wie Aufklärungsdienst oder Geländeerschließung durch Patrouillen. Es ist nichts als glattes Marschieren im vorgeschriebenen Tempo, ein Dahin-

stampfen, um ein gestelltes Pensum zu erledigen. Die marches militaires, wie die Übungsmärsche genannt werden, beginnen gewöhnlich um zwölf Uhr mittags, wenn die Sonne am heißesten brennt, nach einem Morgen anstrengenden Exerzierens, damit sie unter erschwerenden Bedingungen stattfinden und eine praktische Übung darstellen. Auf irgend einer der Militärstraßen, die nach allen Himmelsrichtungen von Sidi-bel-Abbes auslaufen, wird mindestens bis zum zwölften Kilometerstein marschiert und dann umgekehrt.

Während des Marschierens in langer Kolonne, in Reihen zu Vierern, gelten keinerlei besondere Vorschriften. Der Legionär kann sein Gewehr tragen, wie er will, auf der Schulter, oder am Riemen, wie es ihm am bequemsten ist; er kann seinen Tornister abnehmen, wenn er ihn drückt und ihn in der Hand tragen; es wird ihm nicht anbefohlen, wann er seinen Rod öffnen und wann er ihn schließen soll. Es gilt stillschweigend als guter Legionston, daß die Offiziere den marschierenden Legionär nicht mit Kommandos in Kleinigkeiten plagen oder ihm die Erlaubnis geben: nun darf gesungen werden, nun darf geraucht werden. Wenn eine große Pfütze im Weg ist oder wenn die Straße auf der einen Seite steinig wird, biegt die Kolonne ganz von selbst ab und marschiert da, wo es ihr am besten paßt. Ich habe in ganzen Tagesmärschen kein Wort von Offizieren gehört, kein Kommando, außer den kurzen Pfeifensignalen, die »Kolonne, halt!« und »Kolonne, vorwärts Marsch« bedeuten. Sobald das Haltsignal ertönt, schwenken die Viererreihen von

selbst, ohne Befehl, in Linie ein und jeder Mann setzt oder legt sich hin in der Ruhepause, wie es ihm gefällt. Die Marsche regiert nur das Prinzip: Marschier' wie du willst, lauf' mit krummem Rücken und mit einwärts gedrehten Fußspitzen, wenn du das schön und gut findest, aber — marschiere!

Immer wieder wird dem Legionär eingebläut, daß er auf der ganzen Gotteswelt zu nichts da ist, als zum Marschieren. Wenn der Hunger ihn im Magen quält und der Durst ihm die Zunge vertrodnet, so ist das sehr bedauerlich für ihn, aber noch lange kein Grund, nicht weiter zu marschieren! Er darf müde sein, todmüde, total erschöpft — aber er darf nicht aufhören, zu marschieren. Wenn seine Füße bluten und seine Fußsohle brennt wie höllisches Feuer, so ist das traurig — aber das Marschtempo muß unverkürzt das gleiche bleiben. Die Sonne mag brennen, daß die Sinne wirbeln, vorwärts muß er. Seine Aufgabe im Leben ist, zu laufen. Das größte Verbrechen, das er begehen kann, ist — auf dem Marsch zu versagen! Eine unmögliche Marschleistung gibt es nicht für das Regiment der Fremden. Jedem Einzelnen ist eingeimpft, hineingehämmert in den Schädel, daß er zu marschieren hat, solange er seine Beine noch regieren kann. Und wenn er sie nicht mehr regieren kann, dann soll er wenigstens noch versuchen, zu kriechen.

Es ist ein erbarmungsloses System, das jedoch Wunderdinge an Leistungen hervorbringt.

Unzertrennlich vom Marsch der Legion ist das Gepäc des Legionärs.

Der französische Fremden Soldat marschirt in einer Ausrüstung, die tenue de campagne d'Afrique genannt wird. Er trägt ausgezeichnet gearbeitete Schnürstiefel, weiße Drillhosen, über den Knöcheln durch Lederamaschen zusammengehalten, und die capote, den schweren blauen Militärmantel. Der Mantel wird über dem Hemd angezogen, ohne Rock darunter, und seine Schöße sind nach hinten geknöpft, damit Schenkel und Knie frei sind und ein ungehindertes Ausschreiten möglich ist, genau wie beim französischen Soldaten. Nur trägt der Legionär die ceinture um den Leib, die blaue, zirka vier Meter lange Schärpe aus feinem Wollstoff, die nicht nur dem Körper einen festen Halt gibt, sondern auch den Dienst einer Tropenleibbinde versteht, unentbehrlich bei den schroffen Temperaturwechseln in Afrika, wo dem glühend heißen Tag eine eiskalte Nacht folgt. — Das rote Käppi erhält einen weißen Ueberzug, und zum weiteren Schutz gegen die Sonne wird ein dünnes Leinentuch, das couvrenuque, Nackentuch, daran geknöpft, das über Nacken und die Seiten des Gesichts fällt und den ganzen Hals, die Ohren und Backen schützt. Es kommen daher, was sehr erstaunlich klingen mag, gerade in der Legion verhältnismäßig wenig Erkrankungen an Sonnenstich vor. Der Legionär trägt Gewehr und langes Nadelbajonett, 200—400 Patronen, Patronentaschen und den Tornister, »le sac«. Dieser Tornister ist aus schwarz ladiertem Segeltuch mit einem ganzen System von Riemen und fast ohne Eigengewicht. Auf dem Marsch enthält er zwei komplette Uniformen, Wäsche,

Bußzeug, teils in seinem Inneren, teils in »ballots«, in genau vorgeschriebenen Bündeln mit Riemen aufgeschnallt. Zelttuch und Wolldecke umrahmen den Tornister in einer langen Rolle. An der Seite werden die zusammensetzbaren Zeltstöcke eingesteckt. Oben wird der Ektopf befestigt und Brennholz zum Biwakfeuer. Außerdem trägt jeder Mann noch eine der Kochpfannen der Kompagnie oder Schanzzeug. — Tornister und Gewehr und Ausrüstung wiegen zusammen nahezu 50 Kilogramm; kein Soldat irgend einer anderen Armee trägt solche Last.

Mit dieser Gepäcbürde marschiert er in Sand und Sonne bei einer Verpflegung, die auf den Märschen sehr gering ist. In der Garnison bekommt er morgens beim Aufstehen eine Tasse schwarzen Kaffees. Um 10 Uhr etwa erhält er die Morgensuppe, um 5 Uhr nachmittags die Nachmittagsuppe. Also zwei Tagesmahlzeiten. Beide gleichen sich völlig, eine Brotsuppe, in der allerlei Gemüse je nach der Jahreszeit verkocht ist, ein Stückchen Fleisch, und als Zugabe dann und wann ein besonderes Gemüse, Spinat, Karotten oder dergleichen. Dazu das französische Militärbrot, ein graues Brot, das sehr leicht verdaulich ist. Zweifellos nahrhafte, ausreichende, schmackhafte Kost. Auf dem Marsch dagegen fällt die Fleischration fort, und die Verpflegung besteht fast ausschließlich aus Reis und Makkaroni. Das Brot wird durch eine Art harten Schiffszwiebads ersetzt.

Bei Reiseumärschen wird immer in den ersten Stunden nach Mitternacht aufgebrochen. Dann wird un-

unterbrochen, nur mit den stündlichen Ruhepausen von fünf Minuten, marschiert, bis das Pensum abgearbeitet ist, eine Eigenart der Legion, von der selbst im Felde niemals abgegangen wird. Sei die Distanz noch so groß, sie wird in einem Zuge zurückgelegt.

Der Legionär marschiert.

* * *

Wie eine Maschine ist die Fremdenlegion als alte Söldnertruppe, deren neuer Zuwachs an Menschenmaterial sich immer rasch in die alten, militärisch tadellos funktionierenden Teile hineinschmiegt. Im Garnisonsleben, beim Exerzierdienst, bei der Ausbildung treten die Offiziere völlig in den Hintergrund. Sie sind darin unnötig, und ihre Arbeit beschränkt sich auf papierene Rapporte, auf eine gelegentliche Visite des Exerzierplatzes. Während meiner Dienstzeit in der Legion bin ich in längerdauernde Berührung mit den Offizieren meiner Kompagnie nur bei Märschen gekommen. Wir kannten sie kaum; der Kompagniechef kam vormittags in das Bureau und war dann den ganzen Tag nicht mehr zu sehen. Die ganze militärische Erziehung, die ganze Ausbildung wird den Unteroffizieren, vor allem den Korporalen überlassen. Sie sind selbst nicht im Gamaschendienst erzogen worden und haben, mit seltenen Ausnahmen, großes Geschick für ihre Aufgabe, den Mann zum Verständnis, zur Selbständigkeit zu erziehen.

Die Märsche sind bodenlos brutal, der Legionär

muß hergeben, was nur in ihm ist an Lebenskraft und Mannesstärke — aber im militärischen Dienst wird er als Soldat behandelt! Als wertvoller Soldat, den man nicht mit zopfigen Ansprüchen und leidigen Gamaschengeschichten plagt, sondern ihn verständnisvoll, ich möchte fast sagen, liebevoll, erzieht, um militärische Höchstleistungen aus ihm herauszuholen. Die infame Behandlung, die das Legionärsleben so unerträglich macht, liegt auf ganz anderen Gebieten! Militärisch, im Dienst, wird er geschätzt und gut behandelt.

Während meiner Ausbildung habe ich kaum ein Schimpfwort gehört, und wenn ein derbes Wort fiel, war es im Scherz gemeint. Jeden Morgen und jeden Nachmittag wurden wir neun Rekruten der Elften in einen ungestörten Winkel, eine schattige Allee beim Plateau geführt und von einem Korporal und einem Legionär erster Klasse bearbeitet. Jede Bewegung wurde uns erklärt, der Zweck jedes Manövers genau illustriert, damit wir auch wußten, weshalb wir diese oder jene Übung machten. Das ging bis in kleinste Einzelheiten. Das Gewehr war uns kein Heiligtum, das nicht auseinandergenommen werden durfte, um ja kein Teilchen zu verlieren oder nicht etwa eine Feder kaputt zu machen, sondern dreimal, viermal im Tag mußten wir das Gewehr in seine kleinsten Teile zerlegen. Wir mußten genau wissen, wohin jedes Schräubchen gehörte, und der Einfältigste war in acht Tagen so weit, daß er seine Waffe im Dunkeln, durch Tastsinn, hätte zerlegen und wieder zusammensetzen können. Man zwang uns nicht einfach, drei Minuten lang auf einem Bein zu

stehen, sondern erklärte uns, diese Übung habe den Sinn, an Beherrschung des Körpers zu gewöhnen. Wenn eine Nase sich um einen Zentimeter zu weit hervorschob beim Ausrichten, so war das kein Unglück; wenn jedoch ein Mann sich beim Boxen ungeschickt zeigte, so war das sehr ernst, und er wurde so lange separat vorgenommen, bis er begriff, daß die Boxerei etwas Wichtiges sei, das Schneid und Bliß schärfe. In den Pausen sprachen die Instrukturen mit uns und erklärten Hunderte von kleinen Dingen. Das Gewehr müsse deshalb an einer bestimmten Stelle über der Schulter liegen, weil es so am besten balanciere und am leichtesten getragen werde.

Wir mußten angestrengt arbeiten — aber ich hatte niemals das Gefühl, müdig geplagt zu werden. Es war praktische Arbeit, deren Zweck jeder verstand.

Das wiederholte sich in größerem Maßstabe bei der Ausbildung im Kompagnieverband. Alles zielte aufs Praktische und Zweckmäßige hin; man wurde nicht mechanisch gedrillt, sondern lernte in praktischem Anschauungsunterricht. Das Kompagnieexerzieren wurde fast nie von Offizieren geleitet, sondern vom Feldwebel der Kompagnie.

Hier setzte die Ausbildung des Einzelnen zur Selbständigkeit ein. Im Laufe des Tages wurden jedem Mann Aufgaben gestellt, die er zu lösen hatte: Distanzschätzungen, Deckungsuchen, Ausnützung des Geländes. So wurden z. B. zehn Mann als Schleichpatrouille designiert, die ein angegebenes Ziel möglichst ungesehen erreichen mußte. Am Endpunkt wurde die ganze

Kompagnie aufgestellt, und jeder Legionär konnte selbst beobachten, ob und wie die Schleichpatrouille ihrer Aufgabe gerecht wurde. Es kam häufig vor, daß die Bewegungen von den zusehenden Legionären besprochen und kritisiert wurden, in förmlicher Aufregung, daß sie hin- und herdebattierten, ob nicht ein anderer Weg bessere Deckung biete, ob nicht an irgend einem Punkt die Patrouille hätte länger halten müssen, um ein weites Gesichtsfeld zu eingehenden Beobachtungen auszunützen. Diese soldatische Kritik wurde sehr gerne gesehen, und Feldwebel und Unteroffiziere beteiligten sich regelmäßig an der Diskussion. Das brachte in den anstrengenden Dienst ein Moment des Sports, ein individuelles Angeregtsein, das Ehrgeiz und Arbeitsfreudigkeit anregte. Darüber wurde die Zusammenarbeit der Truppe nicht vernachlässigt, und der Drill wurde nicht verachtet, wo er nötig war. So war z. B. die Feuersdisziplin meiner Meinung nach perfekt.

Das Praktische, Detaillierte drückte der ganzen Ausbildung den Stempel auf. Jeder Mann kannte genau die Länge seines Schrittes und wußte, daß er 117 oder 120 oder 125 Schritte brauchte, um 100 Meter zurückzulegen. In interessanten Instruktionstunden im Gelände lernte der Legionär nicht nur die ersten Anfangsgründe des Kartenlesens, sondern wurde angelernt, eine Meldung durch eine, wenn auch noch so rohe Geländeskizze zu unterstützen. Bei den Begabteren und den Gebildeten gaben sich die Unteroffiziere Mühe, ihren Ehrgeiz anzustacheln und den Stolz in ihnen zu erwecken, Besonderes zu leisten. Man hatte ein Gefühl,

im Wettbewerb des Sports zu arbeiten. Häufig wurde die Kompagnie in Sternennächten alarmiert und in die Umgebung von Sidi-bel-Abbès geführt. Weit draußen im freien Gelände hielt man. Diese Uebungen leitete unser Oberleutnant. Er versammelte die Legionäre im Kreis um sich und erklärte ihnen die Sternbilder, ihre wechselnde Bahn, ihre Beziehungen zueinander. Das wurde so oft wiederholt, bis auch der Begriffstuzigste aus Polarstern und den Sternbildern des Bären die Himmelsrichtung bestimmen und sich allein zurechtfinden konnte.

Persönliches Interesse wurde in die Soldatenarbeit hineingebracht. Man wurde selbständig; man wußte das Wie und Warum. Immer wieder wurden Schützengräben ausgehoben und der sportliche Wettbewerb gezüchtet, rascher zu arbeiten als die nächste Sektion. Gleicher Eifer regierte bei den häufigen Uebungen im Aufwerfen von Feldbefestigungen, und in fabelhafter Schnelligkeit wurden aus sandgefüllten Feldtaschen Schanzen errichtet. Es war fast ein Spiel, wenn die escouades, die Korporalschaften, sich in brennendem Eifer mühten, welches Zelt zuerst fertig sein würde. Mit einem Griff hatte man das Zelttuch aus dem Tornister gerissen, die Stöcke zusammengesteckt; jeder hatte seine Arbeit — der eine knöpfte die Zeltteile zusammen, der andere spannte die Zeltseiten straff, ein anderer trieb die Pflöcke ein. Und wie ein Wunder wuchs das kleine Zelt aus dem Boden. Meine Korporalschaft hielt den Kompagniereford im Zeltbau mit 70 Sekunden! Man setzte einen Ehrgeiz darein, mit

größter Schnelligkeit und Exaktheit auszuschwärmen, man war stolz, aus marschierender Kolonne sich in Sekunden zum Carré zu formieren. Man rannte wie verrückt auf das Kommando à genoux. Ein interessantes Manöver, dessen Zweck das Sichschützen vor platzenden Granaten und Salvenfeuer war. Wenn à genoux kommandiert wurde — auf die Knie — rückte sofort in langen Sätzen die ganze Kolonne dicht zusammen; jeder einzelne Mann fiel auf die Knie und duckte den Kopf so tief wie möglich unter den Tornister des Vordermannes, sich eng anstreichend, einer an den andern sich drängend. Kein Kopf — kein Rücken war zu sehen — nichts als eine kompakte Masse von Tornistern. Der Kopf des einzelnen Mannes war durch den Tornister des Vordermannes, sein Rücken durch den eigenen Tornister vor Granatsplittern und Kugeln geschützt, die nichts getroffen hätten als Tornister. Der gepackte »Sack« mit seinem Inhalt von weichen Uniformen und Wäschestücken war ja selbst für die Durchschlagkraft moderner Geschosse undurchdringlich.

So wechselte hartes körperliches Training, das Ausbilden und Herausholen der Körperkraft mit interessantem Sport; brutale Ausnützung alles körperlichen Könnens wurde erträglicher gemacht durch Spiel. Was Kleinlich schien, war praktisch. Die Ordnungsfuchseri mit der paquetage, das Kleinliche, peinliche Zusammenlegen der Ausrüstung nach vorgeschriebenem Plan bedeutete sofortige Marschbereitschaft. Der Legionär hat kein Spind und muß eine Unmenge von Dingen auf lächerlich kleinem Raum in fast zopfiger Methodik ver-

paden. Aber dafür findet er jedes Stüd im Dunkeln und steht feldmarschmäßig bepackt da, zehn Minuten nach dem Alarm!

Ihr soldatisches Métier versteht die Legion, das muß man ihr lassen. Sie schießt brillant. Die allgemeinen Vorschriften für Flugbahnberechnung ignoriert die Legion prinzipiell. Aber jeder Mann erprobt sein Gewehr auf jede Distanz so lange, bis er bei der Entfernungsangabe ganz genau weiß, wie sein eigenes Gewehr auf die betreffende Meterzahl schießt. Bei vierhundert Metern eine Handbreit hoch und eine Handbreit links . . . Und so weiter. Niemals ist der Schießplatz bei Sidi-bel-Abbes unbenützt, Patronen werden nicht gespart, und jede Kompagnie würde sehr unglücklich sein, wenn nicht mindestens die Hälfte ihrer Mannschaften Schützen erster Klasse wären. Sogar Geldprämien gibt es. Ich habe mir einmal zehn Francs erschossen.

Andererseits zeigt sich gerade auf dem Schießplatz, wie niedrig der Legionär als Mensch eingeschätzt wird, und wie sehr man „offiziell“ das Bewußtsein hat, er sei ein schlecht Behandelter, ein Verzweifelter, dem nicht zu trauen ist! Als Soldat muß der Legionär schießen, viel schießen. Als Verzweifelter sollte er eigentlich keine Schußwaffe in die Hand bekommen. Aber die Legion hat einen Kompromiß gefunden: hinter jedem schießenden Legionär auf dem Schießplatz steht ein Unteroffizier, der mit Argusaugen jede Bewegung des Schützen beobachtet und beim geringsten Verdacht sehr rasch mit dem unter der tunic verborgenen Revolver

bei der Hand sein würde. Aus dem gleichen Motiv erhalten sogar Posten keine scharfen Patronen; dem die Wache kommandierenden Unteroffizier wird ein verschlossenes und versiegeltes Holzkästchen mit Munition übergeben, das er aber erst im Notfall öffnen darf. Wird der Posten angegriffen, so mag er sich mit dem Bajonett wehren, bis sein Alarmsruf den Wachhabenden und scharfe Patronen bringt.

Im allgemeinen jedoch haben die menschlichen Nöte der Fremdenlegion nichts zu schaffen mit ihrer glänzenden militärischen Leistungsfähigkeit.

Einzelausbildung — Burentaktik — praktische Erziehung — — das ist die Legion. Und sie marschirt! Dann und wann steigert man ihre Kräfte. Die compagnies montées, eine bei jedem Regiment, auf Mauleseln beritten, haben schon 70 Kilometer im Tag zurückgelegt. Je zwei Mann haben einen Maulesel. Der eine reitet und nimmt das Gepäck des nebenherlaufenden Kameraden auf den Maulesel. So wechseln sie. Die berittenen Kompagnien liegen tief im Süden und kommen auffälligen Arabern in kolossalen Eilmärschen auf den Hals.

Man sieht, die Legionäre werden gründlichst zu Soldaten erzogen. Sie verstehen ihr Handwerk. Sie haben, wie ich später zeigen werde, in ihrem Beruf Glänzendes geleistet — und werden noch Glänzendes leisten. Die militärische Ausbildung der Fremdenregimenter ist unübertrefflich zweckmäßig. Sie fordert zu Vergleichen geradezu heraus. Wenn ich an unsere eigene deutsche Armee denke, wo die kostbare Dienstzeit nur

allzuhäufig mit bloßen Paradeübungen vergeudet wird, so läßt sich der Gedanke kaum abweisen, daß weniger Paradedrill, weniger maschinelle Neußerlichkeit und mehr Rücksicht auf das Kriegsmäßige, auf die unschätzbare Selbständigkeit des einzelnen Mannes ein Plus an Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit für das ganze Heer bedeuten würden.

„Comparisons are odious“, sagt der Engländer, Vergleiche haben 'was Unangenehmes!

Aber: Wie intensiv bearbeitet selbst der Durchschnittslegionär eine militärische Aufgabe, wie ist ihm das Gefühl in Fleisch und Blut übergegangen, daß er für seine eigene Sicherheit arbeitet und nicht um dem Tadel irgend eines Vorgesetzten zu entgehen, wie setzt er seinen ganzen Ehrgeiz z. B. an Patrouillenaufgaben! Und wie komisch ist es, wenn man bei irgend einem deutschen Manöver sich eine Patrouille besieht: Kaum dem »Auge des Herrn« entrückt, hört die gerühmte Drilldisziplin auf, und aus dem Soldaten wird ein gemüthlicher Spaziergänger, der sich im nächsten Bauernhof nach Erfrischungen umsieht. Der Parademarsch, bei uns das »Kriterium militärischer Tüchtigkeit«, ist der Legion völlig unbekannt, und dennoch: Was für brillante Soldaten!

* * *

Ich gebe nachstehend in deutscher Uebersetzung ein Wochenprogramm meiner Kompagnie wieder, wie es jeden Samstag am schwarzen Brett angeschlagen wurde:

In der Fremdenlegion.

- Montag:** 6—7 Uhr: Boxen.
7¹/₂—10 Uhr: Kompagnieexerzieren.
12 Uhr: Militärmarsch.
- Dienstag:** 6—7 Uhr: Turnen.
7¹/₂—10 Uhr: Gefechsexerzieren.
11—12 Uhr: Instruktionsstunde
über hygienische Maßnahmen im
Felde.
1 Uhr: Arbeitsdienst nach Anord-
nung des Plakadjutanten.
- Mittwoch:** 5¹/₂—6¹/₂ Uhr: Boxen.
7 Uhr: die Kompagnie tritt zum
Baden an.
8—11 Uhr: Uniformsliden, Vorbe-
reitungen zur Inspektion durch
den Regimentskommandeur.
1 Uhr: Arbeitsdienst nach Anord-
nung des Plakadjutanten.
- Donnerstag:** 5¹/₂ Uhr: Abmarsch auf den Schieß-
stand.
12—1 Uhr: Instruktionsstunde über
die erste Hilfeleistung bei Ver-
wundungen.
1¹/₄ Uhr: Arbeitsdienst nach Anord-
nung des Plakadjutanten.
- Freitag:** 5 Uhr: Militärmarsch.
1—2 Uhr: Instruktionsstunde über
Deckungsuchen in flachem Ter-
rain.

2¹/₂ Uhr: Arbeitsdienst nach Anordnung des Plakadjutanten.

Samstag: 5¹/₂ Uhr: Dauerlauf über sechs Kilometer. (Schnitzeljagd.)

8—11 Uhr: Kompagnieexerzieren.

12 Uhr: Kasernen- und Zimmerreinigung.

4 Uhr: Inspektion des Kasernements durch den Regimentskommandeur. Die Mannschaften stehen im Drillanzug bei ihren Betten.

NB. Beim 11 Uhr Appell jeden Morgen ist ein durch den adjutant täglich zu bestimmendes Uniformstück zur Inspektion mitzubringen.

* * *

Mit der militärischen Bedeutung der Legion ist unzertrennlich verbunden ihre Arbeit.

Vor nicht allzulanger Zeit war Sidi-bel-Abbès ein Sandhaufen, auf dem nur ein marabout stand, das Grab eines frommen Heiligen, zu dem die Araberhorden der Beni Amer wallfahrteten. Damals kamen fremde Männer, scharten sich um die nagelneue Flagge der Legion, und belehrten die Beni Amer in blutigen Kämpfen, daß es wünschenswert sei, wenn die Söhne Amers etwas weiter nach Süden zögen. Diese fremden Männer legten Straßen an und brannten Ziegel. Sie erbauten solide Festungsmauern, drainierten das häß-

liche kleine Flüschen Mekerra, das sich so müde durch den Sand schleppt und so übel riecht; sie legten Gärten an und pflanzten Olivenbäume. Die Kasernen, die öffentlichen Gebäude, die meisten der Wohnhäuser entstanden unter ihren fleißigen Söldnerhänden.

Der Legionär war immer und ist immer noch ein Arbeitstier. Die schwerste Arbeit der Fremdenlegion wird in den kleinen Militärstationen in Algerien getan, unten im Süden, an der Grenze der Sahara, wo jeder Tag körperlicher Arbeit für den Europäer einen Verlust an Gesundheit bedeutet. Dort rückt die Arbeitskolonne täglich aus und arbeitet tagaus, tagein mit Hacke und Schaufel am Wegebau, während vielleicht in einem Araberdorf, wenige Stunden entfernt, die Zivilbehörden an faulenzende Araber Naturalienunterstützungen verteilen. Achtzig Prozent der brillanten Straßen Algeriens sind von der Legion gebaut.

Die Mörtelkelle wird dem Soldaten in die Hand gedrückt: So, jetzt bist du Maurer! Er baut, je weiter die Militärposten vorgeschoben werden, Kasernen für die Truppen und Bureaugebäude für die Zivilverwaltungen — er klopft die Steine, mit denen die Wege ausgebessert werden. Er leistet die Pionierarbeit des nördlichen Afrika für eine Bezahlung, die ein Kuli hohnlachend zurückweisen würde.

Seine Kraft wird gründlich ausgenützt. Ein grostes Beispiel dafür ist die in Saïda beim 2. Regiment herrschende Gewohnheit, Legionäre für Privatleute in der Stadt arbeiten zu lassen. Sie bekommen natürlich niedrigeren Lohn dafür als ein Zivilarbeiter fordern

würde, aber das wäre ja an und für sich gar nicht so schlimm; denn auch die wenigen Francs im Tag bedeuten unendlich viel für den fremden Soldaten. Das Merkwürdige aber, das Typische daran ist, daß — diese Arbeiter einen Teil ihres Tagesverdienstes an die Kasse ihrer Kompagnie abliefern müssen! Die Kompagnie bereichert sich an ihrer Arbeit.

Im Garnisonsleben von Sidi-bel-Abbès nahm die Regimentsarbeit groteske Formen an. Ich habe viele Wochen lang im Sattel zugebracht in meinem Leben; ich habe als blutjunger Mensch einen bössartigen Kampf ums Dasein geführt in den Vereinigten Staaten; ich habe gehungert und gefroren und bin monatelang alltäglich in den Schüttelfrösten der Malaria erschauert — aber niemals hatte ich so das Gefühl, als ob meine physische Kraft bis zum letzten Tropfen ausgepumpt sei wie in jenen Zeiten in Sidi-bel-Abbès. Ich war immer müde, und jede freie Minute fand mich langgestreckt auf meinem Feldbett. Während des Dienstes hatte ich einen merkwürdigen Ehrgeiz, der mir heutzutage sehr komisch vorkommt, hinter keinem an Kraft und Leistungsfähigkeit zurückzustehen. Raum aber war die Arbeit beendet, so setzte die körperliche und geistige Depression ein — wie Blei lag es mir in den Gliedern.

Mein Kapitän hatte ganz recht, als er eines Tages bei einer Inspizierung vor mir stehen blieb und mißbilligend zu dem Feldwebel sagte: „Il a maigri beaucoup.“ Er ist sehr abgemagert.

„Mais il fait son service,“ antwortete der Feldwebel. Seinen Dienst verrichtet er.

Das war ja die Hauptsache.

Das Magerwerden und das Müdesein hatte seine guten Gründe. Fröhlich morgens fing der schwere Soldatendienst an, der Nachmittag brachte die »corvée«, den ebenso schweren Arbeitsdienst, und der Abend bescherte die lächerliche Kleinarbeit der unpraktischen Kasernenroutine. Das Wort corvée, das ja wörtlich Fron heißt und im militärischen Sinne Arbeitsdienst bedeutet, werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen und es nie wieder lesen können, ohne zu schaudern. Die corvée war ein Bestandteil fast jeden Legionstages. Manchmal war die Arbeit so schwer, daß mich jeder Knochen und jede Muskel im Körper schmerzte, manchmal war sie nur lächerlich und deprimierend.

Der größte Teil der Kompagnien versammelte sich gewöhnlich um 1 Uhr nachmittags auf dem Kasernenhofe, und der Feldwebel du jour bestimmte die Arbeitspartien, deren jede unter dem Befehle eines Korporals stand.

Die Arbeit war etwas ganz anderes als der militärische Dienst!

So abgestumpft ich damals selbst gewesen sein muß, so fiel es mir doch jedesmal auf, welche mürrische und verdrossene Gesichter die Leute machten, wenn es zum Arbeitsdienst ging. In kleinen Gruppen marschierten wir zur Kaserne hinaus, mit Besen, Hacken, Schaufeln bewaffnet.

Die Legion war zum Arbeiten da, und dem Legionär konnte man Dinge zumuten, die bei einer anderen französischen Truppe unmöglich gewesen wären. Wenn

man in Sidi-bel-Abbès einen Soldaten arbeiten sah, so war es sicherlich ein Legionär. Arabische Spahis oder französische Trainsoldaten, die ja auch in Sidi-bel-Abbès stationiert waren, hatten niemals Arbeitsdienste zu tun, die Straßenfegern und Erdarbeitern zufamen. Das war das Vorrecht der Fremdenlegion!

Von den arabischen Spahis, von Eingeborenen also, verlangte man solche Arbeit nicht. Dagegen mußte die Legion häufig Arbeitskräfte stellen, um die Fourage der Spahis unter Dach und Fach zu bringen. Das mag kleinlich klingen, aber gerade diese Kleinigkeiten sind bezeichnend für die Ausbeutung der Kraft des Legionärs. Er ist zu jeder Arbeit gerade gut genug!

Auf einen Spahi nimmt man Rücksichten, keinesfalls aber auf einen Legionär.

Alle mögliche Arbeit hatten wir zu verrichten. Wir fegten den öffentlichen Garten der Stadt für die Bürger von Sidi-bel-Abbès, während die Gärtner untätig dabeistanden, uns zusahen und uns herumkommandierten; wir rodeten das dicke Unterholz aus und säuberten den Bach, der durch den botanischen Garten floß, von Schlamm und Unrat. Wir leerten die Klosettgruben in den Häusern der Offiziere; wir taten Straßenfegerdienste in schmutzigen Winkeln der Stadt.

Ich war einmal bei einer Abteilung, die die Kloaken im arabischen Gefängnis reinigen mußte. Die Arbeit war über alle Maßen widerlich. Wir hatten einen großen Karren mit Fässern mitgenommen und mußten aus dem Unterbau der einzelnen Zellen und

Gefangenenräume die großen Blechgefäße voller Unrat herauszerren, um sie zu unserem Karren zu tragen. Stumpfsinnig verrichteten wir die häßliche Arbeit, während im Gefängnishof faulenzendes Arabergesindel herumlungerte und schlechte Witze über uns machte!

Bald spielten wir Gärtner im riesigen Gemüsegarten der Legion, bald waren wir Maurer, die Schuppen bauten und Baulichkeiten ausbesserten. Des Nachmittags im weißen Drillichanzug waren wir keine Soldaten mehr, sondern Arbeiter, nichts als Arbeiter. In Anbetracht unserer elenden Löhnung: Arbeitsklaven!

Nur der Sonntag war frei von Arbeit. Frei von allem Dienst. Nicht einmal Appelle wurden abgehalten. Und der Legionär legte sich den lieben langen Sonntag hindurch ins Bett! Erst gegen Abend ging er in den Jardin Public, um dem Konzert der Legionskapelle zuzuhören. Dort ging er hin aus Solidaritätsgefühl. Aber viel lieber hätte er weiter geschlafen.

„Legionär nig Geld.“

Die Geldsorgen der Legion. — Fünf Centimes Löhnung. — Das Wuchergeschäft des französischen Staates. — Legionsbriefe. — Die Wissenschaft des „Deforierens“. — Notindustrie der Legionäre. — Der Trommler als Posamentenmacher. — Der Mann mit den Biscuits. — Grenzen erlaubten Stehlens. — Nächtllicher Diebstahl und rasche Lynchjustiz. — Herr von Kaber und die Marketenderin. — „Legionär arbeiten - Legionär nig Geld!“

Die armen Kerle, die sich hatten anwerben lassen, weil ihnen das Geld für ein Stück Brot fehlte, irrten sich sehr, wenn sie glaubten, nun den Sorgen entronnen zu sein.

In der Legion gab es erst recht Sorgen. Geldsorgen!

Diese bunt zusammengewürfelten Menschen, die zum allergrößten Teil nur deshalb den Legionsrod angezogen hatten, um einem Daseinskampfe zu entgehen, dem sie nicht gewachsen waren, quälten sich um Geld und sehnten sich nach Geld!

In der Fremdenlegion gab es noch Geld, und durch den gewaltigen Unterschied, den einige Franks Besitz machten, entstanden inmitten der rothosigen Gleichheit des Söldnertums die schönsten sozialen Abstufungen. Draußen in der Welt galt der Daseinskampf der Existenz selbst, dem Sorgen für eine gesicherte Zukunft; hier spielte sich der gleiche Kampf ab, mit dem einzigen Unterschied, daß es sich nur um ein paar Liter Wein handelte, oder um eine durch-

schwärmte Nacht, oder die Möglichkeit, einen anderen dafür zu bezahlen, daß er Arbeit tat, die der Legionär ohne Geld selbst tun mußte. Der Legionär mit Geld stand auf einer ganz anderen Stufe als der Legionär ohne Geld!

Rassedin, der reiche Rassedin, war ein Fürst in einer Umgebung von armen Teufeln, und ihn, den Fremdenlegionär, trennte von den anderen Fremdenlegionären eine weite Kluft. Man schmeichelte um seine Gunst und ließ sich seinen Hochmut gerne gefallen, wenn nur ein paar Sousstücke oder ein paar gute Zigaretten dabei abfielen. In unserer Stube war er der Herrscher. Die anderen Legionäre ordneten sich ihm widerspruchslos unter, und es sah komisch aus, wie die Kameraden eilten und flogen, wenn diese Legionsversammlung des Gottes Mammon geruhte, einen Wunsch auszusprechen, und wie sie dann mit strahlenden Gesichtern zur Kantine gingen, um die erhaltenen paar Sous schleunigst in Wein zu verwandeln. Das Selbstbewußtsein, mit dem der Belgier die Würde seines Reichthums (und welch ein Reichthum sind ein paar tausend Franks für einen Legionär!) stolz und unnahbar trug, sah an und für sich komisch aus, aber ich hatte immer das Gefühl, als ob Rassedin, der so gut wußte, daß er einem Ende mit Schreden, einem häßlichen Tod entgegenging, die kleine gemeine Gewinnsucht der Menschen gründlich kannte und tief verachtete!

Das liebe Geld — es regiert sogar in der Fremdenlegion!

Die Löhnung beträgt fünf Centimes im Tag, unge-

fähr ein Fünftel der Löhnung eines deutschen Soldaten! Schon der einfache Vergleich wirkt grotesk.

Wenn man aber bedenkt, daß der Fremdenlegionär seine Haut „verkauft“, daß er ein „bezahlter“ Söldner ist, so ist der Vergleich geradezu verblüffend. Der Fremdenlegionär braucht gerade kein großes Geisteslicht zu sein, um recht bald den springenden Punkt seines Daseins zu erkennen: die fabelhafte Ausbeutung, deren Gegenstand er ist.

Ganz abgesehen davon, daß Frankreich mit dem billigen Menschenmaterial der Legion seine algerischen Grenzen schützt und Schritt für Schritt die südlichen Däsen erobert, daß überhaupt in den ewigen Kämpfen in den französischen Kolonien fast nur die Truppen der Legion figurieren. Nein, rein geschäftlich, rein vom Standpunkte des Unternehmers: der Fremdenlegionär ist nur zur Hälfte Soldat. Zur anderen Hälfte ist er Arbeiter; Zimmerer, Maurer, Wegebauer und Lastträger. Er ist ein so billiger Arbeiter, daß, wie gesagt, der geringste chinesische Kuli nicht mit ihm konkurrieren könnte. Er bekommt Kleidung, Nahrung und vier Pfennige täglich — der billige, billige Legionär. Zugleich kann er als Soldat in den häßlichsten Klimaten, zu den gewagtesten Operationen verwendet werden, weil kein Hahn nach ihm kräht, und weil seine Kommandeure keine Rechenschaft für sein Leben abzulegen haben.

Die Summe, die seine Arbeit mit dem Gewehr und dem Bajonett, mit Hade und Schaufel, mit Mörtekelle und Zimmermannsart, dem französischen Staat in all diesen langen Jahren erspart hat, muß enorm sein.

Und wenn den Legionär eine Kugel, der Sonnenstich, Typhus oder Dysenterie hinwegrafft, dann verursacht er keine weiteren Kosten, als ein Loch im Sand! So billig! Wahrlich, die französische Republik macht brillante Geschäfte mit der Fremdenlegion. Ruhmgekrönte Soldaten, erfolgreiche Arbeiter: alles für vier Pfennige pro Tag. Bankerotte Existenzen, als Ramschware gekauft, zu Ramschpreisen!

Alle fünf Tage bekommt der Legionär seine Löhnung ausbezahlt, hält fünf kupferne Sousstücke in der Hand und kann sich nun überlegen, ob er sich Zigaretten tabak kaufen soll oder Putzzeug oder eine Flasche Wein. Denn zu einem von den dreien reicht es nur. Der Kauf einer Schachtel Zündhölzer, die ja auch in Algerien monopolisiert sind und fünf Centimes kosten, stellt für diesen sonderbaren Söldner ohne Sold schon ein sehr ernsthaftes finanzielles Problem dar, und nirgends in der Welt wird man so häufig um Feuer für eine Zigarette gebeten, wie in den Straßen von Sidi-bel-Abbès und auf dem Kasernenhof der Fremdenlegion!

Da ist es kein Wunder, wenn der Besitz von ein paar Silberstücken als etwas ungeheuer Wertvolles erscheint, und wenn der Legionär Kameraden wie Kassadin gegenüber in lächerlicher Weise kriecht und schmeichelt. Wahrhaftig, die Lektion vom Wert des Geldes kann man nirgends so gut lernen wie in der Fremdenlegion!

Lächerlich klein freilich sind die Geldsorgen der Legion, die sich um Kupferstücke drehen.

Die Glücklichsten (im Sinne der Legion gedacht)

sind jene, die noch irgendeine Verbindung nach der Heimat hin unterhalten!

Da werden die fürchterlichsten Brandbriefe an Eltern und Geschwister und Freunde geschrieben. Gewöhnlich übertreibt der arme Teufel von Brieffschreiber ein wenig, und seine Schilderungen von Hunger und Elend und Hölleben sind rührend. . . . Es müssen schon sehr hartherzige Menschen sein, die solche Legions-Briefe nicht mit einer kleinen Postanweisung quittieren. Dann ist der Subel groß im Land von Sidi-bel-Abbès, und drei Tage lang, oder eine Woche lang oder gar noch länger wird aus dem verlorenen Sohn mit der Postanweisung ein kleiner König, der sich seine Stiefel putzen läßt, und dem es, solange die zwanzig Mark reichen, nicht im Traum einfällt, sein Bett selbst zu machen. Das besorgt ein Kamerad, und der darf dafür mittrinken! C'est la légion! Es steckt ein merkwürdiges Grandseigneurium in der Sucht des Durchschnitts-legionärs, ein paar Tage lang wenigstens den Herrn zu spielen und die Wonne zu haben, andere für sich arbeiten zu lassen — ein untrügliches Zeichen, wie bitter arm der Legionär ist.

Die Legionäre mit den Postanweisungen stellen die *crème de la crème*, die Elite der Legionärs-gesellschaft dar. Die anderen, denen selbst die Legion das eigensinnig gerade Rückgrat nicht zu biegen vermochte (sie sind selten) oder die niemand mehr haben, der sie des Opfers von ein paar Silberstücken wert erachtet (sie sind häufig), müssen sich eben helfen, so gut es geht — sie müssen „sich dekorieren“.

Das ist die große Kunst der Fremdenlegion! Dekorieren ist ein Mischmasch von Arbeit, Witz, Schlaueit und Diebstahl schlankweg.

„Deforier' dich!“

Das ist die Summe der Weisheit eines alten Legionärs, und die beiden Wörtchen sind der einzige Rat, den er einem Neuling gibt — geben kann. Mach' dir das Regionsleben so leicht als möglich, bedeutet dieser Rat, Sorge dafür, daß dein Tabaksbeutel gefüllt bleibt, daß deine Uniformstücke in Ordnung sind, daß du möglichst oft die drei Sous hast, ohne die man nun einmal einen Liter Wein nicht bekommen kann. Wie dieses „Sich dekorieren“ gemacht wird, ist höchst individuell.

Guttinger verfertigte aus bunten Tuchstückchen und altem Lederzeug farbenschillernde ceintures, Gürtel mit Legionsemlen und Legionsknöpfen, für die er bei Arabern und spanischen Arbeitern in den Aneipen von Sidi-bel-Abbès reißenden Absatz fand. Das war seine Art, sich zu dekorieren. Dabei entwickelte der alte Landsknecht einen merkwürdig regen Geschäftssinn. Mit den Arabern (die sich nach ihrer Art von barem Geld nicht trennen können), machte er Tauschgeschäfte, bei denen er jedesmal Sieger blieb. Bald handelte er für seine bunten Tuchsehn ein Paar der hübschen, goldgepunzten Araberschuhe ein, bald war es ein grotesk geschnittener arabischer Steden, bald ein marokkanisches Gelbtäschchen mit feiner Lederarbeit. Dann steckte sich Guttinger hinter einen der Legionäre, die im Offizierskasino Aufwärterdienst taten, und diese wieder fanden mit Leichtigkeit splendide Kunden unter den jungen

Offizieren. Das Endergebnis war immer wieder das gleiche: viele Liter des süßlichen, schweren, roten Algierweins — des unsterblichen Weins, in den sich alle Silberstücke der Legion unfehlbar verwandeln.

Einen Legionär von der vierten Kompagnie nannte man in der ganzen Legion »l'homme des biscuits«. Seine Spezialität war es, in allen Kompagnien die Biskuits zu sammeln, die zweimal wöchentlich als Ergänzung der Brotration verteilt wurden. Sie waren ähnlich wie Schiffszwieback, sehr hart, und die meisten Legionäre rührten sie nicht an. So hatte der »Biskuitmann« ein ergiebiges Sammelfeld. Auf irgendeinem Schleichwege, den er sorgfältig geheimhielt, schaffte er Saß auf Saß solcher Biskuits aus der Kaserne und fand auf dem Marktplatz von Sidi-bel-Abbès eine Menge Abnehmer. Andere, denen es an Wiß fehlte, beschränkten sich darauf, für Kameraden, die Geld hatten, zu waschen und zu putzen. Alle aber taten ihr möglichstes, sich „zu deforieren“, ihr wichtigster Lebenszweck war das Erhaschen der paar Kupferstücke für einen Liter . . .

Im Deforieren liegt aber auch Diebstahl.

Die Legion zieht darin eine sehr scharfe Linie. Der Diebstahl von Uniformstücken, um solche zu ersetzen, die einem selbst gestohlen wurden, oder die man verloren hat, gilt als durchaus anständig und gentlemanlike. Es geht einfach nicht anders, denn wer etwas verliert, wird erheblich eingesperrt.

Das „stehlende Deforieren“ lernt der Rekrut sehr schnell:

„Ich hab' eine Drillichhose verloren,“ stöhnt der Rekrut.

„Macht nix!“ sagt der alte Legionär.

„Verflucht, was soll ich denn anfangen?“ jammert der Blaue.

„Deforier' dich, du Kamel!“ sagt der Alte.

Worauf der Rekrut in den hinteren Hof ging, wo der Platz zum Trocknen der Wäsche war, und mit Lammesgeduld in einem verborgenen Winkel wartete, bis gerade niemand aufpaßte. Dann packte er eine Hose, patßnaß, wie sie an der Leine hing, und kam triumphierend in die Stube zurück. Er hatte sich deforiert“.

Eine einzige verbummelte Drillichhose führt mit tödlicher Sicherheit zu hundert verschiedenen Drillichhosen=Diebstählen.

Dem leidtragenden Bestohlenen erwächst nicht einmal ein besonderer Schaden, denn — er macht es genau ebenso, und irgendwo in der endlosen Drillichhosenkette findet sich schon einer, der eine neue Hose kauft. Irgendwie gleicht es sich immer wieder aus. Am meisten profitieren natürlich bei diesem System die »Kleiderkammern« der einzelnen Kompagnien, oder vielmehr die Unteroffiziere, denen die Verwaltung der Uniformbestände anvertraut ist. Dem Legionär ist das Deforieren so zur Gewohnheit geworden, daß er gar nicht daran denkt, seinen Feldwebel zu behelligen, wenn ihm ein Uniformstück schadhast geworden ist. Das wäre viel zu viel Schererei! Stehlen ist ja viel einfacher. Ist die Jade zerrissen? N'importe, irgendwie und ir-

gendwo stiehlt man sich eine. Wieder beginnt der Ringelreihen von Deforierdiebstählen, und viele Taden wechseln ihre Besitzer, bis entweder ein Ungeschickter seinen Verlust meldet und sofort ins Gefängnis fliegt oder aber ein »Wohlhabender« sich hinter einen der Kammerunteroffiziere steckt und eine neue Tade kauft . . . Die Hereingefallenen sind immer diejenigen Neulinge, die noch einige Groschen Geld haben. Der richtige alte Legionär aber ist immer glücklicher Besitzer einer tadellosen Ausrüstung — aus allen möglichen Mannschaftsstuben zusammengestohlen!

Diese Sorte von Diebstahl gilt als sportmässig und ist erlaubt, wenn — man sich nicht gerade vom Eigentümer erwischen läßt.

Wehe aber dem Legionär, der es sich beifallen ließe, weitherzig zu werden und seine Deforierungstätigkeit auf Tabak oder Geld oder gar Brot auszudehnen. Die ganze Kompagnie würde sich sofort zum Detektivkorps konstituieren, ihn zweifellos sehr bald erwischen und — der Rest wäre Schweigen und Lazarett!

In einer der ersten Nächte schon spielte sich in unserem Zimmer eine häßliche Szene ab, die so recht zeigte, wie man in der Legion mit einem Dieb umgeht. Mitten in der Nacht hörte ich einen wütenden Schrei, sprang auf und sah schlaftrunken um mich. Um Rassedins Bett stand eine dichte Gruppe von Schimpfenden, gestikulierenden Legionären. Ich trat hinzu. Gutfinger und drei andere hielten mit eisern zupackenden Fäusten einen Legionär fest, der kaum sprechen konnte vor Entsetzen und kaltweiß im Gesicht war. Rassedin

stand im Hemd da und leuchtete mit der Nachtlampe in das Gesicht des Ertappten.

„Du bist von der zehnten Kompagnie?“ fragte er ihn.

„Ja,“ stotterte der Mann.

„Was machst du dann hier bei der Elften?“

„Wein getrunken . . . ins falsche Zimmer gekommen . . . laßt mich doch los!“ war die Antwort.

Unterdessen waren alle anderen wach geworden und umstanden die Gruppe.

„Nom de Dieu — so'n dreßiger Kerl!“ sagte Rasse-din. „Hört zu, Kameraden. Mein Geld hatte ich in meiner Hose, und meine Hose hatte ich unter mein Kopfkissen gelegt. Vorhin spürte ich etwas, fahre auf und greife zu. Wißt ihr, was ich erwischt habe? Die Hand von dem Kerl da.“

„Ich bin über dein Bett gefallen,“ sagte der Legionär trotzig.

„Voleur!“ schrie Guttinger. „Dieb!“

Es war, als sei das Wort ein Signal. Mit einemmal hoben sich Fäuste, ein Bajonett blitzte, ein Getümmel entstand, und ein Duzend Legionäre wälzten sich auf dem Boden. Die Szene dauerte kaum eine Minute. Dann wurde es still — der Legionär von der Zehnten lag blutend und stöhnend da. Das Gesicht des Mannes sah schwarz aus, so fürchterlich zerschlagen war es. Ein Hieb mit dem Bajonett hatte die eine Wade gespalten, und ein Blutstrom rieselte über die blaue Tade. Die Wache kam, und der Mann wurde ins Lazarett geschafft.

„Mein Geld wollte er stehlen! Deforieren wollte er sich!“ sagte Kassebin grimmig. „Vorläufig haben wir aber ihn deforiert!“

Der Mann lag wochenlang im Lazarett, und von einer Untersuchung oder gar von einer Bestrafung der eigenmächtigen Justiz war keine Rede. Die Strafe des Diebs liegt nach alter Legionsgewohnheit in den Händen seiner Kameraden.

* * *

Beim Deforieren war Herr von Rader in seinem Element. Er lebte sich so lächerlich schnell ein, daß nach einer Woche die ganze Legion ihn kannte, und daß schon nach ein paar Tagen unser Feldwebel bei einem Appell auf dem Zimmer vorwurfsvoll zu ihm sagte:

„Tu n'est pas sérieux!“

„Seh?“ sagte Herr von Rader.

„Du sein nix ernsthaft. Nix gediegen!“ radebrechte der Feldwebel.

„Doch! Sehr ernsthaft, mon adjudant!“ grinste Rader.

„Ernsthaft und jediegen soll id sein!“ sagte Herr von Rader, als der Feldwebel das Zimmer verlassen hatte. „For fünf Centimes im Tag noch noch ernsthaft und jediegen! Bin id 'n preuß'scher Regierungsrat oder bin id 'n Fremdenleschionär?“

Ernsthaft an Herrn von Rader war jedenfalls sein Bestreben, sich zu deforieren, wo es anging. Abend für Abend ging er hinüber in die Kantine.

Er hatte zwar kein Geld, aber er jonglierte unermüdet mit leeren Weinflaschen, machte die schwierigsten Zaubereien mit Absinthgläsern und erzählte Madame la cantinière (die ein bißchen Deutsch verstand) viele lustige Schnurren, bis es ihm gelungen war, der Naivität der Dame, die über so viele, schöne, dickbauchige Weinfässer verfügte, tief zu imponieren. Der Mann der vielen Geschicklichkeiten amüsierte sie, und sie tat etwas, was sie in ihrem ganzen Kantinenleben noch nie getan hatte: sie schenkte dem lustigen Rader allabendlich eine Flasche Wein und gab ihm obendrein noch auf ein imaginäres Zehn-Sous-Stück heraus. Der portugiesische Gatte von Madame ahnte das kleine Geheimnis des guten Herzens seiner Frau nicht. Er hätte auch völlig ruhig sein können: Herr von Rader interessierte sich nicht für die eheliche Treue der Regimentsmarketenderin — er liebte nur ihren Wein!

So dekorierte sich Herr von Rader durch sein geschwätziges Mundwerk und seine geschickten Artistenfinger. Die Soldatenarbeit fiel seinem trainierten Körper nicht schwer. Die Kunst des Dekorierens, die nichts anderes ist als die Lebenskunst der Landstraße, hatte er in einem langen fahrenden Leben mit all' ihrer Schlaueit und all' ihren Kniffen gründlich erlernt. Der Rekrut Rader fühlte sich wohler unter der Legionsflagge als alle anderen seiner Mitrekruten. Manchmal aber (wenn Madame la cantinière schlechter Laune war, oder der portugiesische Gemahl zu sehr aufpaßte) kam auch Herr von Rader in die Stimmung der Nachdenklichkeit. Dann rieb er wütend an seinem

Leberzeug herum und dozierte praktische Philosophie.
Etwa so:

„Nom de Dieu!“ (Die Flüche der französischen Sprache beherrschte Herr von Rader bereits.) „Nom de bon Dieu! D' Beschön is nischt! 'ne Zigarette und 'ne halbe Biddel Wein wachsen überall auf der Welt for einen so intelligenten Mann wie mir! Bin id Soldat jeworden, um mir for jede Zigarette halb tot zu stampeln? Nee — der Vorteil von dat Beschäft is' nich auf meiner Seite! Beschwindelt haben sie mir! Und id mache mir jelejentlich dünne. Ich verflüchtige mir. Ich will Ihnen mal wat sagen, jehrter Jenosse: id schieb' ab!“

Später ist er einmal „abgeschoben“ und hat die ganze maßlose Härte des Straßsystems in der Legion durchgemacht, der fidele Herr von Rader.

Selbst ihm, dem lustigen Kumpan, der sich so gut zu helfen wußte und der so viel Sinn hatte für groteske Farben, drängte sich immer wieder das einfache Rechenexempel der Legion auf, an dem schon so viele Tausende armer Teufel kopfschüttelnd herumgerechnet haben, und das ein arabischer Spahi einmal in sieben höhnenden Wörtern ausdrückte:

„Legionär viel Arbeit — Legionär gar nix Geld.“

Die Stadt der Fremdenlegion.

Die Promenade der Legion. — Wie Ben Mansur Kaffee bereitet. — Das Ghetto. — Der Bürger von Sidi-bel-Abbès und die Legionäre. — Wie das Regiment der Fremden sich an den Bürgern rächte. — Das verbotene Stadtviertel. — Vom primitiven Kaffee. — Bauchtanz. — Die Gärten und die Ruhestätte der toten Männer des Regiments. — Ein schwäbischer Ritter der Ehrenlegion.

En ville! Nach Sidi-bel-Abbès! Jeden Tag kurz vor sechs Uhr nachmittags begann eine wahre Völkerwanderung von der Legionskaserne nach der Stadt. Lieber puzte und polierte der Legionär noch eine Stunde lang nach dem Zapfenstreich im Halbdunkel der Nachtlampe, als daß er die Promenadestunde hätte vorbeigehen lassen. Das Spaziergehen in Bel-Abbès gehörte zum Legionston, täglich gingen wir in die Stadt. Um fünf Uhr wurde die riesengroße Gitterpforte der Legionskaserne geschlossen, und nur ein kleines Seitentürchen blieb offen. Dort postierte sich der Sergeant der Wache und musterte mit scharfen Augen einen jeden, der zur Promenade gehen wollte, damit der Ruf der Legionseleganz nicht leide. Die Uniform zur Promenade wurde jeden Tag durch einen besonderen Regimentsbefehl genau vorgeschrieben — jeder Legionär trug die gleiche Uniform, rote Hose und blaue Jacke oder weiße Hose und blauen Mantel, und jeder setzte seinen Stolz darein, in seiner Uniform möglichst elegant und möglichst kostett auszusehen.

Dreitausend Fremdenlegionäre promenierten all-

abendlich in den Straßen von Sidi-bel-Abbès. Mir war dieses Spaziergehen ein wundersam Ding in dem winzig engen Kreis des Legionslebens. In weicher schmeichelnder Abendluft strahlten die elektrischen Bogenlampen, überdacht von der glitzernden Sternenpracht eines südlichen Himmels. Negerjungen in weißen Pluderhosen, deren unzählige Falten Romane hätten erzählen können von gestohlenen Kleinigkeiten, lungerten an den Straßenecken herum und riefen gelend die Abendzeitung aus, das »Echo d'Oran«. Araber im weißen Burnus, den gefährlichen Arabersteden in der Faust, der ihnen eine nie fehlende Schleuderwaffe ist, standen schweigsam da und betrachteten mit mißtrauischen Blicken die »Rumis«, die weißen Fremden, die ihnen immer Fremde bleiben werden, deren Sitten sie nie verstehen können. Der Bürger von Sidi-bel-Abbès ging flanierend spazieren; Offiziere und Zivilbeamte des »bureau arabe« führten ihre Damen, dazwischen schwere Soldatenschritte und leise klirrende Legionsbajonette.

Vier Straßen, die schnurgerade nach Süden, nach Norden, nach Osten und nach Westen laufen, nach Oran, Dana, Maskara und Nemcen, teilen die Stadt in rechte Winkel. Sie sind die Hauptstraßen, an denen die europäischen Läden und die eleganten Cafés liegen. Aus internen Budgetgründen kauft der Legionär nichts in diesen Läden, und in den eleganten Cafés wird er schlecht behandelt. In den Hauptstraßen hat der Legionär nichts zu suchen — nach Ansicht des braven Bürgers von Sidi-bel-Abbès.

Zwischen den Hauptstraßen aber liegt ein Gewirr von winkeligen Gäßchen, in deren jedem geschachtet und gehandelt wird. Dort wohnen spanische Juden und Araber.

Da war die Heimat der Legionäre. Dort lagen die niederträchtigen Kneipen, die auf die Rundschaft der Legionäre reflektierten. „Bar de la Légion“ oder „Bar du légionnaire“ oder „Bar de Madagascar“ nannten sich die Spelunken. Der Wein in Algerien ist gut und spottbillig. Aber an den Legionären mußte extra Geld verdient werden. Man verkaufte ihnen ein Gebräu aus Trauben, die schon drei- oder viermal durchgepreßt waren und dem ein bißchen Spiritus Blume und Aroma verlieh. Daneben lagen arabische Garküchen, in denen man »Kustuf« aß und »galettes«, zähe Pfannkuchen mit Honig; Garküchen, in denen Messer und Gabeln als fluchwürdige Geräte galten, die zweifellos der Teufel der Rumis erfunden haben mußte. Vermlich und schmutzig war es überall, wie es zu der Armut des verachteten Legionärs paßte. Ganz besonders für die Legion war ein eigenartiges Café berechnet. In einem Winkel beim Theater hatte eine hübsche kleine Spanierin eine Bretterbude aufgeschlagen und altersschwache Stühle der verschiedensten Stilarten aufgestellt, die man ihr jedenfalls irgendwo geschenkt hatte, nur um sie loszuwerden. Dort verkaufte sie Kaffee an Legionäre. Eine kluge Geschäftsfrau, die Kleine. Ihr Kaffee war zwar gefärbtes heißes Wasser und ein niederträchtig' Gebräu, aber so billig, daß der Fremdenlegionär gern eine Tasse

kaufte. Denn einen süßen Blicd bekam er gratis. Wenn das Geschäft flau war, plauderte Frau Wirtin auch ein wenig. Diese Taktik verschaffte der schlauen kleinen Spanierin eine Legionskundschaft von rührender Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Die alten Legionäre stahlen Blumen für sie, und wenn irgendwo in Tonkin oder an der Marokkogrenze geplündert wurde, bekam Manuelita viele Monate später die schönsten Sachen, die ihre alten Legionsfreunde für sie geraubt und all' die Zeit im Tornister herumgeschleppt hatten. Die Legion war Manuelita dankbar. Sie stellte die große Ausnahme dar. Außer der cantinière und ihr gab es kein weibliches Wesen in der Stadt der Fremdenlegion, dem es auch nur im Traum eingefallen wäre, einen Legionär anzugucken . . .

Guttinger wäre niemals in dieses Legionärscasé gegangen. Er wußte weit Besseres. Ihm verdankte ich die Bekanntschaft mit Ben Mansurs Kaffee. Es war ein maurisches Kaffeehaus. Feine farbige Mosaiksteinchen bildeten arabische Sprüche auf dem Fußboden, und an den Wänden zogen sich lange Marmorbänke hin. Araber kauerten auf den Bänken und rauchten beschaulich gurgelnde Wasserpfeifen, — die Verkörperung von Ruhe und Schweigsamkeit. Viele Stunden lang saßen sie über einer einzigen Tasse Kaffee, deren Kauf ihnen obendrein nach arabischer Sitte das Recht gab, auf den Marmorbänken zu übernachten. Stumm und schweigend spielten sie »esch-schronsch« — Schach.

Legionäre traf man hier selten, denn Ben Mansur sprach nur Arabisch. Guttinger aber war sein Bluts-

freund, und die beiden begrüßten sich immer feierlich mit auf der Brust gekreuzten Armen und tiefen Verbeugungen.

Ben Mansurs Kaffee war ein Märchentraum. Den ganzen Tag und die ganze Nacht glühten auf dem uralten maurischen Ofen in der Erde Holzkohlen, und in einem Kupferkessel von wunderlicher achtseitiger Form, der schon Generationen von Arabern gedient haben mußte, brodelte kochendes Wasser. Ein silbernes Gefäß enthielt einen dicken Kaffeebrei, eine Art Extrakt. Damit füllte Ben Mansur die kleinen Tontäßchen zur Hälfte, goß kochendes Wasser dazu und tröpfelte dann aus geheimnisvollen Fläschchen allerhand Säfte darein, einen Tropfen Orangenwasser, einen Tropfen Haschischöl und einen Tropfen flüssigen Opiums. Ich werde noch oft an Ben Mansurs Kaffee denken, an seinen wunderbaren Duft und an die vergessende Ruhe, die das kleine Täßchen bescherte. Lange Stunden saßen Guttinger und ich auf den Marmorbänken, mit gekreuzten Beinen, um die Sitte des Gastgebers zu ehren, die Wasserpfeife mit zwei Schläuchen vor uns, in der ein Tabak brannte, der ganz gewiß mit den Fabrikaten des algerischen Tabakmonopols nichts zu tun hatte. Bezahlen ließ sich Ben Mansur niemals mehr als zwei Sous, wenn wir auch noch so viele Pfeifen rauchten und noch so viele Täßchen Kaffee tranken. Das war seine Auffassung von Gastfreundschaft.

Dann wieder durchwanderte ich mit Guttinger die schmutzigen Gassen des Judenviertels, wo die Kehrichthaufen auf offener Straße lagen, und wo der Geruch

von alten Kleidern das Leitmotiv der Atmosphäre war. An den Ecken stritten sich schlanke, magere Söhne Israels mit scharf geschnittenen Rassegesichtern um irgendeinen Schacherhandel; in langer Kaftantracht aus brauner und blauer Seide schritten alteingesessene algerische Juden dahin; Männer von Wichtigkeit, die den Geldumsatz des ganzen Landes in ihren Händen hielten, als Vermittler zwischen Welthandel und arabischem Reichtum. In dem schmutzigen Viertel wohnte unter der Armutshülle, mit der sich Israel so gerne umgibt, der Reichtum und die Macht.

Dort hat der Schacher mit kleinen und kleinsten Dingen seine Heimat. Jedes Geschäft ist dem Ghettohändler recht, wenn er nur Geld dabei verdienen kann, und seit jeher stehen Ghetto und Fremdenlegionäre in inniger Geschäftsverbindung. Die kleinen jüdischen Händler wechseln gerne Fünfmarskscheine zu fantastischen Kursen, und auf den geheimnisvollen Geschäftswegen, die auch dieses Judenviertel mit allen Ländern der Welt verbinden, wandern viele kleine Banknoten hin und her, die einst als Heimatgruß und Trostspender den Hauptinhalt eines Legionsbriefes gebildet haben. Viel Geld ist an diesen Banknoten verdient worden! Für einen Fünfmarskschein wird im Lande von Sidibel-Abbès prinzipiell nicht mehr als vier Franks bezahlt! Alle andern Legionsgeschäfte sind ähnlich vorteilhaft — für den andern, wohlverstanden, nicht für den Legionär. Wenn die Dunkelheit des Abends Gerechte und Ungerechte verhüllt, schleichen sich Legionärgestalten mit rundlichen Bündeln vorsichtig durch das

Judenviertel und verschwinden lautlos in einem der elenden Häuser. Was sie tragen, sind braunwollene Decken und blaue Schärpen; an den Ecken und in der Mitte höchst deutlich mit weißer Farbe als Eigentum des Regiments abgestempelt. Aber was ist schließlich solch ein Stempel! Mit einigem gutem Willen und ein wenig Terpentin kommt man über das bißchen weiße Farbe spielend hinweg!

Die Trödler von Sidi-bel-Abbès kaufen alles. Zu ungeheuerlichen Schundpreisen natürlich, aber sie kaufen es. Die Silberstücke des Ghettos sind schon so manchem Legionär zum Verderben geworden, wenn er in einem Wutanfall, im Casard, seine Uniformstücke verkaufte und das bereitwillige Entgegenkommen des Händlers mit einer schweren Zuchthausstrafe büßen mußte.

Das Ghetto steht in so inniger Verbindung mit dem Legionär.

Der brave Bürger von Sidi-bel-Abbès jedoch, ein Mischling aus spanischem, levantinischem und französischem Blute, liebt den fremden Soldaten herzlich wenig. Er ist wohl noch niemals auf den Gedanken gekommen, daß er aus purer Dankbarkeit das Rot der Hose und das Blau der Jacke des Fremdenlegionärs in seinem Stadtwappen führen sollte. Er hat schon längst vergessen, daß dereinst der Kern seiner Stadt von fleißigen Legionären erbaut wurde!

Er verachtet den Fremdenlegionär aus tiefstem Herzensgrunde und bemüht sich, ihm das täglich zu zeigen. Seine Damen raffen die Kleider, wenn sie einem Legionär auf der Straße begegnen, als ob eine

Berührung mit dem armen Teufel Pesthauch wäre; er selbst zeter gewohnheitsmäßig auf die Legion. Er hat es durchzusetzen gewußt, daß das Kasino der Offiziere nicht mehr eine Speiseanstalt, sondern nur noch ein Abendklub ist, und daß die Offiziere im Hotel essen müssen. Die Unterleutnants speisen in einem Hotel, die Leutnants in einem anderen, die unverheirateten Kapitäne und höheren Offiziere in einem dritten. Das wußte der Bürger so einzurichten, damit auch jeder etwas verdiene. Er schreit zeter, wenn die Regimentsmusik nicht wöchentlich dreimal für ihn konzertiert; er läßt sich seinen öffentlichen Garten von Legionären fegen und sieht strenge darauf, daß sämtlicher Proviant für die Fremdenlegion in der Stadt selbst eingekauft und ja nicht von auswärts bezogen wird. Für die kleinen Einkäufe, die selbst ein so armer Teufel, wie der Legionär es ist, gelegentlich macht, führt er ganz spezielles Schundwerk und berechnet den doppelten Preis.

Aus Neigung aber und Prinzip verachtet er den Legionär. Es ist ein lieber Mensch, der brave Bürger von Sid-bel-Abbès!

Er hütet sich jedoch, seiner Verachtung für Monsieur le légionnaire allzu lauten Ausdruck zu geben; denn er hat häufig schon die betrübliche Erfahrung gemacht, daß mit den rothosigen Männern schlecht Kirschen essen ist. Die Legionärsgebuld hat ihre streng gezogenen Grenzen, und gelegentlich reißt sie. Wenn die Legion nicht gerade in Tonkin oder in Madagaskar oder in einer anderen schönen Gegend dringlich beschäf-

tigt ist, so konzertiert ihre Regimentskapelle wöchentlich mehrere Male auf dem Place Sadi Carnot. Der Bel-Abbeser fand das Konzert von jeher sehr schön, aber es gefiel ihm nicht besonders, daß außer ihm auch Tausende von Legionären auf dem Carnotplatz lustwandelten und sich ebenso wie er an den Legionärsmärschen freuten.

So sperrte eines schönen Tages der brave Bürger den Place Sadi Carnot mit Gendarmerie ab und gedachte, die Musik ganz allein für sich zu haben.

Die Legionäre waren starr, und die arabischen Gendarmen fühlten sich ungemütlich. Immer mehr Legionäre sammelten sich an und debattierten in fünfzehn verschiedenen Sprachen über die Unduldsamkeit des braven Bürgers von Sidi-bel-Abbès. Mit einemmal kommandierte ein alter Legionär:

En avant par colonne du régiment — marche!

Die arabischen Gendarmen purzelten nach rechts und links, die Bürger von Sidi-bel-Abbès verschwanden wie durch Zauber in den Nebenstraßen, und in fünf Minuten sah man auf dem Place Sadi Carnot keine lebendige Seele mehr in Bürgerkleidung. Die Rothosen triumphierten.

Weil sie in guter Laune waren, schlugen sie die Stühle kaputt, auf denen die Herren und Damen von Sidi-bel-Abbès gegessen hatten, türmten sie zu einem Scheiterhaufen auf und inszenierten ein sehr gelungenes Feuerwerk, während die Regimentsmusik lustige Walzer spielte . . .

Unterdessen war eine Deputation zum Regiments-

Kommandeur gestürmt und klagte ihm, seine Legionäre seien auf Mord und Totschlag aus. Der Oberst lachte.

„Meine Herren,“ sagte er, „heut ist es elf Uhr. Meine Leute haben bis Mitternacht Urlaub. In einer Stunde ist also alles vorbei!“

„Aber sie haben die Stühle verbrannt,“ jammerte die Deputation.

„Ich freue mich, daß sie sonst nichts angezündet haben,“ lachte der Oberst. „Lassen Sie meine Legionäre zufrieden, und meine Legionäre werden Sie zufrieden lassen.“

Seitdem ist der Bürger von Sidi-bel-Abbès etwas vorsichtiger im Umgang mit der Legion. Eine »ordre municipale« schreibt zwar vor, daß Legionäre im Theater der Stadt nur Billette für die Galerie erstehen dürfen, aber wenn ein Legionär mit überflüssigem Geld einmal einen Parkettplatz haben will, so bekommt er ihn. Man hat die Empfindlichkeit der Legion zu respektieren gelernt.

Die Verachtung aber ist natürlich geblieben. Der Legionär löscht zwar die Feuersbrünste, die in Sidi-bel-Abbès ausbrechen; er rettet Menschen und Ware, wenn in der Regenzeit aus dem Bäcklein Meserra ein reißender Fluß wird; er schützt den hilflosen Bürger, wenn die Nachkömmlinge der Beni Amer die Judenheke, die sie so sehr lieben, veranstalten wollen. Aber der arme Teufel von Söldner hat ja kein Geld, und der brave Bürger hält es mit Heine:

— — Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben!

* * *

Ein Stadtviertel von Sidi-bel-Abbès war uns Legionären tabu — streng verboten, bei einer Strafe von dreißig Tagen Gefängnis: Die *village nègre*, die Negerstadt, die Heimstätte aller Seuchen und Verbrechen. Die menschlichen Tiere, die dort hausten, hatten einmal einen Legionär totgeschlagen, weil sie seine Schärpe begehrten . . .

In brennender Neugierde übertrat ich einmal das Verbot. Langsam, vorsichtig spähend, ob keine Patrouille in der Nähe sei, schritt ich über den Exerzierplatz und bog dicht hinter der Moschee in das Hüttengewirre ein. Es war schwarze, dunkle Nacht, und ich stolperte immer wieder über Unrathaufen und über Löcher in dem festgestampften Lehm Boden.

Endlich tauchte ein Lichtschein auf. Die Hauptstraße der *village nègre* lag vor mir, eine Gasse so eng, daß man die Mauerseiten mit ausgebreiteten Armen hätte berühren können. Die elenden niedrigen Häuser waren halb verfallen, und zackige Löcher ersetzten die Fenster und die Türen. Das Gäßchen mochte hundert Schritte lang sein und lag im Schein eines halben Duzends Fackeln, die in Mauerrißen steckten, hellerleuchtet da.

Ein Leben und Treiben wie in einem Bienenstod herrschte in dem engen Raum. Schreien und Gellen und Singen erfüllte die Luft. Vor jeder Hütte sahen Frauen, die armen Weiber des aufblühenden Sidi-bel-Abbès, die für ein paar Pfennige und einen Schlud Absinth ihren Körper feilboten. Hier machte sich das Laster in einer primitiven Form breit, roh, erschreckend. Die Nachtluft war kalt. Becken mit glühenden Kohlen standen auf dem schmutzigen Boden. Weiber kauerten darüber, die ihren dünnen Rock hoch geschürzt hatten, um sich die Beine und den Leib an den glimmenden Kohlen zu wärmen. Die Scham der Verhüllung schien ein unbekanntes Ding. Eine Negerin mit schmiegsamem Körper voller Kraft lag langgestreckt da, nackt bis auf ein rotes Tüchchen, die wärmespendende Pfanne neben sich. Sie war zu müde oder zu träge, um zu sprechen — nur durch eine häßliche Geste lud sie die Vorübergehenden ein. Neben ihr saß eine Französin auf dem Boden, in zerfektem Seidenkleid, mit einem Gesicht, in das die Härte eines fürchterlichen Lebens tiefe Rinnen gegraben hatte. Daneben kauerten blutjunge Araberinnen, Kinder fast, deren Kupferspangen an Armen und Beinen zeigten, daß ihre Heimat tief im Süden war. Italienerinnen mit dem unvermeidlichen Goldreif in den Ohren und spanische Weiber mit fettglänzenden Haaren und freischenden Stimmen zankten sich. Der flammende Schein der Fackeln gab den Gesichtern etwas unheimlich Starres. Zwischen dem weiblichen Elend drängte sich der Abschaum der Bevölkerung von Sidi-bel-Abbès. Da waren Neger in zerfekten Leinentitteln,

die tagsüber schwere Säcke auf dem Rücken schleppten, und denen die *village nègre* die Erholungsstätte des Abends war. Spanische Landarbeiter schnatterten in ihrer gestikulierenden Art mit den spanischen Mädeln. Es war der Corso der Armen und Elenden.

Das leise Klirren meines Bajonetts an die stählerne Koppel schreckte die Gesellschaft auf. Als sie sahen, daß es nur ein einzelner Legionär war und nicht eine der gefürchteten *Patrouillen*, schrie man von allen Seiten auf mich ein — in einem wunderlichen *Patois* von arabischen und französischen Worten. Das wenige, was ich davon verstand, war schon schlimm genug. Die Sprache des Legionärs läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; die Sprache des *village nègre* war kondensierter Schmutz. Zwei Negerinnen stritten sich darüber, ob solch ein Legionär wohl einen *Sous* übrig habe, eine schwer wiegende Frage, die sie unter vielem Gelächter verneinten. Die Französin, die betrunken war, stieß mich in die Seite, und bettelte mit lallender Stimme um einen »*petit absinth*«.

Überall häßliche Gesten, und überall trunkenes Schreien. An der Ecke aber lehnte in würdevoller Ruhe ein arabischer Gendarm.

Es roch nach Moschus und nach schweren, süßlichen arabischen Zigaretten. Die Straße der sieben Freuden wurde das Gäßchen auf Arabisch genannt. Guttinger hatte mir das gesagt. Daran dachte ich, als ich die zankenden Weiber ansah, und empfand etwas wie Schauder bei dem Betrachten der sieben Freuden . . .

Dann wurde mir die Komik klar: der brave Bürger

von Sidi-bel-Abbès verachtete den Legionär — aber er duldete die Greuel des village nègre!

Von ferne ertönte ein Kommandoruf, und die Marschritte einer Patrouille näherten sich. Ich erschrak und flüchtete schleunigst in den Schutz eines Nebengäßchens. Stolpernd, fallend tappte ich mich vorwärts im tiefen Dunkel, bis ich leises Sprechen hörte und einen Lichtschein sah. Das Gäßchen machte eine scharfe Biegung. . . .

Ich war in den Hof eines maurischen Hauses geraten. Araber in weißen Burnussen kauerten und hockten am Boden, Wasserpfeifen rauchend. Sie sahen kaum auf, als ich hinzutrat, und ein alter weißbärtiger Araber nickte mir lächelnd zu.

Ueber glühenden Kohlen stand ein kupfernes Gefäß mit siedendem Wasser, und ein alter Neger bereitete Tee für die Araber. Vor der Schwelle des Hauses saßen und standen und lagen Frauen im weißen Sand. Blitzschnell schoß mir eine Erinnerung durch den Kopf an irgendein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Ueber die Mauer an der einen Seite der Gasse war ein Tuch gespannt, schwer wie Brokat, mit fingerdicken Goldstickereien auf rotem und gelbem Grunde in phantastischen Arabesken. Ueberall lagen Rissen; die Araber saßen auf gelben Matten aus feinem, geflochtenem Gewebe. Zwölf, vierzehn Frauen waren da. Junge schmiegsame Gestalten mit leuchtenden Zähnen, in dünne schleierartige Gewänder gehüllt, mit unzähligen Kupferspangen an Armen und Beinen. Bei jeder Bewegung rasselten und klirrten die Spangen. Alles nippte Tee

aus kleinen, winzigen Lätzchen, und die Wasserpfeifen gurgelten. Da hörte ich neben mir englische Worte, ein Kinderverschen:

Humpty Dumpty Sat on a wall,
Humpty Dumpty had a great fall;
And all the king's horses and all the king's men
Could not put Humpty Dumpty together again.

Erschrocken drehte ich mich um und sah in der Umrahmung des Frauenburnus das Gesicht einer Weißen mit blonden Haaren und Zügen, die einmal sehr schön gewesen sein mußten. Sie hielt eine arabische Zigarette im Mund, nickte traumverloren, glücklich lächelnd, und sang immer wieder leise das alte englische Kinderliedchen.

Da sprang das eine der Mädchen auf und schüttelte klirrend die Spangen von den Armen. Sie war ganz jung, und ihre Züge trugen reinen arabischen Typus. Mit einem Male war es still geworden, so still, daß man den eigenen Atem hören konnte. Sie nestelte eine Weile an ihrem Hals, und das dünne Gewebe, das sie als Ueberwurf trug, fiel auf ihre Hüften. Sekunden-, minutenlang, stand sie unbeweglich da wie eine Statue. Mich erinnerte es an eine Bronze, die in früheren Zeiten einmal auf meinem Schreibtisch stand. Ihre Arme hatte sie ausgestreckt, der Kopf war stolz zurückgeworfen, die Augen glänzten, als wäre sie eine allgewaltige Siegerin. Langsam schritt sie im Kreise, und das zarte Schleiergewebe schwang und schwebte in ewig sich ändernden Windungen, es schien zu zittern und zu

beben um den kupferfarbenen Körper. Es war grazios, wunderschön; aber irgend etwas lähmte mich, schmerzte mich. Die schweren Farben vielleicht, vielleicht der dumpfe süßliche Geruch. . . . Mechanisch zündete ich mir eine Zigarette an. Der Tanz wurde schneller. Immer die gleiche verwirrende, einschläfernde, hypnotisierende Rundbewegung des Schleiergewebes. Die Tänzerin bog und dehnte und streckte den Oberkörper — ihre Bewegungen waren weich, zierlich. Mir wollte der Gedanke nicht aus dem Kopf, wo sie diesen Tanz, diese Bewegungen her hatte — es war zuviel Rhythmus darin für den Tanz eines Naturkinds. Da riß sie die Fadel von der Wand und schwang sie in weiten Kreisen um ihren Kopf. Grellrot fiel der Feuerschein auf das glänzende blauschwarze Haar, und immer schneller wurde der Tanz. Die zischende Fadel schien sich einzuhüllen in den wogenden weißen Schleier; rascher, immer rascher ging das tolle Drehen und Winden — ein letzter leuchtender Kreis der Fadel, und sie brach erschöpft zusammen.

Leises Gemurmel erhob sich unter den Arabern, und Kupferstücke und Silbermünzen fielen vor ihr auf die Matte.

Die Engländerin aber saß wie gebrochen da; sie schien sich und ihre Umgebung vergessen zu haben. „My God,“ murmelte sie ununterbrochen, „my God . . .“

Da schlich ich mich müde, matt und zerschlagen zurück in die Kaserne.

* * *

Ein blühender Gürtel von Gärten umrahmt die Stadt. In breiten Alleen, die früher einmal Festungsgräben gewesen waren, stehen Palmengruppen und Olivenhaine, vor vielen Jahren von Legionären gepflanzt, in ihren kurzen Friedenszeiten. Auch den botanischen Garten hatten die fremden Söldner angelegt, und noch heute hat die Legion das Recht, sich Blumen für ihre Toten von den Beeten des »jardin public« zu holen, und die etwas sonderbare Pflicht, zur Säuberung der Wege und zur Gartenarbeit täglich drei Legionäre in den Garten zu senden. Dafür betrachtet aber auch das Regiment den »jardin public« wie ein Stück Eigentum, und an Sonntagen ist das wundervolle Stück Erde mit seiner Baumpracht und Blüenschönheit ein Ruheplatz für die Soldaten. Ganz in der Nähe liegt der Regimentsgarten, wo die Legion ihr Gemüse züchtet und ihre Kartoffeln baut, in beschaulicher Gemütlichkeit. Mir kam es sehr komisch vor, als ich zum erstenmal zum Mistfahren in den Regimentsgarten kommandiert wurde — das war doch recht friedliche Arbeit für die Landsknechte der modernen Zeit.

Weit hinaus ins Gelände erstrecken sich die blühenden Gärten, miteinander verbunden durch schmale Fußwege und kleine Straßen, von Olivenbäumen beschattet. Am äußersten Ende der Stadt, da wo die Gärten aufhören und der Sand beginnt, liegt der Friedhof von Sidi-bel-Abbès. Seine prunkenden Monumente, seine gepflegten Blumenbeete, seine stillen Baumgruppen geben ihm keine besondere Eigenart. Wenn man aber durch den Friedhof hindurchgeschritten ist, kommt man

im hintersten Winkel zu einer weiten freien Fläche, mit Hunderten und Aberhunderten von kleinen Grabhügeln und gleichartigen schwarzen Holzkreuzen.

Dort ist die Ruhestätte der toten Männer des Fremdenregiments, der Legionsfriedhof.

Ich war einmal zur Arbeit dorthin kommandiert. Ein alter Korporal, der in einem Häuschen in der Friedhofsecke wohnte, und in seinen alten Tagen den Ruheposten eines Totengräbers der Legion bekleidete, gab mir Gartengeräte und Gießkanne. Ich schritt durch die langen Gräberreihen, jätete Unkraut aus und besprengte den Rasen. Ein Gefühl unfäglicher Verlassenheit kam über mich.

So militärisch einförmig, so unpersönlich, so arm und nackt sehen diese Gräber aus! Ganz enge liegen sie beieinander, als ob selbst im Tode der Legionär noch in Reih und Glied sein müsse. Ein Kreuz sieht aus wie das andere, so klein und so kunstlos schwarz angestrichen, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, ob man wohl an den paar Pfennigen für den letzten Ruheplatz eines Legionsoldaten sparen wolle. Kränze aus Glasperlen hängen an den Kerzen, dann und wann mit einer künstlichen Strohblume dazwischen. Auf einem weißen Schildchen steht der Name des Toten und darunter seine Nummer mit dem lakonischen Zusatz: *Légion étrangère*. Es mag sentimental gewesen sein — aber ich bemitleidete diese toten Menschen, die selbst im alles gleichmachenden letzten Schlaf noch eine Nummer tragen mußten, die an nichts so erinnerte wie an ein Zuchthaus. Ich schritt von Kreuz zu Kreuz und

las die Namen. Fast alle Nationen der Welt haben beigeteuert zu den Gräbern auf dem Friedhof der Fremdenlegion, aber die deutschen Namen auf den schmalen Kreuzen sind weit in der Mehrzahl.

Ein Regiment von Toten liegt hier. Aber es war nur ein ganz kleiner Bruchteil der Legionstoten. Die andern schliefen irgendwo im afrikanischen Sand, da, wo sie gefallen sind. Eintausenddreihundert Legionäre sind in Mexiko begraben. Hunderte und Aberhunderte vermodern im Sumpfboden Madagaskars. Viele Hunderte hat Indochina getötet.

Der Wind fegte die wellen Blätter, die von der vornehmen Friedhofsseite herüberflatterten, über die Gräber der Legionäre. Ich sah die endlos langen Hügelreihen in ihrer armen Kahlsheit vor mir liegen und sah die wesenlosen Nummern dieser Toten, die nichts gewesen waren als Kampf- und Arbeitsmaschinen. Eine alte deutsche Weise ging mir durch den Kopf und in bitterem Selbsthohn klang es in mir:

Verdorben — gestorben . . .

* * *

Unsere Bewegungsfreiheit in Sidi-bel-Abbès hatte ihre strikten Grenzen. Drei Kilometer über die Festungstore hinaus — so weit erstreckte sich die Bannmeile. Der Legionär, der sich weiter von der Stadt entfernte, wurde als Deserteur betrachtet, und jeder arabische Gendarm hielt ihn sofort an.

Der kleine Köhler, Guttinger und ich hatten mit Mühe und Not einen Sonntagspañ bekommen, eine

»permission du jour et de la nuit«, wie es offiziell heißt, mit der Erlaubnis, einen Ausflug nach dem zehn Kilometer entfernten Sidi Chassen zu machen. So wanderten wir am frühen Sonntagmorgen hinaus nach Sidi Chassen, die wundervolle, absolut ebene Militärstraße entlang.

Schweigend schritten wir dahin. Die Landschaft gab aber auch nicht den geringsten Anlaß zu Ausbrüchen von Enthusiasmus. Die Straße zog sich schnurgerade in ihrem fahlen Gelb ins Unendliche. Und daneben Weinberge, Weinfelder sollte man eigentlich sagen, denn etwas Flacheres als diese Gegend gibt es nicht. Dunkelgelber, halb sandiger, halb lehmiger Boden, aus dem schwarze Stümpfe ragten. In einem halben Jahr würden diese schwarzen Stümpfe von sprossenden Zweigen und grünem Laub bedeckt sein und ätzen unter der Last süßer Trauben. Nacheinander hielten uns drei arabische Gendarmen an und freuten sich anscheinend nicht besonders über den Paß, der sie einer Fangprämie beraubte.

„Eh,“ sagte der letzte dieser Braven boshaft, „hätten Sie diesen Paß nicht, so würde ich Sie alle drei verhaftet haben!“

„Vielleicht!“ meinte einer von uns, „oder Sie hätten drei Bajonette im Leib!“

Worauf sich der Araber trollte und zweifellos Betrachtungen anstellte über die Roheit der Fremdenlegionäre.

Wir kamen nach Sidi Chassen. In Deutschland würde man dieses Städtchen ein kleines Dorf nennen.

Es sieht genau so aus wie alle seine städtischen Brüder und Schwestern in Algerien. Es sieht aus, als ob es sagen wolle: Lieber Besucher, mein Name steht auf der Landkarte, und ich habe einen Bürgermeister. Aber ich schlafe — wecke mich, oh bon Dieu, wecke mich ja nicht auf. Die Häuser sind gelb angestrichen, nach der häßlichen Sitte Algeriens. Manche sehen so aus, daß man unwillkürlich stehenbleiben und warten möchte, bis sie in sich zusammenfallen. Die Straßen sind öde und leer. Das Ganze ist überaus häßlich. Wir drei sagten allerlei unhöfliche Dinge über algerische Städtchen im allgemeinen und gingen weiter.

Und draußen, wo das Städtchen aufhörte, und die dunkelgelbe, flache, sterbenslangweilige Umgebung wieder anfang, fanden wir einen Bauernhof. Einen richtigen, sauberen, wunderschönen Bauernhof. Worauf wir uns wunderten und ein Individuum in spanischer Sprache fragten, ob wir hier ein paar Eier und ein paar Flaschen Wein kaufen könnten. Das Individuum sagte in einem wunderlichen Spanisch-Französisch, der Herr sei drinnen, wir möchten nur nachsehen.

So gingen wir über den Hof, über eine weißgeschuerte Diele und landeten in einer großen Stube.

„Na, das ist hier mal nett und sauber,“ sagte einer von uns auf Deutsch.

Und — von irgendwo aus dem Hintergrund des Zimmers kam ein alter Mann hervor, und wir drei deutschen Fremdenlegionäre fielen beinahe um vor Staunen und Freude, als er uns Deutsch ansprach!

„Sie könnet scho' Deitsch schwätze, wenn Sie wöllet,“

sagte der alte Mann. „J' bin selber a Deitscher und 's is mir a Freud, daß die Herrn g'rad zu mir komme sin!“

Was da bei schwerem algerischem Wein geschwätzt und erzählt wurde, ist in seiner Gesamtheit eine Geschichte:

Vor etlichen siebenzig Jahren war es. Ein deutscher Fremdenlegionär aus zähem, hartem Bauernstamm hatte seine fünfzehn Dienstjahre glücklich überstanden. Er hatte Glück gehabt und sich eine Kriegspension von einigen Hunderten im Jahr erworben. Das Kreuz der Ehrenlegion brachte ihm eine Rente von fünfhundert Franken jährlich. Er war ein Bauer aus einer württembergischen Weingegend und verstand den Weinbau gründlich. So sah er sich in der Umgebung von Sidi-Abbes um, und seine Wahl fiel auf Sidi Chassen. Noch heute ist Land etwas Billiges in Algerien. Damals bekam der Legionär sein Land für wenige hundert Franken. Er heiratete ein spanisches Mädel, arbeitete, gedieh und wurde ein wohlhabender Farmer.

Dann kam in diesem alten Legionär ein echt deutscher Zug zum Ausbruch. Er setzte sich hin und schrieb an die Verwandtschaft nach Württemberg. Vielleicht hat er ein bißchen gelogen, ein bißchen übertrieben, wie das Kolonisten gerne tun. Aber da unten in Württemberg waren gerade schlechte Zeiten, und einige junge Leute aus der Verwandtschaft, die an der üblichen deutschen Dosis Wandertrieb laborierten, schnürten ihre Bündel und verpflanzten ihre Bauernenergie und ihre ererbten harten Taler nach Algerien. Sie machten es ganz

genau so wie ihr Legionärsverwandter. Selbstverständlich nahmen sie sich spanische Frauen. So entstand nach und nach an der Peripherie des alten, trägen, verschlafenen Sidi Ghassen eine deutsche Ansiedlung. Jener Fremdenlegionär, dieses Mitglied des Auswurfs der Menschheit, wie die Franzosen die Legionäre zu titulieren beliebten, die ihnen Algerien erkämpft haben und ihnen heute noch Schritt für Schritt das wertvolle Land an der Saharagrenze erschließen, — jener Fremdenlegionär war der Gründer einer deutschen Bauerngemeinde auf algerischem Boden geworden. Wie das leider immer so geht mit den Deutschen im Auslande — sie vermischten sich schnell genug mit fremdem Blut. Die Kinder sprachen kaum Deutsch, die Kindeskinder haben längst vergessen, daß ihre Großväter Deutsche waren.

Aber sie haben eine Tat der Kultur vollbracht, diese württembergischen Bauern. Ohne sie wäre das schlafende Sidi Ghassen heute tot. Und die eine Familie ist deutsch geblieben, grunddeutsch bis auf den schwäbischen Dialekt. Der alte Mann, der die drei Fremdenlegionäre bewirtete, war der Sohn jenes Ritters der Ehrenlegion, und seine drei Söhne waren Deutsche und schwäbelten wie er.

Hunderttausend Helden — Hunderttausend Opfer.

Der Ehrensaal. — Die deutschen Kommandeure. — Künstler, Ärzte, Architekten in der Legion. — Das Gefecht von Camaron. — Die Geschichte der Fremdenlegion. — Hunderttausend Opfer! — Ein psychologisches Rätsel. — „Alte wahren Heldentums.“ — Wie die Helden entlohnt wurden. — Schlechtes Avancement. — Das Imaginäre der Pensionsverhältnisse.

Dicht neben dem Gefängnis, von dem schmalen Bieder Sandbodens, auf dem alltäglich die gefangenen Legionäre ihren Arbeitsmarsch laufen, durch eine niedere Backsteinmauer getrennt, liegt der Ehrensaal der Fremdenlegion.

Ein winzig kleines Pförtchen ist in die Mauer eingebaut und trägt die Ueberschrift »Salle d'honneur«. Tag und Nacht steht ein Posten mit aufgezplantem Bajonett vor dem Heiligtum des Regiments. Dem Legionär ist es eine verbotene Stätte, und nur die Offiziere versammeln sich dort bei feierlichen Gelegenheiten.

Spät eines Abends, als ein Kamerad meiner Kompagnie beim Ehrensaal auf Posten stand, schlich ich mich durch das Pförtchen.

Die Backsteinmauern umschlossen ein winzig kleines Gärtchen. Der Boden war mit bunten Mosaiksteinen ausgelegt, Palmen und Lorbeerbüsche bildeten überall dichte Gruppen. Eine breite Treppe führte zu dem zierlichen maurischen Vestibul hinauf.

Als ich den Saal betrat, strömte es mir wie eine Flut von Farbe entgegen. Der riesige Raum war mit Gemälden förmlich übersät. Das Auge wurde vor allem auf die Bilder zweier Legionäre gelenkt, in Lebensgröße dargestellt, der eine in moderner afrikanischer Felddausrüstung, der andere in der Uniform des Jahres 1815, der Uniform des Söldnerregiments »Légion de Hohenlohe«. Porträtbilder von Kommandeuren und getöteten Offizieren des Regiments bedeckten die Wände, und kolossale Tafeln nannten in goldenen Lettern die gefallenen Offiziere.

Mit Staunen sah ich in der Liste der Kommandeure der Fremdenlegion eine ganze Reihe deutscher Namen. Da waren die Colonels Stoffel, de Mollenbeck, Conrad, de Hülßen, Meyer. Dann wieder waren unter den ehemaligen Obersten der Legion berühmte Marschälle und Feldherren Frankreichs, die sich ihre ersten Lorbeeren als Führer der fremden Soldaten holten: Mac Mahon, Canrobert, Bazaine, de Négrier, Saussier — die großen Namen der Fremdenlegion.

Schlachtenbilder stellten Episoden aus den Gefechten dar, an denen die Legion teilgenommen hat, und dann und wann war unter diesen kriegerischen Gemälden ein Kunstwerk; aller Bilderschmuck aber war von Offizieren und Mannschaften des Regiments geschaffen. Eine ganze Reihe der Gemälde rührt von dem Pinsel des Kapitäns Cousin her, während die allegorischen Fresken der Decke die Arbeit eines Künstlers sind, der die rote Hose und die blaue Tade des Gemeinen trug, des Legionärs Hablühel — ein bescheidener Soldat

ist der Künstler, der den »Salle d'honneur« dekoriert hat.

In der französischen Armee ist die Vielseitigkeit der Fremdenlegion berühmt, und dieses Beispiel eines rothosigen Künstlers hat seine interessanten Pendants. Die Regimentsgeschichte weiß manches davon zu erzählen.

Vor ungefähr fünf Jahren beschlossen die Offiziere, sich ein neues Kasino zu erbauen. Der Ausführung dieses Wunsches stellte sich nur ein einziges kleines Hindernis entgegen: die Regimentskasse war fast leer. Da kam der Oberst auf den Gedanken, sich an sein Regiment zu wenden. Trotzdem das Depot damals nur aus einem Bataillon bestand, ergab eine Rundfrage das verblüffende Resultat, daß sich sieben Architekten darunter befanden. Diese sieben Soldaten wurden eine Zeitlang wieder zu sieben Künstlern und entwarfen die Pläne zu der neuen Offiziersmesse. Sie einigten sich auf den Stil einer kontinesischen Pagode. Unter den Norwegern des Regiments fanden sich Bauarbeiter, die in künstlerischer Holzbearbeitung Fachleute waren; Maurermeister und Maurer enthielt das Bataillon im Ueberfluß, und ein verfrachter Ziegeleibesitzer, ein Deutscher, machte sich ein großes Vergnügen daraus, wieder einmal in seinem alten Beruf zu operieren und mit einem Detachement Ziegel zu brennen. In wenigen Wochen war das Kasino vollendet — und es hatte nichts gekostet, als den nackten Preis des Rohmaterials.

Die sieben Architekten aber schulterten wieder ihre Rebelgewehre . . .

• Ein anderes Beispiel ist berühmt. In den zahllosen Gefechten im Süden Algeriens wurde einmal eine Kompanie von der Kolonne getrennt und hatte in einem Scharmüchel mit den Arabern schwere Verluste. Die Zahl der Verwundeten war sehr groß, und es konnte nicht für sie gesorgt werden, da sich Aerzte und Lazarettstab bei der Hauptkolonne befanden. Schließlich rief der Kompaniechef mitten im Feuer seinen Leuten zu:

„Sind Aerzte unter Euch?“

Sofort meldeten sich drei Legionäre. Der eine war ein Graduirter der Sorbonne, der andere besaß das Doktordiplom der Universität Zürich, und der dritte hatte seinen medizinischen Grad auf einer deutschen alma mater erworben!

Weniger befremdlich, aber ebenso interessant ist die Tatsache, daß einmal, als ein Fort gebaut werden sollte, sich in einer einzigen Kompanie der Legion drei Fortifikationsexperten meldeten, zwei frühere österreichische Pionieroffiziere und ein ehemaliger Leutnant der englischen Sappeure.

General de Négrier, der die Legion liebte, pflegte zu sagen, les étrangers hätten drei unschätzbare Vorzüge: sie schlugen sich brillant, sie marschierten bis zum letzten Atemzug und — sie könnten alles. Er würde es unternehmen, mit seinen Legionären eine Lokomotive zu bauen; unter ihnen würde er die Fakultäten einer Universität zusammenbringen können; Männer seien darunter, die nicht nur im Krieg kämpfen könnten, sondern die es auch verstehen würden, die Geschichte des Krieges zu schreiben!

Eine ähnliche Vielseitigkeit ist es, die die Kapelle der Fremdenlegion zum besten Musikkorps der französischen Armee gemacht hat, das jedesmal große Triumphe feierte, wenn es Konzertreisen nach Paris unternahm. So mancher Künstler, der einmal im Orchester eines der berühmten Theater der Welt seinen ehrenvollen Sitz hatte, trug später auf bepacktem Tornister die Trompete der Fremdenlegion.

Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß diese Legionäre, die früher nach Beruf und sozialer Stellung einer höheren Gesellschaftsklasse angehörten, immer nur Ausnahmen darstellen, und daß das Gros der Legion aus höchst simplen Menschen besteht, deren Vergangenheit durchaus nichts Interessantes hat. Gerade die Ausnahmen fallen aber auf! So sagte mir einmal ein Redakteur des »Temps«, der Sidi-bel-Abbes besuchte und mit dem ich zufällig ins Gespräch kam, in tiefer Verwunderung:

„Vorhin sprach ich mit einem Lehrer der griechischen Sprache, jetzt spreche ich mit einem Journalisten! Ist denn die Legion nichts als eine Versammlung von ruinierten Talenten?“

Zwischen den Gemälden im Ehrensaal stehen die Erinnerungstafeln des Regiments*, auf denen die Schlachten geschrieben sind, die die Legion geschlagen hat. Achtundvierzig große Gefechte sind es, geschlagen in allen möglichen Ländern, von Indochina im Osten

* Die Fremdenlegion besteht äußerlich aus zwei Regimentern, dem »premier étranger« und »deuxième étranger«. Im geschichtlichen und im militärischen Sinne jedoch ist die Legion ein einheitliches Ganzes. — D. Verf.

bis nach Mexiko im fernen Westen. Das furchterlichste Gefecht des Regiments war das Scharmügel von Camaron in Mexiko am 30. April 1863.

Eine grausige Erinnerung daran liegt auf einem kleinen Tischchen im Ehrensaal — eine präparierte Menschenhand. Es ist die abgeschlagene Hand des Kapitäns Danjou, der ein Detachement von 60 Mann der 3. Kompagnie der Legion kommandierte, die bei Camaron fast bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurde. Ueber zweitausend mexikanische Irreguläre griffen die Kompagnie in der Nähe des Dörfchens Camaron an. Das Detachement schlug sich durch die feindliche Kavallerie zu einem Landhaus durch, verbarricadierte sich und hielt einen Tag lang gegen die erdrückende Uebermacht stand. Fünffmal wurde das Häuflein aufgefordert, sich zu ergeben, und fünffmal war die Antwort — merde!

Als die Mexikaner endlich das Thor des Hauses erstürmten, fanden sie, in dichten Haufen vor dem Thor zusammengeballt, eine Schar von Toten. Die wenigen Ueberlebenden waren schwer verwundet. Wenige Stunden darauf kam Entschluß. Aber die französischen Truppen fanden nur ein Haus voll Toter. Neben der Leiche des Befehlshabers lag seine abgehauene Hand.

Waffen aus allen möglichen Ländern schmücken die Wände des Ehrensaals. Neben den geraden mexikanischen Säbeln hängen die gebogenen Araberklingen aus dünnem biegsamem Stahl; neben Giftpfeilen aus Madagaskar alte Regionsbajonette, die alle blutige Arbeit getan haben.

Die Souvenirs in dem kleinen Gebäude des Ehrensaals der Fremdenlegion erinnern an nahezu ein Jahrhundert von Kämpfen.

Im Jahre 1831 wurde die Fremdenlegion als afrikanische Hilfstruppe (auxiliaires) errichtet. Die fortwährenden Kämpfe in Algerien dezimierten damals die französischen Truppen. So kam man unter der Regierung des Königs Louis Philippe auf den Gedanken, die alte Institution der Landsknechte neu ins Leben zu rufen und für den Krieg in Afrika eine Truppe zu schaffen, die sich aus fremden Abenteurern zusammensetzen sollte. Ein belgischer Adventurier, der sich Baron de Boegard nannte, hatte, ohne eigentliche Autorisation, aber unter stillschweigender Duldung der Generale des Königs, eine Bande von zweifelhaften Charakteren aller Nationen um sich versammelt. Er legte sich den Titel eines Generalleutnants bei und wußte schließlich die Militärbehörden zu überzeugen, daß seine Leute ein ganz brillantes Kanonenfutter für Algerien sein würden. Es waren im ganzen 4000 Mann, die in Toulon auf die Fahnen Frankreichs vereidigt und nach Afrika verschifft wurden. Die dortigen französischen Truppen nahmen die zerlumpte Gesellschaft mit großem Mißbehagen auf, und die feindlichen Araber nannten sie spottend „die Beduinen* von Frankreich“, weil sie gar so arm und abgerissen waren. Die neuen Ankömmlinge plünderten mit einer Raubgier, die selbst bei den durchaus nicht skrupulösen

* Der Araber der Städte und festen Ansiedlungen blickt auf die armen Nomadenstämme der Beduinen geringschätzig herab.

afrikanischen Truppen Bewunderung erregte, aber sie schlugen sich auch brillant. Ein königliches Edikt vom 10. März 1831 sanktionierte ihre Inkorporation in ein eigenes Fremdenregiment unter dem Namen Légion étrangère, nach dem Vorbild der Légion de Hohenlohe, die unter der Restauration gekämpft hatte. Das Regiment bestand aus sieben Bataillonen, nach Nationalitäten gesondert:

1. 2. und 3. Bataillon: Schweizer und Deutsche,
4. Bataillon: Spanier,
5. Bataillon: Italiener,
6. Bataillon: Belgier und Holländer,
7. Bataillon: Polen.

Nach ganz kurzer Zeit wurde die Einteilung nach Nationalitäten aufgegeben, und man beschränkte sich darauf, den fremden Soldaten so schnell als möglich die französischen Kommandos beizubringen.

Nun begann für die Legion eine Kampfzeit, wie sie kein Regiment der Welt aufzuweisen hat.

Schon in den ersten Kämpfen in Algerien litt das Regiment schwer. Dann verborgte der König von Frankreich die Fremdenlegion an die Königin-Regentin Christina von Spanien gegen die Carlisten. Diese spanische Episode sollte der Legion einen Sold von 800 000 Franks einbringen, aber die Summe wurde niemals bezahlt. Dagegen wurden von 4000 Legionären 3500 getötet. Nur 500 kehrten nach Afrika zurück, halb verhungert und in zerfetzten Uniformen.

Neue Rekruten kamen — an Menschenmaterial hat

die Fremdenlegion niemals Mangel gehabt. In fortwährender Kampfarbeit wurde Algerien erobert, und die Gefechte bei Condiat-Aïti, M'Schomesch, Constantine, Zaatcha bezeichneten nur die wichtigeren Etappen eines Feldzugs ohne Ende. Schon damals erfaßte die Legion ihre eigentliche Aufgabe, nicht nur Soldaten zu sein, sondern Pioniere, feldbestellende Landarbeiter und Städtebauer. Ein Fort nach dem anderen errichteten sie in zäher Arbeit, und es gibt heutzutage keine Stadt im französischen Nordafrika, deren erste europäischen Gebäude nicht von Legionären geschaffen wurden. Der Krimkrieg führte das Regiment nach Rußland, wo es in der Schlacht von Alma sofort unter Feuer kam und sich mit größter Bravour schlug. In den Depeschen des Generals Canrobert wurden 29 Offiziere und Soldaten der Legion wegen hervorragender Tapferkeit bei Alma und Inzermann erwähnt. Bei der Belagerung von Sebastopol taten sich die Fremdenlegionäre besonders hervor und waren bei den Russen höchst unbeliebt. Sie wurden von den Belagerten »Lederbäuche« genannt, nach der riesig großen afrikanischen Patronentasche, die sie vorne auf dem Leib trugen. Auch in der Krim waren die Verluste der Legion enorm, und Napoleon III. belohnte ihre Dienste, indem er eine Menge von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten des Regiments naturalisierte.

Friedensjahre gab es in jenen Zeiten für die Fremdenlegion nicht, höchstens Friedensmonate, und selbst diese waren dünn gesäet. Raum waren „les étrangers“

aus der Krim zurückgekehrt, so entstanden neue Unruhen unter den Kabylern, die zu der großen Kabylern-Expedition führten. Der große Kampf bei Ischeriden brachte die Stämme der Beni-Jenni, Beni-Katen, Beni-Amer zur Ruhe. Das Regiment hatte einige hundert Männer mehr auf den Listen seiner Toten zu führen und hatte sich neue Auszeichnungen erworben, nur um, als rechte Landsknechtstruppe, sofort nach einem neuen Kriegsschauplatz verschickt zu werden. Wandernde Uhas-ers waren diese afrikanischen Söldner. Diesmal ging es nach Italien, Magenta entgegen. Wieder kehrten sie zurück, um tausend Tote ärmer, und rückten sofort wieder von Sidi-bel-Abbès aus, zu einer Expedition gegen die Marokkaner.

So verging das Jahr 1860. Die nächsten beiden Jahre schlug sich die Legion dann und wann ein wenig mit den Kabylern und Beduinen herum, ohne — zu ihrer großen Betrübnis — eine grande affaire erzielen zu können.

Im Februar aber schiffte sich die Legion nach Mexiko ein und wurde Zeuge der traurigen Geschichte des kurzen Kaiserreichs. Sie baute Straßen, tat harte Arbeit, lieferte gelegentlich irgend ein tollkühnes Stückchen und gab der Regimentsgeschichte den Tag von Camaron. Das Resultat des mexikanischen Abenteuers für die Fremdenlegion läßt sich am besten in Zahlen ausdrücken, in ihren Verlustziffern; 1918 Mann an Toten und Vermißten; 328 Legionäre starben an den Folgen ihrer Wunden, 1589 Mann gingen an verschiedenen Krankheiten zu Grunde.

Nach Algerien zurückgekommen, rekrutierte die Legion ihre Reihen und wurde in kleinen Posten über die Provinz Oran zerstreut, um zur Abwechslung Kolonisationsarbeiten zu spielen, Brunnen zu graben, Ortschaften zu erbauen, Straßen anzulegen — bis zum Jahre 1870. Im deutsch-französischen Kriege trat die Legion erst bei Orleans in Aktion. Alle Legionäre deutschen Stammes waren jedoch in Afrika gelassen und in die entlegensten Forts gesandt worden. Nach dem Friedensschluß half das Regiment bei der blutigen Unterdrückung der Commune und machte sich bei den Parisern gründlich verhaßt.

Als ob es so sein müßte, weil es immer so gewesen war, seit die Legion bestand, kamen sofort wieder Kämpfe in Algerien. Der Aufstand des Kabylens-Kaids Si-Hamze im Jahr 1871 und jedes folgende Jahr brachten kriegerische Expeditionen. Als de Négrier Regimentskommandeur wurde, machte er sein Regiment teilweise auf Mauleseln beritten, um größere Etappen zurücklegen zu können, ein System, das sich noch heute erhalten hat und eines der ersten Beispiele »berittener Infanterie« darstellt. Bis zum Jahre 1883 blieben die Legionäre in Afrika, in verhältnismäßiger Ruhezeit, die „nur“ einige Araberaufstände und etliche Duzend Scharmüchel brachte. Dann aber gingen sie wieder auf die Wanderung. Der fernste Osten, Tonkin, war der Schauplatz eines Kolonialkrieges gegen einen zähen asiatischen Feind und ein mörderisches Klima. Die Tage von Bac-Ninh, Hong-Hoa, Soc-Nam, Chu, bedeuteten ebenso viele Ruhmestage für die fremden Söldner, die sich in

50 Jahren eine Regimentsgeschichte erstritten, die ihresgleichen sucht.

Das Jahr 1892 fand die Legion in Dahomen im Kampfe gegen König Behanzin, das Jahr 1895 in Madagaskar. Die moderne Zeit sieht le régiment étranger in Marokko.

Das ist in kurzen Zügen das Gerippe der Legionsgeschichte* — der merkwürdigsten Geschichte, die irgend eine soldatische Chronik aufzuweisen hat, der Geschichte heimatloser Abenteurer. Der Sold war immer lächerlich gering, die Strafen waren immer barbarisch, und die Disziplin war bitterhart. Dennoch fanden sich immer wieder neue Tausende, die für ein Nichts ihr Blut gaben, die nicht nur schlecht und recht unter einer Söldnerfahne dienten, sondern eine Elitetruppe allerersten Ranges schufen. Welchen Jammer und welches Unglück muß unser altes Europa in sich bergen, daß fortwährend frische Tausende von Armen und Verzweifelten sich um das Legionsbanner scharen, eine Gesamtzahl von Unglücklichen, die in den achtzig Jahren des Bestehens des Regiments sich zu einer ungeheuren Ziffer aufsummen mußte. Ich habe die französische Literatur über die Legion durchstöbert, um genaue Ziffern zu erhalten — ohne Erfolg. Man hat den Effectivbestand der Truppe stets verschleiert. Die beiden Regimenter haben aber zeitweise eine ungeheure Stärke gehabt. Beauvoir erwähnt, daß im Jahre 1895

* Als Quellen dienten mir: »Légion étrangère«, par Roger de Beauvoir; »Conquête de l'Algérie«, par Camille Rousset; »Récits Algériens«. —

eine einzige Depotkompagnie in Sidi-bel-Abbès aus 4864 Mann bestand!

Die Nationalitäten der Legion in jenem Jahre gibt er folgendermaßen an:

Elssäler	45	vom	Hundert
Deutsche	12	„	„
Schweizer	8	„	„
Belgier	7	„	„
Franzosen	5	„	„
Spanier	5	„	„
Italiener	5	„	„
Oesterreicher	4	„	„
Holländer	4	„	„
Verschiedene Staaten	5	„	„

Die reinliche Scheidung in »Elssäler« und »Deutsche« ist bei dem bekannten französischen Standpunkt nicht weiter erstaunlich. Die Zusammensetzung der einzelnen Kompagnien, so wie sie mir bekannt ist, ergibt auch heutzutage noch die Tatsache, daß weit über die Hälfte der Legionäre Deutsche sind. Die Elssäler darunter sind jedoch kaum in der Mehrzahl, sondern die deutschen Legionäre stammen aus allen Gauen des Reichs. Die wichtigste Tatsache bleibt immer diejenige, daß die Legion zur größeren Hälfte aus deutschen Landeskindern besteht!

Im allgemeinen schwankt der Bestand der beiden Regimenter zwischen 8000 und 12000 Mann. Der Prozentsatz der Menschenverluste durch Krankheit, durch Fieber vor allem, ist außerordentlich hoch, und wenn

man die vielen Tausende von Gefallenen hinzurechnet, wenn man bedenkt, daß Desertionen von jeher häufig waren, so kommt man zu dem erstaunlichen Resultat, daß im Laufe von 80 Jahren weit über hunderttausend Menschen der Fremdenlegion angehört haben!

Diese Zahl kann auf Genauigkeit keinerlei Anspruch machen, sie kann viel höher sein — sie mag auch um einige Tausende niedriger sein.

Sedenfalls hat im Laufe der Zeiten eine große Armee von Männern aller Nationen in der Fremdenlegion gedient, unter fortwährender harter Arbeit, unter unsäglichem Strapazen, unter einer eisernen Disziplin, die selbst die kleinsten Vergehen mit grausamen Strafen belegte. Der Sold war niemals höher als er jetzt ist, er hat niemals genügt, um auch nur die notwendigsten Kleinigkeiten einzukaufen, die ein Soldat zum Reinigen der Uniformen und der Waffen braucht, von persönlichen Bedürfnissen, seien sie auch noch so klein, ganz zu schweigen. Es ist keinerlei Uebertreibung, wenn man die Behauptung aufstellt, daß diese hunderttausend Menschen dem französischen Staate ein Gratisgeschenk ihrer Arbeitskraft und allzu häufig ein Gratisgeschenk ihres Lebens gemacht haben. Wenn die Geschichte der Fremdenlegion, diese Historie einer Schar von unablässig kämpfenden Männern, sich wie mittelalterliche Romantik liest, so wird man zu leicht verführt, sich auf den französischen Standpunkt zu stellen und die etwas pharisäische französische Erklärung sich zu eigen zu machen, daß die Fremdenlegion den Abschäum der Mensch-

heit, nutzlosen Menschenabfall zu wertvollem Kolonisationsdünger im Dienste der Kultur verarbeitet habe.

Der moderne Mensch wird viel eher geneigt sein, sich in verständnislosem Erstaunen zu fragen, wie es denn möglich war, daß Jahr auf Jahr immer wieder neue Menschenmassen sich für die Kämpfe eines Landes opferten, das nicht ihr eigenes war. Nicht einmal das Motiv hoher Bezahlung haben diese Tausende gehabt.

Man steht geradezu vor einem Rätsel, vor einer geheimnisvollen Suggestionskraft, die Tausenden von Verzweifelten vorpiegelte, das afrikanische Fremdenregiment sei ihr letzter Zufluchtsort. Noch ein weit größeres Rätsel aber sind die Leistungen der Legion! Alle diese Menschen sind nicht so töricht gewesen, um nicht über kurz oder lang zu erkennen, welch ein miserables Geschäft sie mit dem Werber gemacht hatten, und der Regionsboden war von jeher eine prächtige Reinkultur gärender Unzufriedenheit. Wie es heute noch ist, war es früher: das beherrschende Gesprächsthema im Fremdenregiment ist ein ewiges Ueberlegen, ob und wie man desertieren könne. Der Legionär hat die französische Sprache mit den sonderbarsten Schimpfwörtern bereichert, um in ihnen seine Wut auszudrücken über die Ausbeutung und die infame Behandlung, deren Gegenstand er ist. Da scheint es fast wie ein Wunder, daß diese Unzufriedenen, diese Soldaten, die immer auf dem Sprung waren, zu desertieren, alle ihre Leiden stets vergaßen, wenn sie dem Feind im Feuer gegenüberstanden.

Es mögen Menschentypen unter ihnen gewesen sein,

wie sie heute noch in der Legion häufig sind, Verzweifelte, die nur in das Regiment der Fremden kamen, um den Tod auf ihre Art zu suchen, die sich so lange als Freiwillige zu gefährlichen Expeditionen meldeten, bis sie die Kugel fanden, die sie sich ersehnten. Aber sie stellten doch immer nur Einzelfälle dar. Bei den andern ist die Kampflust ein Taumel!

... Eine Abteilung Fremdenlegionäre liegt in einem einsamen Sandfort. Die Sonnenhitze ist erdrückend, die harte Arbeit fast unerträglich, die Dienst-routine zerrt an den Nerven. Aus der ganzen Besatzung wird eine nervöse Masse, die nur mit härtester Strenge regiert werden kann. Da kommt der Befehl zum Ausrücken, die Aussicht auf Soldatenarbeit ist da. Da hallt Jubel durch die Kasernen — der Kampf bedeutet Erlösung aus Fron ohne Ende!

Die Begeisterungsfähigkeit der Legion, die Sehnsucht, an den Feind zu kommen, muß den letzten Wert darstellen in einem verlorenen Leben. Ein Sicherheitsventil gegen überwältigende Verzweiflung!

Die Legion hat niemals gekämpft, nur weil sie mußte, oder weil ihre Offiziere sie antrieben oder weil die Legionäre ihre eigenen armseligen Leben in der Defensive verteidigen mußten. Die Gefechts-geschichte des Regiments weiß nur von Angriffen zu berichten, von einem wütenden Stürzen auf den Feind mit todesverachtender Tapferkeit. Die armen Abenteurer hatten sich eine eigene Art von Ehre geschaffen, einen ureigenen Ehrbegriff, den sie mit dem Leben bezahlten, den der einzige französische General, der die Legion verstand,

in kurzen Worten heller Begeisterung ausdrückte. Sagte General de Négrier:

„Andere Truppen wissen zu kämpfen — der Legionär weiß zu sterben.“

Das ist die Ehre des Legionärs. Er betont sie auf seine Weise. Er will kein Rückzugsignal. Ich selbst habe das Murren miterlebt, als bei einem Manöver das gehakte Signal erklang. Und oftmals in ihrer Geschichte hat die Legion den Gehorsam verweigert, als zum Rückzug geblasen wurde!

Die Leistungen der Fremdenlegion sind in Frankreich immer anerkannt worden. Freilich nicht in Latein. Die äußeren Ehren und die raschen Beförderungen heimsten die Offiziere ein; der Fremdenlegionär ist stets ein armer Teufel ohne Gold und ohne Hoffnung geblieben. Den Mangel an praktischer Dankbarkeit aber ersetzten französische Militärschriftsteller mit wunderschön klingenden Worten.

Ich zitiere nur ein Beispiel. D'Albéra schreibt in seinem Werk »La France au Dahomey«:

„Diese Menschen, diese Soldner, zusammengeströmt aus allen Winkeln der Welt, Männer ohne Heimat und ohne Vaterland, die sich anwerben ließen, weil sie sich nach einem Stückchen Brot sehnten oder weil sie vielleicht das Leben haßten, erduldeten unerhörte Leiden und verrichteten ohne Hintergedanken, ohne Hoffnung auf Lohn, Akte wahren Heldentums . . .“

Ja! „Ohne Hoffnung auf Lohn!“

* * *

Fünf Centimes täglicher Sold!

Auf dem Papier allerdings erhält der Legionär eine Löhnung von sieben Centimes täglich. So steht's in der französischen Armeeliste. Zwei Centimes täglich werden ihm aber „für Aufbesserung der Menage“ abgezogen, so daß sein barer Verdienst fünf Centimes im Tag ist. Beim zweiten congé, wann er fünf Dienstjahre hinter sich hat und zum zweitenmal für fünf Jahre engagiert, steigt seine Löhnung auf zehn Centimes täglich. Der Korporal erhält zwanzig Centimes im Tag!

Eine Löhnung also, die vielleicht in der chinesischen Armee eine Parallele finden mag. Sonst nirgends auf der Welt!

Um dem elenden Sold ein beschönigendes Mäntelchen umzuhängen, wird in der französischen Legionsliteratur auf das rasche Avancement hingewiesen. Dem halte ich eine Tatsache gegenüber: es existiert gegenwärtig in beiden Regimentern der Fremdenlegion, unter rund 300 Offizieren, ein einziger Nichtfranzose, ein Ausländeroffizier, der von der Pike auf diente! Selbst unter den Unteroffizieren ist der Prozentsatz der Ausländer sehr klein. Man kann es zwar begreiflich finden, daß die Kommandeure auf einen Stamm von französischen Unteroffiziere Gewicht legen; aber man wird ebenso begreifen, daß damit die Beförderungsaussichten für den ausländischen Legionär recht mäßige werden!

Nur in seltenen Fällen bringt es der ausländische Legionär weiter als bis zum Korporal. Er mag bei besonderer Begabung Unteroffizier werden, aber fast

niemals Sergeantmajor oder Feldwebel. Eine Ausnahme bilden nur die in die Legion verschlagenen früheren Offiziere anderer Armeen. Für sie hat das Fremdenregiment besondere Vorschriften. Von solch' einem früheren Offizier wird weder ein Offizierspatent verlangt noch der Nachweis ehrenvoller Entlassung, sondern nur eine Photographie, die ihn in Offiziersuniform zeigt. Dann wird er sofort von allem Rekrutendienst befreit, ins peloton des élèves caporaux, in die Unteroffizierschule kommandiert und ist in acht Wochen Korporal, in vier Monaten Sergeant. Die Epauletten wird er jedoch nur in den seltensten Fällen erreichen.

Häufig werden auch die Pensionsverhältnisse als günstige bezeichnet. Der Legionär ist nach fünfzehn Dienstjahren pensionsberechtigt, und zwar erhält er dann jährlich etwa 500 Franks. Das klingt sehr schön! Bleibt nur die Einschränkung, daß die Männer, die fünfzehn Jahre Legionsdienstzeit in allen möglichen Klimaten, unter härtesten Strapazen, unter unendlich aufreibenden Lebensbedingungen aushalten, sich irgendwo anders unter der Sonne bei gleicher Energie, gleich harter Arbeit, gleicher spartanischer Beschränkung in den fünfzehn Jahren sicherlich schon ein kleines Vermögen erworben hätten! Viel wichtiger aber ist, daß sehr wenige Legionäre fünfzehn Jahre dienen können. Sie sterben nämlich vorher! Am Fieber, an Ueberanstrengung, an feindlichen Kugeln. . . . Nein, die Pensionierung von Legionären hat entschieden etwas Komisches!

Bleiben noch als Pflaster auf die Fünf-Centimeswunde das Kreuz der Ehrenlegion und die médaille militaire, beide mit einem Ehrensold verknüpft, die Ehrenlegion sogar mit einem sehr bedeutenden. Diese Ehrenzeichen werden jedoch nur in so seltenen Fällen verliehen, daß sie als Ergänzung für den erbärmlichen Sold, als eine Möglichkeit, sich in der Legion etwas anderes zu holen, als Kupferstücke, praktisch nicht in Frage kommen.

Praktisch haben diese Fremdenlegionäre, die Helden der im Ehrensaal gefeierten Ruhmestaten als Dank bekommen:

Fünf Centimes für jeden Tag — auch für die Heldentage!

Und das Ende?

Wenn ein Mann fünf Jahre in der Fremdenlegion gedient hat, so kann er wahrhaftig sagen: „Es ist Mühe und Arbeit gewesen!“ Seine Legionszeit begann unter der Devise »Arbeit ohne Lohn« und sie endigt damit, daß er in schäbigen Kleidern wie ein Bettler auf der Straße steht und nicht weiß, was in Gottes Welt er nur anfangen soll. Selbst im günstigsten Fall, wenn Strapazen und Klima ihn nicht gebrochen haben und seine Gesundheit noch gut ist, steht er hilflos da.

Ich habe mit Hunderten und Aberhunderten von diesen ausgedienten Legionären gesprochen, wenn sie im Kasernenhofe von Sidi-bel-Abbès umherschlenderten und darüber triumphierten, daß sie und die Fremdenlegion nun ewig voneinander geschieden sein würden. Auf dem Leibe trugen sie einen dunkelblauen Anzug,

wie er den Ausgedienten von der Regimentskammer geliefert wird, aus einem häßlichen groben Stoff, der nichts ähnlicher sieht als blaugefärbter Sadleinwand. Natürlich schlotterten die Kleider an ihnen herum, die Hosen waren entweder zu lang oder zu kurz, und die Röcke hatten einen ganz abscheulichen Schnitt, denn auf der Regimentskammer nahm man keinerlei zarte Rücksichten auf gutes Passen. Die Kopfbedeckung war eine riesiggroße, flache Mütze, wie sie die Seeleute der Mittelmeerhäfen tragen. Dieser fragwürdige Anzug, Stiefel, Strümpfe und Hemd waren ihr ganzes Besitztum nach fünf Jahren Soldatendienst und Fronarbeit.

Sie hatten das Recht auf freie Beförderung nach irgendeiner Stadt Frankreichs und auf ein Verpflegungsgeld von einem Franc für jeden Tag der Reisedauer. Nach seiner eigentlichen Heimat, also ins Ausland, wird kein Legionär befördert. In grimmigem Humor wählten die meisten irgend ein Städtchen im nördlichen Frankreich, mit Vorliebe Dünkirchen, damit die Reise und die Verpflegung auch ja so lange dauern sollte, als es nur irgendwie möglich war; bis schließlich der Bürgermeister von Dünkirchen den französischen Kriegsminister höflich aber dringend ersuchte, ihm doch keine Legionäre mehr schicken zu wollen. Die Stadt wisse ja gar nicht, was sie mit den Leuten anfangen solle — in Dünkirchen gäbe es nicht einmal Arbeit genug für die Dünkirchener!

So steht nun solch ein ausgedienter Legionär ohne die geringsten Hilfsmittel, ohne jedes Geld in einer

völlig fremden Stadt. Seine Kleidung ist derart, daß er sich nur zu der allerniedrigsten Arbeit melden kann. Sein Legitimationspapier ist der Entlassungsschein aus der Fremdenlegion, und der ist miserabel wenig wert in Frankreich! Man hat sehr schöne Worte für »la légion« im republikanischen Frankreich, aber man will nicht gerne mit einem Legionär etwas zu tun haben. Ueberall werden ihm die Türen gewiesen, und eine böse Hungerszeit beginnt für den armen Teufel.

Wie oft haben sie's erzählt, wenn sie mit einem Rekrutenschub wieder in Sidi-bel-Abbès ankamen, und die alten Kameraden spottend fragten, weshalb sie nun doch wieder in Afrika seien! Es war immer die gleiche Geschichte: sie hatten sich tagelang, wochenlang, Monate oft gegen ihr Schicksal gewehrt und waren hungernd und frierend herumgelaufen, bis die armseligen Kleider zerrissen und die Stiefel in Fetzen gingen. Schließlich verzweifelten sie daran, jemals Arbeit zu finden und liebäugelten mit dem Gedanken, daß man in der Legion wenigstens etwas zu essen bekomme, so lange, bis sie auf dem nächsten Werbebureau einen neuen Kontrakt unterzeichnet und wieder fünf Jahre ihres Lebens geopfert hatten.

Arbeit, fünf Jahre lang, und dann ein hilfloses auf der Straße-Stehen — Frankreichs Lohn!

„Marschier oder verreck!“

Der Sturmruf der Legion. — Nachtlärm. — Auf dem Marsch. — Das Zählen der Kilometersteine. — Im Zeltlager. — Die Brutalität der Märsche. — Fremdenlegionär und Stabsarzt. — Der Kampf um das Opiat. — Das „Marschierschwein“. — Die Psychologie der Märsche. — Ergaltete Nerven. — „Cafard“. — Das Lied der glücke.

Die Wochen verflossen. Die Rekrutenzeit war vorüber, und ich tat Dienst mit der Truppe.

Von allem Anfang an war ich fast ängstlich darauf bedacht, meine Pflicht voll und ganz zu tun, wahrscheinlich aus dem Rest eines einst stark entwickelten Selbstbewußtseins heraus. Die eigentliche Soldatenarbeit machte mir Freude, und ich sehnte mich in gleicher phantastischer Ungebuld nach blutigem Legionsdienst vor dem Feind wie alle anderen Legionäre, die täglich über die Chancen eines Marschbefehls debattierten.

Die Legion schien mir stets in fiebernder Ungebuld auf dem Sprung zum Ausmarsch zu sein — der feurige Soldatengeist einer langen Tradition steckte selbst den jüngsten Rekruten an und stellte vielleicht den einzigen edlen Kern einer Truppe dar, an der sonst ganz gewiß nichts Edles ist. Wenn vage Gerüchte über einen neuen Araberaufbruch an der Marokkogränze in die Kaserne drangen, oder wenn das »Echo d'Oran« in der lakonischen Kürze eines offiziellen Telegramms von den kleinen Scharmüheln in Indochina berichtete, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in den Mannschafts-

zimmern. Ueberall bildeten sich Gruppen von Legionären, die nur von ihrer Hoffnung sprachen, daß Alarm geblasen würde. Manchmal standen sie in Scharen vor der Regimentskanzlei, wenn irgendein aufregendes Gerücht verbreitet worden war, und warteten darauf, daß einer der Schreiber des Bureaus die Treppe herabstürme mit der Nachricht:

„Faites le sac!“

Paßt euren Tornister! Das ist der alte ominöse Sturmruf, der von Mannschaftszimmer zu Mannschaftszimmer geht, wenn die Legion mobil macht, das trodene, geschäftsmäßige Kennwort, das die Legion zu ihrem Kriegshandwerk ruft.

Das Abenteuererfieber, das ein ebenso unzertrennlicher Bestandteil des Legionslebens ist wie Armut und Entbehrungen und harte Arbeit, lag stets in der Luft.

Die gellenden Töne des Alarms hörte ich zum erstenmal in tiefer Nacht. Ich fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf. Aux armes! Schrillte die Trompete vom Kasernenhof. Die Sergeanten und Korporäle stürmten durch die Zimmer und schrien den Weckruf durch die Kaserne »aux armes«! — zu den Waffen!

Mit einemmal wurde aus der Stille der Nacht eine wahre Hölle — Jauchzen und Gellen und Brüllen schallte von Zimmer zu Zimmer, die Kaserne war in Aufruhr.

„Faites le sac! En tenue de campagne d’Afrique,“ schrien die Unteroffiziere, und neuer Jubel antwortete ihnen.

Die »afrikanische Felbausrüstung« war gar keine so

einfache Sache, und bei allem Lärmen und Schreien wurde fieberhaft gearbeitet, denn in zehn Minuten mußte man feldmarschmäßig unten auf dem Kasernenhof antreten. Unter Singen und Pfeifen wurden die Tornister gepackt, während die einen schrien, es gehe »au Maroc«, und die anderen behaupteten, in Saïda seien die arabischen Stämme in hellem Aufruhr. Da wurden die Patronenlisten vom Regimentsmagazin gebracht. Mit einem Sappeurbeil wurden die Holzdedel entzwei geschlagen, und von Mann zu Mann flogen die Patronenpakete. Wir rissen die Pappenumhüllung auf und sahen, daß es Platzpatronen waren!

„Merde!“ schrie Korporal Wassermann.

Lärmen und Singen hörten wie durch ein Wunder auf. Da nur Platzpatronen verteilt wurden, konnte es sich nur um einen kleinen Manövermarsch handeln, und sich für einen »marche militaire« zu begeistern, fiel einem Legionär nicht im Traum ein. In diesem Fall erstreckte sich der kleine Manövermarsch allerdings über 300 Kilometer — 300 Kilometer hin, 300 Kilometer her; eine Gesamtdistanz von 600 Kilometern, ein kleiner Marsch von der Länge Preußens . . .

Bei Laternenschein formierten sich die Kompagnien auf dem Kasernenhof. Im Handumdrehen waren die Bagage- und Munitionskarren gepackt, denn scharfe Munition führt die Legion immer mit sich, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Dann ging es unter den Klängen des Legionsmarsches in die Nacht hinaus.

Wer den Marsch der Fremdenlegion ein einzigesmal gehört hat, wird ihn nie wieder vergessen, seinen

merkwürdigen scharfen Rhythmus, der immer wieder vom Sturmsignal der Trompeten unterbrochen wird, und den die Kapelle niemals in der Garnison oder auf einer Parade spielen darf, sondern nur auf dem Marsch oder vor dem Feind.

In Sidi-bel-Abbès wurde es mit einemmal lebendig, als die Musikklänge durch die stillen Straßen hallten; Fenster wurden aufgerissen, und aus den Straßenwinkeln kroch der Riff-Raff der schlafenden Stadt hervor: verkommene Weiße und schmutzige Neger, die aus schläfrigen Augen verwundert die marschierende Kolonne anstarrten. In wenigen Minuten waren wir aus der Stadt hinaus und marschierten auf der sandig-gelben Truppenstraße hin, die sich schnurgerade wie ein helles Band aus dem Nachtdunkel der Weinsfelder heraus hob. Die Marschordnung war in Kolonne zu Vieren wie immer bei der Legion, das Lebelgewehr bequem am Riemen über die Schulter gehängt, in immer gleichem Marschschritt, der jede Stunde fünf Kilometer bewältigte.

Ich marschierte in der ersten Bierreihe der Kompagnie. Vor mir stampften die vier Trommler dahin, dicht hinter dem Schimmel unseres Kapitäns. Daneben ging Leutnant Garde-Jørgensen, ein Däne, der als Landsknecht diente, genau wie wir, wenn er auch die Epauletten trug.

Der schweigende Marsch in die Nacht hinein war meiner brennenden Neugierde unerträglich, und ich tat ein höchst unmilitärisches Ding.

„Mein Leutnant,“ fragte ich, „— wohin?“

Der Offizier wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Ich weiß selbst nicht, wohin es geht, so wenig wie du,“ sagte er. „Wenn du ein alter Legionär wärest, würdest du nicht fragen, mein Junge. Wir marschieren. Wahrscheinlich marschieren wir sehr lange. Wir marschieren immer. Wir wissen nie, ob wir nur ins Manöver gehen oder an den Feind. So ist es — tiens, willst du eine Zigarette haben?“

Die ersten Reihen lachten, und Guttinger sang gröh-
lend mit seiner tiefen Stimme:

„Le sac, ma foi, toujours au dos“.

Neues Gelächter. Alle sprachen durcheinander und stellten Vermutungen darüber an, wohin man nun marschieren würde, und wie lange der Marsch wohl dauern könnte. Die einen meinten, es wäre weiter nichts als ein Nachtmarsch; die anderen erklärten weise, vielleicht gehe es doch zur campagne.

„Wie solle mir das wisse,“ schrie Guttinger. „Glaubst vielleicht, daß sie uns vorher lange Rede halte und uns ergebenst um uns're Erlaubnis frage, wenn's wirklich losgeht?“

Wir hörten das Getrappel eines galoppierenden Pferdes, und als wir neugierig die Köpfe wandten, sahen wir auf der Brust des Reiters einen leuchtenden Punkt, der wie ein Stern funkelte und glänzte. Der Reiter war der kommandierende General des Departements Dran, und der Lichtschein war das diamantbesäte Großkreuz der Ehrenlegion.

„Oh la, la,“ sagte Guttinger kopfschüttelnd, „wenn

der Alte selber mitten in der Nacht aufg'standen ist, dann kannst du gleich deinen Beinen sagen, daß sie sich parat halten solle'. Jetzt wird marschiert, mei' Sohn! Darauf kannst Gift nehme! Der Alte da bedeutet Manöver oder Araber!"

Kilometerstein auf Kilometerstein, weißleuchtend wie Sternensflimmern schwand vorbei, und nach und nach verstummten die Scherze, und schweigend trampelte das Regiment vorwärts. Der Tornister drückte gewaltig. Die Köpfe senkten sich, und die Schultern hückten sich tief, um die niederziehende Last besser auf dem Rücken zu verteilen. Der Gewehrriemen auf der Schulter schnitt ein, bis der rechte Arm fast gelähmt war, und das pridelnde, schmerzende Gefühl angestauten Blutes permanent wurde.

Nach den ersten zehn Kilometern ertönte ein kurzes Pfeifensignal. Die Biererreihen schwenkten nach dem Straßenrande zu ein, und in langer Linie rastete das Regiment fünf Minuten lang. Ich riß den Tornister ab und warf ihn mit einem Gefühl grenzenloser Erleichterung zur Erde. Sofort fühlte ich mich wieder frisch und munter in der Freude, die drückende Last auf ein paar Minuten los zu sein. Zu meiner großen Verwunderung behielten meine Kameraden ihre Tornister auf den Rücken und warfen sich nur langgestreckt auf den Boden hin. Später machte ich es ebenso. Die Rastzeit war so kurz, daß man mit dem Abnehmen und dem Wiederanschnallen des Tornisters unschätzbare Ruhezeit verlor. Wenn es auch nur Sekunden waren — in diesem Falle schienen selbst Sekunden wertvoll.

Fünf Minuten sind eine kurze Spanne Zeit! Aber niemals im Leben ist mir eine Ruhepause so köstlich, so wohltuend, so kraftspendend erschienen, als die armseligen fünf Minuten langgestreckten Daliegens auf dem heißen Sande Afrikas!

Die Kolonne schwenkte wieder in Reihen ein und stampfte vorwärts auf der endlosen Straße, deren gerade Gleichförmigkeit nur die Kilometersteine unterbrachen. Mit jedem Kilometer wurde es stiller in den marschierenden Reihen. Die Beine und der Rücken mußten alle Kraft hergeben, und ein gesprochenes Wort empfand jeder instinktiv als Energievergeudung. Man kam sich wie eine Maschine vor; man marschierte mechanisch weiter, wenn man einmal in Bewegung gesetzt war; jeder in schnurgerader Linie hinter seinem Vordermann, jeder hatte genug mit sich selbst zu tun. Wer in seiner Müdigkeit um einen Schritt nach rechts oder nach links von der Marschlinie abwich, bekam ein derbes Schimpfwort zu hören, denn man war so müde, daß selbst die leise Berührung eines aus der Linie geschwankten Kameraden von dem geplagten Körper wie eine neue Last empfunden wurde.

Als nach den Morgennebeln und der bitteren Kälte des ersten Tagesgrauens die heiße Sonne herniederbrannte, hatten wir eine Marschleistung von 40 Kilometern hinter uns, und der Zeitpunkt kam, wo der Körper sich gegen weitere Arbeit wehrte und sträubte. Wenn zur Ruhepause gepfiffen wurde, sank man kraftlos hin, und wenn der Weitermarsch wieder begann, sah es aus, als ob eine Schar von Kranken und Greisen in mühsamer

Wanderung langsam die Straße hinabzöge. Die müden Beine hatten ihre eigene Art, sich für die harte Behandlung zu rächen. Sobald in der Ruhepause das Marschieren aufhörte, staute sich das Blut in den Gliedern. Sobald man wieder auf den Füßen stand, empfand man in der Fußsohle einen stechenden Schmerz wie von tausend Nadelstichen. Es war ganz unmöglich, kräftig mit dem Fuß aufzutreten, und fünf Minuten lang schlich man auf den Zehenspitzen dahin, bis man wieder zur fühllosen Marschiermaschine geworden war.

Von neuem begann das Zählen der Kilometersteine, die so unendlich langsam vorbeizogen. Um elf Uhr vormittags tauchte ein Dörfchen auf. Die Inschrift auf dem Stein vor dem Amtsgebäude des arabischen Bureaus besagte, daß wir 50 Kilometer von Sidi-bel-Abbes entfernt waren. Durch das Dörfchen mit den wadeligen alten Häusern ging es hindurch, bis auf ein langgezogenes Pfeifensignal die Regimentskolonne hielt. Die einzelnen Kompagnien formierten sich in den vorgeschriebenen Lagerabständen auf dem dürren sandigen Platz links von der Straße.

Dann kam das Kommando: „Halt“ und gleich darauf der Befehl: „Campez!“

Im Nu waren die Gewehrpyramiden gebildet. Die Tornister wurden zu Boden geworfen, und die zusammenlegbaren Zeltstangen und Zelttücher hervorgezogen. Dann traten die Korporale jeder Sektion einen Schritt aus der Linie hervor und hielten die Zeltstangen hoch über dem Kopf, um die gerade Zeltlinie für die ganze Kompagnie zu markieren. Wieder ein

kurzes Kommando, und in wenigen Sekunden verwandelte sich die öde Sandfläche in eine Stadt von kleinen weißen Zelten.

Es war wie ein Wunder. Jeder Handgriff, die Aufgabe jedes Einzelnen einer *escouade*, »Zeltgenossenschaft«, war so in uns hineingedrillt, daß der Zeltbau tatsächlich nur wenige Sekunden in Anspruch nahm, und die Metamorphose der langen Soldatenreihen in ein Zeltlager von wunderbarer Schnelligkeit erschien. Fünf Minuten nachher standen in der letzten Linie des Lagers die Offizierszelte aufgerichtet, und *madame la cantinière* hatte aus ihrem Marktenderwagen die zusammenlegbaren Tische und Bänke herausgeholt, um brillante Geschäfte zu machen mit den ermüdeten Legionären. Der schwere Algierwein gab eine prachtvolle Erquickung. Wer in diesen Marschtagen nicht die paar Kupferstücke für den Kantinenwein besaß, der fühlte sich wahrhaftig als Aermster der Armen.

Nach zehn Minuten waren am Lagerrande die schmalen Kochrinnen gegraben, und an zwanzig Stellen zugleich prasselten die Feuer empor. Rings um die weiße Soldatenstadt marschierten die Posten auf und ab. Das Essen, Makkaroni und Büchsenfleisch, wurde förmlich hinuntergeschlungen.

Dann kam die Ruhe der Erschöpfung über das Lager. Die Legionäre drängten sich in den winzigen Zelten zusammen, die Decke auf dem Boden ausgebreitet, mit dem Mantel zugedeckt, die Tornister als Kopfkissen. Die Gewehre wurden in die Zelte hereingeholt und von den Korporalen einer jeden *escouade*

mit einer langen dünnen Kette kunstvoll zusammengebunden. Das Ende der Kette aber schlang sich jeder Korporal um sein Handgelenk, denn die Araber schleichen mit großer Vorliebe durch die Postenlinie eines Lagers, um die heiß ersehnten Gewehre zu stehlen. Die Posten haben stehenden Befehl, einen Araber nachts nur einmal anzurufen und dann sofort zu feuern. Schon in dieser ersten Nacht erwischten die Wachen einen arabischen Gewehrdieb, der fürchterlich mißhandelt am nächsten Morgen den Zivilbehörden des Dörfchens übergeben wurde.

Um sieben Uhr abends schon lag das Lager im tiefen Schlaf, in einem müden Schlaf von sieben Stunden.

Eine Stunde nach Mitternacht, im flimmernden Schein eines prachtvollen Sternenhimmels, formierte sich die Kolonne und nahm die Route nach Süden wieder auf. Acht Tage lang dauerte der Manövermarsch. An dem einen Tag legte die Kolonne vierzig Kilometer zurück, um am nächsten Tag mit einer Leistung von fünfzig Kilometern den Durchschnitt wieder zu erreichen. Die Eintönigkeit und die Interesselosigkeit dieses Marsches, der jeden Tag die ganzen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch nahm, läßt sich kaum beschreiben. Zuletzt, als die eigentliche Wüste begann, und die Kolonne auf Oasenbrunnen mit dürftigem Wasserstand angewiesen war, kam Wassermangel hinzu. Nachts, wenn abmarschiert wurde, füllte man die Feldflaschen. Die Wasserverteilung ging unter strenger Aufsicht vor sich. Von dem trüben, schmutzigen

Getränk wurden jedem Mann vom »Wasserkommando«, das ein Offizier befehligte, zwei Liter zugemessen. Durch Kolonnenbefehl wurden wir gewarnt, daß wir einen halben Liter für die soupe des nächsten Tages aufsparen mußten. Wenn am nächsten Tag kampiert wurde, hatte jeder Legionär an die Küche seiner Kompagnie einen halben Liter Wasser zum Kochen abzuliefern. Wer in der Hitze und der Müdigkeit des Marsches seine Feldflasche ausgetrunken hatte und kein Wasser abliefern konnte, der bekam ohne Gnade und Erbarmen ein wenig ungekochten Reis in die Hand geschüttet und konnte nun sehen, wie er zu seinem Essen kam.

Es ist das eine der vielen Härten der Legionsmärsche, hinter deren Brutalität Methode steckt. Ich habe im Gegensatz zu den meisten Legionären stets Verständnis für die Notwendigkeit dieser harten Marschdisziplin gehabt. Eine Truppe, die in derartig wasserarmen Gegenden zu operieren hat, muß im Stande sein, mit ihrer Wasserration hauszuhalten. Das ist einfach ein Gebot der Notwendigkeit. Selbst der schlimmsten Brutalität der Legionsmärsche liegt eigentlich weiter nichts zu Grunde, als der Selbsterhaltungstrieb. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie ein Legionär, der nicht mehr weiter konnte und liegen blieb, an einem Bagagewagen festgebunden wurde. Eine Stange wurde in Brusthöhe quer durch die Seitenwände des Wagens gesteckt, und der Legionär an den Schultern daran angeheilt. Die Stange hielt ihn in stehender Stellung — der Wagen rollte weiter. Entweder mußte er laufen oder er wurde geschleift. Als

ich diesen Prozeß zum erstenmal sah, stieg in mir eine heiße Empörung über die infame Grausamkeit auf, und ich wagte nicht, mir auszudenken, was ich tun würde, wenn man mich so behandelte. Aber dann kam das Verständnis. In den Gefechten im Süden beruht der große Kampfwert der Fremdenlegion nur auf ihren ungeheuren Marschleistungen. Der Ambulanzwagen kann häufig genug nicht folgen. Der Legionär, der in der Wüste auch nur einen einzigen Kilometer hinter der Kolonne zurückbleibt, ist rettungslos verloren. Hunderte und Überhunderte von Marschunfähigen sind so einen fürchterlichen Tod gestorben. Die Araberweiber, die weit grausamer sind als die Männer, umschwärmen bald den Hilfslosen, der einem qualvollen Tode unter Schändung und schrecklichen Verstümmelungen verfallen ist.

Die Entfernung von der Truppe bedeutet den Tod. So war es nicht nur zu den Zeiten der großen Araberaufstände, die ganz Algerien erschütterten, sondern so ist es heute noch. Der Friede zwischen Franzosen und Arabern im tiefen Süden Algeriens ist etwas sehr Problematisches. In den winzigen militärischen Stationen an der Saharagrenze gehören kleine Scharmügel zum täglichen Leben. Wenn die Station alarmiert wird, und die dreißig oder vierzig Mann Besatzung ausrücken, um in Gewaltmärschen einen räuberischen Beduinenstamm zu verfolgen, so weiß jeder Legionär ganz genau, daß es jetzt heißt: Marschieren oder sterben!

Sterben in den Händen der Araberweiber! Der

Beduine, der Araber bedeutet dem Legionär keinen persönlichen Feind; er ist dem Wüstenräuber eher noch dankbar für die Abwechslung, die Aufregung, die er in das entseßlich einförmige Leben auf den Grenzstationen bringt. Im arabischen Weib aber sieht der alte Legionär den Teufel. Er denkt an die Qualen der Hölle, die Verwundete von Araberweibern erleiden mußten, an die geschändeten Leichen von Legionären, die nach stundenlangen Martern gestorben waren.

Rassedin hatte, als er im vierten Jahr seiner Dienstzeit auf eine der kleinen Saharastationen kommandiert war, viel gesehen von der Grausamkeit der arabischen Weiber. Einmal fand sein Detachement bei einer Streife ein Skelett im Wüstenland. Uniformseken bewiesen, daß das Skelett einmal ein Legionär gewesen war. Der Kopf aber lag dem Gerippe zwischen den Beinen! Ein andermal wurde der Korporal von Rassedins escouade beim Morgenappell vermißt. Er war Abends in nächster Nähe der Station spazieren gegangen und nicht zurückgekommen. Nach kurzem Suchen fanden sie ihn.

„Tot war er. Aber im Tode noch konnte ich die fürchterliche Angst in den weitaußerzissenen Augen sehen,“ behauptete Rassedin. „Beide Beine waren ihm gebrochen und nach hinten umgebogen. Sein Unterleib war förmlich zerseht. Aber an und für sich war keine seiner Wunden tödlich. Sie müssen ihn viele Stunden lang gequält haben. Und von da ab machten wir keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen

im Gefecht, sondern schossen alles nieder. Woher ich weiß, daß es wirklich Weiber waren, die den Korporal marterten? Der Tote hielt ein Stück eines gläsernen Armbands in der Hand, das er im Kampf einem seiner Peiniger entrissen haben mußte. Solche Armbänder tragen bei den Beduinen nur die Frauen!“

So ist der Legionär dazu gekommen, im Araberweiß den Satan selbst zu sehen. Ich habe schon von dem Soldaten mit dem auf der Stirne eintätowierten Totenkopf erzählt, der mir einen aus einer Frauenbrust gegerbten Tabaksbeutel zeigte. . . .

* * *

Eine nutzlose, völlig unberechtigte, menschenquälende Art von Legionsbrutalität erlebte ich bei dem Manövermarsch am eigenen Leibe. War es das Frieren unter dünner Decke in den eiskalten Nächten mit ihrem kolossalen Temperaturwechsel, war es das schlechte Wasser oder die körperliche Ueberanstrengung der harten Marschtage, ich litt an quälenden Magenschmerzen. Während des Marschierens bekam ich alle Augenblicke Magenkrämpfe und konnte nur in gebückter Haltung, zusammengekrümmt wie ein Wurm, mit Mühe und Not mich weiter schleppen. Als wir ins Biwak kamen, war ich mit meinen Kräften zu Ende. Ich ging zu dem Zelt des Arztes, in Begleitung des Korporals du jour mit dem Krankenbuch. Der Arzt, ein Oberstabsarzt erster Klasse, dessen Name mir leider entfallen ist, riß dem Korporal wütend das Meldebuch aus der Hand und schrie ihn an:

„Auf dem Marsch gibt es keine Kranken! Das könnte Ihre Kompagnie doch eigentlich wissen.“

Der Korporal zuckte die Achseln. „Befehl des Kapitäns,“ sagte er lakonisch.

Nun wandte sich der Arzt an mich.

„Was fehlt dir?“

Ich beschrieb kurz meine Magenkrämpfe und betonte, daß ich nur um ein Linderungsmittel, ein Opiat oder dergleichen bitten möchte und meinen Dienst tun wolle.

Er sah mich einen Moment lang an und meinte dann verächtlich:

„Was weißt du von Opiaten! Du bist, deinem Akzent nach, Engländer?“

„Nein, monsieur le major, Deutscher.“

„So, ich will dir etwas sagen. Wir kennen diese Dinge! Ob du nun Engländer bist oder Deutscher oder Gottentotte, ich halte dich für einen ganz gewöhnlichen Simulanten. Ich schreibe dich non-malade, nichtkrank. Non-malade, Korporal!“

Ich war niedergeschmettert. Erstaunen kämpfte mit Entrüstung. Soeben, in dem Augenblick, als dieser Arzt mit mir sprach, hatte ich mich in den Schmerzen eines Magenkrampfes zusammengekrümmt! Ich sei nicht krank! Das bedeutete nicht nur den Verlust lindernder Medizin, sondern eine sehr empfindliche Strafe. Wer vom Arzt als »nichtkrank« befunden wird, gilt ohne weiteres als der Simulation überführt und wird gewohnheitsmäßig mit vier Tagen Arrest bestraft.

Ich grüßte militärisch und sagte:

„Non-malade, monsieur le major? Ohne Untersuchung?“

„Va-t-en!“ schrie der Oberstabsarzt. „Hinaus mit dir!“

Der Korporal schüttelte den Kopf, als wir durch das Lager gingen, und riet mir, geduldig zu sein. Er glaube ja, daß ich Schmerzen hätte, und er wisse, daß »das Schwein von einem Doktor« schon manchen armen Teufel ins Unglück gebracht habe. Aber eine Beschwerde würde die Sache nur noch schlimmer machen. Ich antwortete nichts und malte mir die kommende Nacht aus. Ich würde vor dem Wachtzelt an einen Pflock angebunden werden und ohne Decke in der eifigen Kälte auf dem nackten Boden liegen müssen, weil — ich so unverschämt gewesen war, ein bißchen Arznei haben zu wollen. Eine wahnsinnige Wut stieg in mir auf. Als der Korporal seine Meldung erstattet hatte, ließ mich mein Kapitän rufen.

„Sie sind noch nicht bestraft?“

„Nein.“

„Weshalb haben Sie simuliert?“

Da wurde ich fassungslos und schrie in einem Paroxismus von Aufregung dem Offizier Anklagen und Vorwürfe zu. Der Doktor sei ein Esel und ein Schandfled seiner Profession. Er sei nicht nur hirnvernagelt, sondern unanständig, niederträchtig und gewissenlos. Seine Diagnose sei eine infame wissentliche Lüge, und es sei eine Schande, daß solche Leute Autorität besäßen. Ich erinnere mich nicht mehr an all das, was ich damals hinausbrüllte, aber es war ein nied-

liches Sammelsurium von allerkräftigsten Worten — Insubordination, wie sie im Buch steht. Schließlich endigte mein Wutanfall damit, daß ich sofortige Vorführung beim Regimentskommandeur verlangte und (das muß sehr lächerlich gewesen sein!) damit drohte, mich beim französischen Kriegsminister zu beschweren.

Der Kapitän hörte mich ruhig an und sagte:

„Ich glaube, daß man Ihnen unrecht getan hat. Ich werde einen Brief an den Unterarzt schreiben, der Ihnen Arznei geben wird. Von einer Beschwerde beim Regiment rate ich Ihnen ab.“ Dann nach einer Pause:

„Was erwarten Sie denn eigentlich? Was wollen Sie? Wir sind in der Legion. Sie sind Legionär — vergessen Sie das nicht wieder — Legionär!“

Hätte ich nicht in der absoluten Fassungslosigkeit meiner Wut diese in der Legion unerhörte Sprache gewagt, so würde ich den ominösen Pflock am Wachtzelt wahrscheinlich als todkranker Mann verlassen haben.

Dank der Opiumpillen des Assistenzarztes konnte ich am nächsten Tag mitmarschieren, freilich unter Aufbietung jedes Funkens von Willenskraft. Unendlich wie die Ewigkeit schien die Zeit zwischen den Kilometersteinen zu sein. Die Hoffnung auf jene fünf Minuten Ruhe am fünften Kilometerstein war die Kraft, die mich vorwärts trieb. Ich zählte meine Schritte, um über dem mechanischen Zählen meine Schmerzen zu vergessen. Hundertzwanzig Schritte bedeuteten hundert Meter; wenn ich zehnmal 120 gezählt hatte, so war

ein Kilometer überstanden, der fünfte Teil des Weges zur Ruhe.

Endlich kamen, wie ein Himmel der Erlösung, die wenigen Minuten erschöpften Daliegens. Und dann begann wieder die Qual . . .

Die Felddienstübung in einer mit sonderbar spitzen Steinen besäten Wüstenei 300 Kilometer südlich von Sidi-bel-Abbès dauerte genau acht Stunden und war vom Standpunkte der Legion überflüssig und daher wertlos. Die Entwicklung der Feuerlinie, das geschickte Deckungsuchen, der Sturmangriff des Bajonettangriffs, das Verständnis aller Signale, vollkommene Feuersdisziplin sind Dinge, die bei der unendlich praktischen militärischen Erziehung dieses Kampfbataillons jedem Legionär völlig in Fleisch und Blut übergehen. Das Schlußmanöver war (ich hörte, wie unser Kapitän sich mit Leutnant Garde über diese Dinge unterhielt) weiter nichts als eine kleine Privatbelustigung unseres Colonels, der mit seinem Regiment brillieren wollte; eine militärische Liebhaberaufführung. Der kommandierende General dagegen habe zu seinem Adjutanten gesagt, es mache ihm ein diebisches Vergnügen, seine Legionäre wieder einmal »auszulüften«! Das Regiment faulenze schon sechs Monate in den Kasernen herum und könnte am Ende vergessen, daß seine eigentliche Heimat der Wüstensand sei, und daß es keinen andern Daseinszweck habe als zu laufen — viel zu laufen — kolossal zu laufen!

Die Legionäre kannten die Vorliebe des Generals

sehr genau und nannten ihn niemals anders als: »das Marschierschwein«. Der dicke Sergeant unseres ersten pelotons pflegte mit der Respektlosigkeit in lustigen Dingen, die in der Legion erlaubt ist, zu sagen:

„Wenn ich den Kerl nur sehe, bin ich schon müde . . .“

Als der General noch Oberst war und das erste Regiment kommandierte, begegnete ihm einmal in einer Nebenstraße von Sidi-bel-Abbès ein betrunkenener Legionär. Der Mann, der mit Ach und Krach eben noch grüßen konnte, hatte den wahnsinnigen Einfall, seinen Oberst anzusprechen.

„Eh, mon colonel,“ stotterte er, „ich hab' noch viel Durst. Zehn Sous, mon colonel?“

Der Oberst sah ihn erstarrt an.

Da wurde der Legionär unter dem Blick der harten Augen mit einem Ruck nüchtern, und die rettende Idee fiel ihm ein:

„Ich bin nämlich der beste Marschierer meiner Kompagnie, mon colonel!“

Nun schmunzelte der Oberst und schenkte ihm ein Fünffrancsstück . . .

Gerade die kleinen Anekdoten und die derben Witze im Legionsjargon sind typisch für das ungeheure Gewicht, das im Regiment der Fremden auf die Marschleistung gelegt wird, ohne Rücksicht auf die Abnutzung der menschlichen Maschine, ohne Rücksicht, wie viele Leben dabei zugrunde gehen.

General de Négrier, der einzige Kommandeur,

den die Legion liebte, weil er sie liebte und es verstand, ein fast persönliches Verhältnis mit jedem Legionär herzustellen, sprach über die Härte der Legionsmärsche nur mit drei Wörtchen. Er tat, als er Kommandeur der Fremdenlegion war, alles für seine Truppe. Jeder Legionär durfte mit Privatangelegenheiten zu ihm kommen, jeder Verwundete war ein Held für ihn, ein braver Mann, für den er nicht genug tun konnte. Wenn er aber auf den fürchterlichen Märschen in Madagaskar einen erschöpften Legionär aus der Kolonne taumeln und zusammenbrechen sah, so wurde sein Gesichtsausdruck hart und mitleidslos. Das war ein gemeines Verbrechen in seinen Augen. Dann schrie er die Worte, die zum Legionärspruchwort geworden sind:

„Marschier' oder verred'!“

Märsche, die kein europäischer Kommandeur wagen würde, sind etwas Gewöhnliches; sie sind die Basis, auf der die Fremdenlegion ihre militärischen Erfolge errungen hat.

Aber auch die Basis von Krankheit und Siedtum und Tod! In jedem dieser Märsche verkörpert sich das Prinzip der absoluten Menschengrausamkeit als Leitmotiv der fremden Söldnerinstitution auf algerischem Boden. Militärisch gedacht, sind die Märsche der Legion prachtvoll, ein Triumph von Training und Disziplin. Menschlich gedacht, sind sie der Gipfel von gewissenlosem Ausbeutertum. Kein Neuyorker Kleiderjude, der in seiner »Schwitzbude« Hunderte von Menschen zu Hungerlöhnen an der Nähmaschine stöhnen läßt, macht solch' ausgezeichnetes Geschäft wie la légion, die

für ein Nichts aus Tausenden von Menschen die Lebenskraft saugt. Nicht die Greuel der Strafbataillone, nicht die Brutalität der Strafen, nicht die armen Teufel, die wegen irgendeiner Lappalie standrechtlich erschossen werden, werfen die grellsten Lichter auf die Fremdenlegion — das tun die Märsche!

Sechzehn Tage lang dauerte unser Manövermarsch von 600 Kilometern. Auf den Etappen im äußersten Süden hatte die Verpflegung fast nur aus Reis bestanden, und zu der Plage der täglichen 40 Kilometer hatte sich der Hunger gesellt. Trotzdem blieben die Tagesleistungen die gleichen wie auf dem Hinmarsche. Ich litt noch immer an meinen Magenschmerzen. Heute ist es mir ein Rätsel, wie ich es in diesem Zustand fertig brachte, noch 300 Kilometer in glühender Sonne zu marschieren und die Kälte der Nächte auszuhalten. Anderen ging es nicht besser. Sie marschierten mit offenen Wunden an den Füßen; mit eiternden Stellen zwischen Hals und Schulterblatt, da, wo die Riemen des schweren Tornisters drückten; mit Augen, die von der Sonne entzündet waren; mit schweren katarrhalischen Krankheiten; mit blutenden und schwärenden Reibungsstellen an den Oberschenkeln. Manche hinkten, und die meisten marschierten in gebückter Haltung, zusammengefunken, erbärmlich zum Ansehen wie ein Häuflein Elend. Mürrisch, schweigend, wütende Verbitterung in den harten Gesichtslinien und in den müden Augen, stampften wir dahin. Wenn jemand sprach, war es ein häßlicher Fluch.

Die Nerven schienen zum Zerspringen angespannt.

Ueber der ganzen Truppe lag das Aufgeregte der Uebermüdung, körperliche und seelische Nervenkrankheit. Die Fremdenlegion hat sich einen eigenen Ausdruck dafür geprägt!

Der »cafard« regierte. Der cafard der Fremdenlegion, der ein naher Verwandter des Tropenkollers ist und einen Sammelnamen darstellt für all' die unbegreiflichen Dummheiten, Exzesse, Verbrechen, die gequälte Nerven begehen können. Die deutsche Sprache hat kein Wort für diesen Zustand. Im cafard ist Mord verborgten und Selbstmord und Massenmeuterei, Selbstverstümmelung und planlose Flucht in die Wüste hinaus; er ist der Gipfel der Torheit und der Höhepunkt der Verzweiflung.

Auf den letzten Etappen, wenn nachts das Regiment im Zeltlager kampierte, wurden wir häufig durch einen Höllenlärm aus dem Schlafe gewedt. Legionäre — Legionäre im cafard — sprangen im Licht der Wachtfeuer um die Zelte herum und brüllten die alten Legionslieder in die Nacht hinaus, die mit dem Fluchen auf den Korporal begannen und die ganze Skala aller Chargen bis zum kommandierenden General hinauf gewissenhaft durchschimpften — in einem entsetzlichen Legionsfranzösisch, das nur den Vorteil ungemeiner Kraft des Ausdrucks besaß. Kein Offizier wurde dabei übergangen, und jeder wurde vorsichtig mit Namen genannt, damit ja kein Irrtum möglich sei.

Das Lied schillerte in farbenstrogenden Beleidigungen. Der Vorwurf, daß Hauptmann Soundso mit dem Menagegeld der Kompagnie seinen Privatharem

verpfege, war noch einer von den harmlosesten, und mit der Behauptung, er sei ein alter Affe, fing das Sündenregister des Regimentskommandeurs erst an.

Mit gellender Stimme schrien die Cafard-Befehlshaber dieses hohe Lied der Insubordination in die stille Nacht hinein, bis es in den Zelten lebendig wurde. Unter Gelächter und Schimpfen balgten sich die Wachen mit den rabiaten Sängern herum, und aus der Dunkelheit heraus gröhlten johlende Stimmen Beifall.

Man nahm das nicht sehr ernst. Die »Sänger« wurden zur Abkühlung die Nacht über vor dem Wachzelt an Pflöden angebunden und mit Tagesanbruch zu ihren Kompagnien geführt — zum Weitermarschieren.

Als wir nach Sidi-bel-Abbes zurückkamen, waren unsere Uniformen und unsere Gemüter in einem traurigen Zustand . .

Legionärsmarotten, Legionärswahnsinn.

Ein unangenehmes Ereignis. — Von den letzten drei Kupferfüßen. — Der rumänische Jude aus Berlin. — Monsieur Vialisse. — Die Legionärsummosphäre. — Die „Cafardbesessenen“. — Ein Doppeltgänger Bismarcks. — Krügerles Marotte. — Der Wahnsinn des Legionärs Bauer. — Brutaler Humor. — Eine Tragödie.

Zwischen die gewaltigen Anstrengungen des großen Manövermarsches und eine schwere Arbeitsperiode, deren Gegenstand die Kloaken der Arabergefängnisse von Sidi-bel-Abbes waren, fiel ein mir unangenehmes Ereignis. Selbst die Verteilung in allergeringsten Kupferportionen hatte meine wenigen Goldstücke nicht ins Unendliche vervielfältigen können. Eines schönen Tages besaß ich noch drei didrunde Sousstücke, die zwar groß und schwer waren, aber in all' ihrer Kupfermenge doch nur einen Vermögensrest von zwölf Pfennigen repräsentierten.

Ich lag langgestreckt auf meinem Bett, müde und ärgerlich, und ließ mich von Guttinger verhöhnen, der als Trommler es nicht nötig hatte, seine wertvolle Arbeitskraft in den Dienst arabischer Kloaken zu stellen. Aber es machte ihm ein bissiges Vergnügen, sich liebevoll nach den unangenehmen Einzelheiten der Arbeit zu erkundigen.

Der Hohn war bitter! Der Wunsch nach Vergeltung stieg in mir auf, und ich dachte mit grimmigem

Sumor daran, daß mein Freund Guttinger ein gewisses Interesse an meinen Vermögensumständen haben mußte.

„Du, Trommler!“ sagte ich.

Guttinger räfelte sich auf seiner Lagerstatt zurecht und murmelte etwas von bevorzugten Söhnen des Propheten — und ob die arabischen Sträflinge denn auch mit mir zufrieden gewesen wären —

„Trommler, ich hab' kein Geld mehr!“

Er fuhr von seinem Bett auf und sah mich tödlich erschrocken an.

„Seh?“

„Mein Geld ist zu Ende!“

Guttinger machte ein trauriges Gesicht.

Er dachte offenbar mit Entsetzen daran, wieviel ungetrunkener Wein noch in den Fässern von Sibel-Abbès lagerte . . . Aber mit einemmal härteten sich seine Züge auf. Er hatte einen Ausweg gefunden.

„Daß dir wieder schide,“ riet er.

Ich schüttelte den Kopf.

„Ach was,“ meinte der Trommler mit der fröhlichen Zuversicht der Legion, „sie schide dir scho' was. 'm Leschionär schide sie immer was — soll ich dir vielleicht helfe, en recht schöne Brief schreibe?“

Wieder schüttelte ich den Kopf. Aber der Trommler ließ so leicht nicht loder. Mit großer Sachkenntnis in den verschiedenen Graden verwandtschaftlicher Beziehungen erkundigte er sich nach meinen Angehörigen. Als ich ihm in abgründiger Bosheit erklärte, sie seien alle so arm wie die Kirchenmäuse, fluchte er ein bißchen

auf Arabisch und sagte nachdenklich die Koransure her, in der von den tiefen Pflichten der Freundschaft zwischen braven Männern die Rede ist. So inspiriert befragte er mich eine halbe Stunde lang nach den Freunden meines früheren Lebens. Ich behauptete, sie seien entweder schon gestorben, oder sie litten am Hungertyphus. Der Trommler fand das komisch. Aber er war zartfühlend und ging auf die Sache nicht weiter ein, da er wahrscheinlich glaubte, ich hätte im guten alten Deutschland irgend jemand meuchlings totgeschlagen oder irgendeine Bank beraubt!

Etwas anderes konnte doch einen »Reshionär« nicht davon abhalten, Brandbriefe zu schreiben! Ich ließ den trommelnden Philosophen in seinem Glauben.

Er brütete nachdenklich vor sich hin und gab dann das resignierte Urteil ab: „C'est la légion!“

Nach einer Weile fragte er: „Sascht denn gar nix mehr?“

Wortlos zog ich meine drei Kupferstücke hervor.

Da huschte ein leises Lächeln über sein betrübtes Gesicht. „Weischt, die wolle mir noch verkaufe!“ sagte er weich, mit jener tiefen innerlichen Ueberzeugung von der eigentlichen Bestimmung jeglichen Geldes, die ihm ein unerschütterlicher Glaubenssatz war. Und als wir die Treppe hinunterstiegen zur Kantine, schlug er klugerweise vor, zwei halbe Flaschen zu kaufen und nicht eine ganze. Denn die halben Flaschen füllte Madame la cantinière stets fast dreiviertel voll. So erzielten wir mit drei Kupferstücken das denkbar Möglichste.

Mein Freund, der Trommler, trank in Ehrfurcht,

bis die Flaschen auch keinen Tropfen mehr hergeben wollten. Dann wurde er wieder betrübt. Aber er tröstete sich:

„Inschallah — und wenn wir kei' Geld habe, habe wir keins. Aber an deiner Stell' tät ich halt doch an jemand schreibe um e' bissele was!“

Mit dem völligen Armsein kam erst das volle Verständnis für meine Umgebung. Die wenigen Silberstücke, die ich früher noch besessen, hätten in einem zivilisierten Leben den Preis einiger Theaterbilletts oder einiger hundert Zigarren bedeutet — im Lande von Sidi-bel-Abbes waren sie ein Reichthum gewesen, der lange Zeit hindurch von mühseliger Kleinarbeit befreite. Ihnen hatte ich es bis jetzt verdankt, wenn ich nach langen Märschen oder nach schwerer Tagelöhnerarbeit in die Stadt gehen konnte, ohne mich sofort wieder mit Puken und Waschen plagen zu müssen. Winzig kleine Summen erkaufte Befreiung von solcher Bürde — das war nun vorüber. Nach dem Dienst wusch ich stundenlang am Waschtrog, wie die anderen es tun mußten, und plagte mich alltäglich mit dem langweiligen Glänzendpuken des Lederzeugs.

Meine Welt hatte sich verengert; jetzt bestand sie nur noch aus Exerzierfeld, Arbeitsstätte und meinem Bettplatz im Mannschaftszimmer. Immer wieder, hunderte Male, lag ich auf diesem Bett und starrte die sauber weißgetünchten Wände an und das lange Brett, auf dem die Tornister aufgebaut waren. Nun lebte ich ganz in den Regionskleinlichkeiten. Ich stritt mich mit den anderen herum, ob auch wirklich die Reihe

an mir sei, im großen Tonkrug frisches Wasser zu holen; ich zankte mich über die unendlich wichtige Frage des Ausfegens unter meinem Bett und ich lernte Interesse für eine so bedeutsame Entscheidung, ob mir bei der großen Samstagsreinigung die Bank zugewiesen würde oder der große Tisch. Die Bank war ja viel leichter sauber zu machen!

In ewig gleichem Einerlei schlich Tag für Tag dahin. Das graue Gleichmaß ermüdete das Hirn und machte gleichgültig gegen die kleinen Rücksichten und die winzigen Gefälligkeiten, die Menschen aneinander üben sollten, die in hartem Leben auf engem Raum zusammengedrängt sind. Ueberall zeigte sich Häßlichkeit, und ein jeder, war er auch noch so ein Tölpel, wurde schnell klug genug, um die schlechten Seiten in dem Mann zu erkennen, der täglich neben ihm arbeitete und nächtlich neben ihm schlief. Kleinliche Bosheit, unverantwortlicher Klatsch, lächerliche Kleinintrigue bildeten die Atmosphäre der Mannschaftsstube, in der wir zwanzig Menschen atmeten. Geraune und Getuschel in allen Ecken und Winkeln . . .

Ich lernte die Menschen kennen, mit wenig Freude. Außer dem lustigen Rader steckte Humor nur in Abramovici. Er war die sonderbarste Gestalt im Zimmer. Er behauptete ein Rumäne zu sein, sprach aber nur Deutsch und zwar mit einem schreienden Berliner Akzent, was immerhin für einen Rumänen merkwürdig war. Auf die Frage nach seiner Konfession hatte er dem deutschsprechenden Korporal geantwortet, er sei ein Schweinefleisch essender Jude. Vermutlich

wollte er damit ausdrücken, daß er keinerlei zarte Vorurteile habe.

Der lange hagere Mensch schien aus Gummi zu bestehen. Auf einem dünnen Hals saß ein Raubvogelkopf, der beständig nach links und nach rechts schnellte, um nicht die Gelegenheit zu verpassen, wenn es irgend etwas zu ergattern oder zu stibitzen gab. Die riesige Nase beschattete ein böses Maul. In näselndem weinerlichem Ton zeterte er tagaus tagein über Gott und die Welt und die Fremdenlegion. Seinem Redefluß konnte niemand widerstehen, und er war der erste und letzte und einzige Legionär, dem es jemals gelang, prinzipiell nicht zu arbeiten.

Sein französischer Spitzname war »Viaïsse« und erklärte sich daraus, daß der Gummimann in jedem Satz zehnmal den Schredensruf „wie heißt“ anbrachte. Als er sich einmal beim Kapitän über irgend etwas beschwerte, hatte dieser wuterfüllt die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und verzweifelt gebrüllt: „Viaïsse, viaïsse, sacré nom de Dieu toujours viaïsse, — was will denn der Mensch?“ Das ganze Regiment lachte sich halbtot über »Monsieur Viaïsse,« und niemals wieder wurde er Abramovici gerufen, sondern Offiziere und Unteroffiziere riefen ihn: „Oh — Viaïsse, komm' sie her!“ Er arbeitete nie. Vor Strafen rettete ihn die Komik, die ihm der Gott seiner Väter mit in die Wiege gegeben hatte. Ewig lang war er und unendlich dürr, und seine Arme reichten fast bis auf den Boden. Wenn ein Vorgesetzter sich unterfing, ihm irgendeine Arbeit aufzutragen, kam das

Leben eines ganzen Ghettos in den dürren Gummimann. Seine Augen wurden groß und starr, die Nase bekam eine hochrote Wutfarbe, und der Kopf wackelte hin und her wie ein Pendel.

Dann schöpfte Viaïsse tief Atem. Die langen Arme, die ausgepreizten Krallenfinger fuhren in der Luft herum und ein wahnsinniger Wortschwall ergoß sich aus dem bösen Maul.

„. . . Wie heißt, nom de Dieu de bon Dieu de la Fremdenlegion, Gott soll mer strafen, soll ich mer arbeiten zu Tod, wie heißt? Gott der Gerechte, hab' ich gemüssen exerziert de ganze Vormittag und hab' ich nix gekriegt zu fressen wie 'ne dünne Supp' — waih geschrien, bin ich ä geschlagener Mann und werd' ich kriegen müssen ä Extraportion zum Essen, wenn ich nicht soll fallen um mausetot, jutefter Sergeantleben. Wie heißt, wie heißt — bin ich e ruiniertes Mann, wenn ich nicht krieg' sofort ssu essen! Nu??“

Man kann's nicht wiedergeben. Meine Worte sind blaß und mager und ärmlich, ich gebe billigen Glasfluß an Stelle der unschätzbaren Wortdiamanten meines Freundes Abramovici. Ein Freund war er, denn nie wieder hat mir jemand so viel Lachen beschert. Als er mit dem Depotzug aus Oran kam, hörte ich zu, wie ihm der Sergeant des Pelotons zum erstenmal eine Arbeit anbefahl. Abramovici kam ganz aus dem Häuschen über diese unerhörte Zumutung. Seine Arme wirbelten durch die Luft wie Windmühlenflügel und sein Wortschwall sprudelte.

Der arme Sergeant wollte ein Wort einwerfen,

er wollte einen gemessenen Befehl erteilen, er wollte wütend werden. Aber er konnte nicht. Er sah nur immer wieder in starrem Staunen das giftige Rot der Nase an, er drehte sich, um den Windmühlenarmen zu entgehen, und ließ sich endlich mit einem greulichen arabischen Fluch auf das nächste Bett niederfallen, um eine Viertelstunde lang so fürchterlich zu lachen, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht gelacht hatte. Als er endlich Luft schnappen mußte, radebreechte er (alle Legionsfergeanten radebrechen Deutsch): „Oh Gott in Himmel, cet homme là, ssu viel spreken! Was isse das: Waih geschrien —?“

Abrahamovici aber sprudelte weiter, bis endlich seine Rede in einigen letzten Klagen zu Gott dem Gerechten und dem Gott seiner Väter versickerte.

Damit kam er immer durch — das Lachen ist so selten da unten, daß Monsieur Viaisse von Offizieren und Kameraden hoch geschätzt wurde.

Mich nannte er Freund. Von seiner Seite begann unsere Freundschaft mit einer konventionellen Frage: „Wie heißt, werden Se mer geben ä Cigarette?“

Viele Zigaretten hat der rumänische Jude aus Berlin von mir bekommen, solange noch Silber in meiner Tasche war. Er versicherte mich dafür seiner Hochachtung und titulierte mich in rauchbedürftigen Momenten mit »Herr Baron«. Als mit den Silberstücken die Zigaretten ein Ende nahmen, litt unsere Freundschaft ein wenig.

Ich selbst lebte in einem Zustand ewiger Reiz-

barkeit. Die geringste Kleinigkeit konnte eine Wut in mir auslösen, die mir heute unbegreiflich erscheint. So manches Mal riß ich meine paquetage vom Brett herunter, mühevollen Arbeit zerstörend, nur weil irgend eine Hose oder eine Tade mir nicht die richtigen Fältchen zu haben schien. Es war sicherlich nichts anderes als Casard gewesen, als ich damals auf dem Manövermarsch meinen Kapitän anschrte, weil der Arzt mir kein Opiat geben wollte — es war genau der gleiche Casard, in einer milderen Form, wenn ich diesen oder jenen Kameraden anbrüllte, nur weil er mir beim Lederzeugpußen im Wege stand. Mein Verärgertsein, meine Reizbarkeit, mein Hinbrüten war — Fremdenlegionsfoller.

Kein Legionär entgeht ihm.

Die anderen Kameraden im Zimmer hatten alle zuzeiten in größerem oder geringerem Grade den Casard . . . Zusammengepfercht wie Pferde in einem schlechten Stall wurden die Menschen böseartig. Man stritt sich um den Viertelliter Kompagniewein, der jeden zweiten Tag verteilt wurde, und wachte, mit lächerlichem Argwohn darüber, daß nicht einer einen Tropfen mehr bekam als ein anderer; man zankte sich um ein Stückchen Brot; man sah in dem Bett Nachbar einen Dieb, der einem ein wenig schwarzes Wachs stehlen wollte zum Lederpußen. Wenn einer mehr Arbeit aufgebürdet bekam als sein Nebenmann, schrie er Zeter und brüllte über Protektion und Günstlingswirtschaft und vermutliche gemeine Laster, die dem Beneideten leichtere Arbeit eintrugen.

Das war die Atmosphäre, in der sich die Legionsmarotten entwickelten. Merkwürdig viele Legionäre hatten einen »Sparren«, harmlose, komische Eigenheiten manchmal, die sich aber bis zum Wahnsinn steigern konnten.

Alle Marotten in der Legion nennt man Cafard. Der Legionär ist verdrießlich, sitzt stundenlang griesgrämig auf seinem Bett, spricht mit niemand, will von niemand etwas hören. Wenn man ihn fragt, ob ihm etwas fehle, antwortet er mit einer schweren Beleidigung. Er grübelt fortwährend und macht die absonderlichsten Geschichten. Er hat den Cafard . . .

Sein Legionskoller kann in einem sinnlosen Wutausbruch explodieren; Cafardbesessene stoßen einem Kameraden das Bajonett in den Leib, ohne jeden Grund, ohne jeden äußeren Anlaß. Manchmal rennen sie hinaus in die Wüste, manchmal zerfehen sie jedes Stückchen ihrer Ausrüstung, um sich und andere einmal gründlich zu ärgern!

Am schlimmsten wird der Cafard in der heißen Jahreszeit, wenn aus wolkenlosem tiefblauem Himmel mit der sonderbaren grünlichen Färbung der Horizontländer, die Algerien eigentümlich ist, die Sonne unbarmherzig herniederbrennt. Dann liegt der Kasernenhof der Fremdenlegion öde und verlassen da. Es ist so heiß, daß die Steine auf dem gelben Lehm Boden sich zu bewegen scheinen in der flimmernden überhitzten Luft. Die Legionäre der Wache tragen den flatternden weißen Nackenschuß und haben sich nasse Tücher in die Kapis gestopft.

In den Mannschaftszimmern liegen die Legionäre auf ihren Matratzen und halten die streng vorgeschriebene sieste, die Ruhezeit von 11 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags. Ist doch ein weißer Mann zu nichts zu gebrauchen in der Sonnenglut der heißen Zeit. Und in der Höllenhitze der Mannschaftszimmer hat der Cafard schon viel Unglück angerichtet; oft genug sind Legionäre während der sieste ohne jeden äußeren Anlaß plötzlich aus dem Fenster gesprungen, drei Stockwerke tief —

Ich habe einmal (wahrscheinlich auch im Cafard!) während der sieste eine Schilderung niedergeschrieben, wie es in unserem Mannschaftszimmer aussah. Die paar Zeilen sind das einzige, was ich in der Legion schrieb:

Halbnacht lag ich auf meinem Bett. Das Zimmer war heiß, heiß wie ein Badofen, geschwängert mit der Ausdünstung vieler Menschen. Von Fenster zu Fenster zog sich ein grellblendender Sonnenstreifen durch den länglichen Raum, und die Sonnenstäubchen tanzten und wirbelten im Kreis. Und Hitze, Hitze, daß sich die Mauern heiß anfühlten! Die Menschen in dem nackten, kalkgeweißten Zimmer lagen stöhnend auf ihren Betten, in allen möglichen und unmöglichen Stellungen. Die einen fluchten, andere stritten sich — nichts bringt den Cafard so scharf zum Ausdruck als physisches Leiden. Zwei Spanier zankten sich in der geräuschvollen, gestikulierenden Manier ihrer Rasse; ein Deutscher, im nächsten Bett, war eingeschlafen und murmelte deutsche Worte im Traum. Von seiner Mutter. Drüben in

der anderen Zimmerede schrie ein Franzose wütend, man solle ihm eine Bürste geben, seine Bürste sei verschwunden. Sein Bett Nachbar brummte halb Arabisch, halb Französisch, ein häßliches Marschlied vor sich hin. Immer der gleiche Refrain:

Si le caporal savait 'ça! Il dirait: Nom de Dieu!

Ein anderer rieb langsam, wie ein Automat, an seinem Lederzeug herum, ein dritter erzählte, daß der Sergeant ein Lump sei und ihn tot arbeite. Da wachte der Deutsche auf. Im Schlaf gestört, schrie er brutal: „Maul halten, Bande, Bande!“ Und die Franzosen und die Spanier johlten über die deutschen Worte —

»Monsieur le Caporal*« richtete sich langsam, müde, auf den Ellbogen auf und sagte in leisem Tone:

„Ein wenig Ruhe bitte!“

Die Spanier lachten, und ein Franzose sagte halblaut, die verdammte »casque à pique«, die preußische Bidelhaube, möge ehrliche Legionäre wenigstens während der sieste in Ruhe lassen.

Der Korporal rührte sich nicht. In dem gleichen, ebenmäßigen, leisen Tone sprach er weiter: „Ruhe! Sie wissen alle, daß während der sieste jeder laute Ton strenge verboten ist. Legrand, wegen des Ausdrucks »casque à pique« bestrafe ich Sie mit zwei Tagen Kasernenarrest. Sie dienen nicht in einem fran-

* »Monsieur le caporal« war Korporal Wassermanns Spitzname, weil er persönlich auf „gute Manieren“ hielt und in den Augen der Legionäre die Marotte hatte, in Befehlen und Gesprächen sich einer gewählten Sprache zu bedienen. — Der Verf.

zösischen Linienregiment, sondern in der Fremdenlegion! In der Fremdenlegion, verstehen Sie, und hier darf keinem Manne aus seiner Nationalität ein Vorwurf gemacht werden. Im übrigen ist es unflug, seinen eigenen Korporal zu ärgern. 'Ça y est!'

Die Legionäre lachten und es wurde ruhig.

Herrgott, die Hize! Da, ein klirrender, metallischer Klang. Der eine Spanier hatte das lange Nadelbajonett, das immer über dem Kopfe eines Legionärbettes hängt, herausgerissen und war im schönsten Zuge, auf seinen Landsmann und Kameraden loszugehen. Der Korporal sprang zwischen die beiden und schleuderte den einen rechts, den andern links weg. Natürlich war in einer Sekunde der Krawall da. Die beiden Spanier gingen aufeinander los, schrien sich an und waren im Begriff, sich umzubringen. Die übrigen Legionäre lachten und johlten dazwischen . . .

Endlich klang unten im Hof das Signal *Debout, légionnaires, debout* — auf, auf! Die sieste hat ihr Ende!

Das schrieb ich damals, halbnaht auf meinem Bett liegend, stöhnend vor Hize. Das Bild hat den Vorteil des unmittelbaren Eindrucks. So sahen die Zeiten aus, in denen der Casard am besten gedieh.

Dann wieder tritt er in Massen auf. Die Legionäre einer halben Kompagnie stecken viele Tage lang die Köpfe zusammen und grübeln irgendeinen verzweifelten Streich aus. Bald ist es Massenmeuterei; bald gemeinsame Desertion. Dieser Koller ist überall zu Hause, wo eine Kompagnie von Fremdenlegionären

haust. In irgendeiner Form ist er immer da. Er ist der Grund der fürchterlichen Tätowierungen; er steckt hinter der Sucht nach Trinken und Lärmen; er ist die Ursache jener merkwürdigen Sehnsucht nach fortwährender Veränderung, jener Ruhelosigkeit, die für die Fremdenlegion typisch ist.

Die Legionäre selbst wissen gar nicht, wie der Casard mit ihnen spielt. Wenn solch' ein alter Landsknecht brummig sagt: „J'ai le casard,“ so will er damit seiner verehrlichen Umgebung nur klar machen, daß er in ganz miserabler Laune ist und es für seine Nebenmenschen ein Gebot der Klugheit sein dürfte, ihn in Ruhe zu lassen! Aber er hat keine Ahnung, daß eine verborgene Macht, ein Ding, das große Ähnlichkeit mit Geisteskrankheit hat, sein ganzes Tun und Lassen regiert! Er glaubt nur, in recht schlechter Laune zu sein. Aber die schlechte Laune steigt und wächst und treibt ihn allzuoft zum Mord, öfter noch zum Selbstmord.

Der Legionär selbst kann die Wirkungen des Casard gar nicht überblicken. Aber die typischen »Casardbesessenen«, die alten, mürrischen Gesellen, die ihren Dienst verrichten wie Maschinen und außerhalb des Dienstes kaum ein Wort sprechen, werden instinktiv gefürchtet, als ob ihre Kameraden wüßten, daß in jedem Augenblick irgendeine Kleinigkeit den schlummernden Wahnsinn zum Ausbruch bringen kann.

Ich habe solch' eine Explosion (das ist der richtige Vergleich!) miterlebt. Wir hatten in unserer Kompagnie einen langgedienten Legionär. Er war ein Fran-

zose und trug die Legionsuniform schon über zehn Jahre. Er ging uns allen aus dem Wege und schlich sich mürrisch in irgendeinen verlassenen Winkel des Kasernenhofes, wenn der Dienst vorüber war. Die Kaserne verließ er nur jeden fünften Tag, am Löhnungstag, um schwankend, offenbar betrunken, gerade noch vor dem Abendappell zurückzukommen. Aber er machte niemals Lärm, sondern warf sich schweigend wie immer, auf sein Bett. Wo er hinging, wo er seinen Wein kaufte, mit wem er trank, wußte niemand von uns.

An einem Löhnungstag, als die Hälfte unserer Kompanie auf Wache war, verspätete er sich einmal. Die Kasernentore waren schon längst geschlossen. Guttinger und ich saßen noch auf der Bank vor der Wache; der Sergeant und die anderen Legionäre lagen drinnen auf den Brittschen. Da rief der Posten vor dem Tor den Wachhabenden mit der vorgeschriebenen lakonischen Meldung:

„Sergeant — la porte!“

Das Tor! Fluchend kam der Wachhabende mit den Schlüsseln. Draußen stand schwankend, das Käppi weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben, der mürrische alte Legionär.

„Bertillon?“ sagte der Sergeant, indem er die Pforte aufschloß. „Du verdammtes, altes Schwein könntest auch schon wissen, wann du nach Hause zu kommen hast!“

Bertillon schwankte herein und blieb vor dem Sergeanten stehen.

„Mach', daß du ins Quartier kommst,“ befahl

dieser. „Kannst dich freuen, daß deine eigene Kompagnie auf Wache ist, sonst wärst du sofort ins Loch geflogen. Allez — schieb' los!“

Der alte Legionär sah den Sergeanten starr an. Plötzlich schlug er ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit geballter Faust ins Gesicht.

„Aux armes!“ schrie der taumelnde Sergeant.

Bertillon hatte sein Bajonett herausgerissen und hieb und stach um sich, brüllend wie ein wildes Tier. Eine fürchterliche Balgerei begann. Wir waren zwölf Mann, aber es dauerte über eine Viertelstunde, ehe wir mit dem Casardbesessenen fertig wurden, und keiner von uns war ohne leichte Stichwunden von dem Bajonett des Wütenden weggekommen. Schließlich hatten wir ihm Deden über den Kopf geworfen. Eingeschnürt wie ein Paket wurde er in einer Zelle eingesperrt.

Am nächsten Morgen, als die Zelle geöffnet wurde, war er tot. Der médecin-major konstatierte bei der Sektion Bluterguß ins Gehirn.

Das sind die schroffen Fälle des Casard.

Am häufigsten jedoch äußert sich die merkwürdige Krankheit der Fremdenlegion in allerlei sonderbaren Marotten und Schrullen. Guttingers komisches Rezitieren von Koransuren war solch' eine Marotte. Bei vielen kam irgendeine fixe Idee zum Ausbruch.

Noch meiner Kompagnie war ein alter Legionär, der schon beinahe fünfzehn Jahre in der Legion gedient hatte und kurz vor seiner Pensionierung stand. Seine Schrulle war, ein Doppelgänger des Fürsten Bismard

sein zu wollen. Schlesinger hieß er. Er hatte die Hünengestalt des Ultrereichstanzlers, und in seinem massigen Gesicht mit dem fahlen Schädel, in den scharfen Augen, steckte eine leise Ähnlichkeit mit den Zügen des Mannes von Eisen. Weil die Legion gutmütig ist und sehr viel Sinn für Humor hat, so tat man dem alten Schlesinger den Gefallen und nannte ihn niemals anders als »Bismard«.

Zum erstenmal wurde ich auf Bismard aufmerksam auf dem Umweg über Herrn von Rader. Der hatte von des Kochs Eigenart gehört und — spornstreichs lief er nach der Küche. Er drückte sich so lange vor der Küchentüre herum, bis der Koch mißtrauisch aus der Küche heraustrat, um zu sehen, ob der Eindringling irgend etwas stehlen wolle. Kaum hatte Herr von Rader ihn gesehen, so mimte er grenzenlose Uebersaschung.

„Du meine Süte,“ schrie Herr von Rader, „det is' ja Bismard!“

Der Koch nahm eine majestätische Pose an und lächelte herablassend.

„So 'ne Ähnlichkeit!“ staunte Herr von Rader.

„Söhr ähnlich — n'est ce pas?“ sagte der geschmeichelte Schlesinger.

„Trop artig! Sin' Sie vielleicht verwandt mit die Bismardsche Familie?“

„Düß' ist möglich,“ nickte der Koch und freute sich unendlich. Das war ja eine ganz neue Idee. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, daß er mit Bismard auch noch verwandt sein könne!

„Sie sin' unbedingt 'n Verwandter,“ im Brustton tiefer Ueberzeugung. „'n illegitimer!“

„Très possible — très possible,“ murmelte der Koch stolz und glücklich. „Büßt du e jeune soldat?“ fragte er den Mann, der diesen wundervollen neuen Gedankengang in seinem armen alten Legionärsgehirn angeregt hatte.

„Aech ja,“ stöhnte Herr von Rader. „Mir jeh't's so wie Sie. Id bin ooch 'mal anderes jwesen. Mein Vater,“ (Herr von Rader flüsterte leise, als ob er ein tief behütetes Geheimnis preisgäbe) „mein Vater war 'n Traf!“

Das imponierte Bismard sehr.

„Und nu muß id hungern in der Deschion!“ fügte Herr von Rader traurig bei.

„Pas ça,“ sagte Schlefinger, verschwand in der Küche und kam mit einem Riesenstück gebratenen Schweinefleisches zurück. „Tiens, camarade! Morgen sprechen wür wüder über — über unsere Vorfahren. Mais — jag' nix!“

„Nix!“ beteuerte Herr von Rader und legte die Finger auf die Lippen.

Seit jenem Tage sah man den Pseudo-Bismard und den Pseudo-Grafen fast täglich beisammen, und Herr von Rader hatte immer ein Stück Fleisch im Tornister, wenn wir anderen in der Exerzierpause unser trodenes Brot aßen.

Wenn man den Koch „Schlefinger“ rief, machte er ein beleidigtes Gesicht und gab einfach keine Antwort. Sogar die Offiziere nannten ihn Bismard.

Ein anderer Legionär ist mir unvergeßlich, der kleine Krügerle. Seine Marotte war — das Traubenstehlen! Eine sehr komische Marotte, denn Krügerle aß keine Weintrauben, mochte sie gar nicht! Er schleppte sie mühevoll in die Kaserne und verschenkte sie.

Nur stehlen wollte er die Weintrauben.

Das war sein Casard, seine ganz spezielle Wut gegen die Weinbergbesitzer. Und sein Casard hatte seine eigene Geschichte.

Weintrauben sind zwar wenig wert in Algerien, aber — als jedes Jahr um die Traubenzeit dreitausend Legionäre abends auf den kleinen Nebenpfaden vor der Stadt spazieren gingen, da, wo die Weinberge lagen, und als jeder von diesen Legionären ganz gemächlich fünf Pfund Trauben im Gehen aufaß und weitere zehn Pfund mindestens unter seinem weiten blauen Mantel in die Kaserne schleppte, da — wurden die spanischen Weinbauern energisch. Sie sandten eine Deputation zum Regimentskommandeur der Fremdenlegion und ließen ihm vorstellen, daß seine Legionäre schlimmer wären als die Heuschreckenplage. Der Colonel schimpfte und erließ einen geharnischten Regimentsbefehl, in dem er mit »prison« drohte. Die Legionäre lachten und waren ein wenig vorsichtiger. Aber sie stahlen genau so viel Trauben wie früher. Die armen Spanier sahen, daß es so nicht ging. Sie stellten also Araber an, rüsteten sie mit Schrotgewehren aus und empfahlen diesen Arabern, den Vogeldunst nicht zu sparen. Am nächsten Morgen war der médecin-major sehr erstaunt, als sich bei der Krankensivite fünf-

undsechzig Legionäre meldeten, die (hauptsächlich an den Beinen und auf dem Blak, der zum Sitzen geschaffen ist) durch Schrottschüsse verwundet waren.

Die Extraktion der vielen kleinen Schrotkugeln kostete ihm sehr viel Zeit, und das machte ihn wütend. Er ging zum Colonel und beschwerte sich. Der ahnte etwas und vernahm die Angeschossenen, die prompt eine große Geschichte von einem Massenüberfall durch Araber erdichteten. Worauf der Colonel lachte und die ganze Gesellschaft vier Wochen lang bei Wasser und Brot einsperrte.

Nun hatten die Spanier Ruhe. Denn: Geschossen werden und Eingesperrtwerden seien die Trauben nicht wert, sagten die Legionäre betrübt.

Der kleine Krügerle aber bekam von diesem Moment an seinen Traubencasard. Täglich ging er auf Diebstahl aus. Täglich froch er mit zäher Geduld und unendlicher Schlauheit in den Weinbergen herum und stahl Trauben. Einmal wurde er angeschossen und rannte in aufgeregter Gemütsverfassung spornstreichs in die Kaserne zurück, lief ins Mannschaftszimmer und — fünf Minuten nachher waren die sämtlichen fünfzehn Mann des Zimmers emsig damit beschäftigt, ihrem Kameraden unzählige Schrotkugeln aus dem weichen Fleisch der Verlängerung seines Rückens herauszugraben. Mit Taschenmessern!

Krügerle unterzog sich der Prozedur mit mehr oder weniger Ruhe — die vier Wochen cellule, die er sicherlich bekommen hätte, wenn er zum Arzt gegangen wäre, waren einiges Geschundenwerden wert!

Er fluchte große Flüche — — aber am nächsten Tag stahl er wieder Weintrauben.

* * *

Im Casard steckt immer der Keim zum Wahnsinn, zur Tragödie. Ich habe die Wahnsinnstragödie eines Legionärs miterlebt.

In unserem Mannschaftszimmer, in der Ecke beim Fenster, hatte ein Oesterreicher sein Bett. Bauer hieß er. Er war kurze Zeit nach mir mit einem neuen Rekrutenschub zur Kompagnie gekommen und war damals körperlich gesund, frisch und neugierig gewesen wie alle anderen Rekruten. Ein Durchschnittsmensch, dem das Erlernen der französischen Kommandos nicht leicht fiel und der sich mit seiner Arbeit redlich plagte. Aber von Woche zu Woche war er stiller geworden. Er tat stumpfsinnig seinen Dienst und sprach mit niemand. In der freien Zeit saß er auf seinem Bett und brütete vor sich hin. Dann und wann wurde er bestraft, weil er seine Uniform vernachlässigte. Doch schien dies keinen besonderen Eindruck auf ihn zu machen. Stumpfsinnig wie vorher kam er aus dem Gefängnis zurück, um sich wieder auf sein Bett zu setzen und zu grübeln. Niemand kümmerte sich um ihn. Aber mit einem Male kam über den stillen Menschen ein merkwürdiger Drang, der ihn zu einem belächten, verhöhnten, angefeindeten Wundertier machte, um das sich wochenlang der Stubenflatsch drehte.

Bauer litt an unerklärlichem Heißhunger. Er war

noch stiller geworden als früher. Aber wenn die Mittagssuppe kam, fiel er über seinen Blechnapf her wie ein wildes Tier, schlingend, würgend, fressend. Gierig sah er uns anderen beim Essen zu. Wenn wir fertig waren, schlich er sich an den Tisch heran und untersuchte mit brennenden Blicken die Schüsseln, ob noch ein Rest von Suppe in ihnen sei. Dann stürzte er hinunter zur Kompagnieküche, um von dem alten Koch irgend etwas übrig Gebliebenes zu erbetteln. Die Menschen im Zimmer waren durch die Härten ihres eigenen Lebens so verrohrt, daß sie in dem armen Teufel nur einen Bajazzo sahen, der zu ihrer Belustigung da war. Sie warfen ihm ein Stück Brot in einen Zimmerwinkel und wieherten vor Vergnügen, wenn Bauer auf allen Bierern unter den Betten herumkroch, um das Brot zu ergattern, nach dem ihn hungerte. Sie gossen Petroleum in die Suppe und waren närrisch vor Freude, als der Kranke die Suppenschüssel dennoch leerte.

Von Tag zu Tag wurde Bauer gefräßiger. Aus andern Mannschaftsstuben, aus andern Kompagnien sogar kamen die Legionäre auf unser Zimmer zur Essenszeit, um sich das Wundertier anzusehen. Immer saß er zusammengekauert auf seinem Bett, blöde lächelnd, und schlang und schlang. Einen vertrodneten Knochen, den ihm ein Legionär hinhielt, benagte er mit dem gleichen Lächeln, mit dem er an einem Stück Leder kaute, das ihm ein anderer gab. Es war das Kommen des Wahnsinns.

Die Geschichte des Mannes mit dem unstillbaren Hunger unterhielt bald das ganze Regiment. Die Koh-

heit war ja hier zu Hause. Wer sich einen billigen Spaß machen wollte, brachte dem Gefräßigen eine Brot-rinde oder ein Stück harten Legionszwiebacks, um belustigt dem Hinunterschlingen zuzusehen. Wochenlang spielten sich diese Szenen ab, ohne daß irgendein Vorgesetzter es für nötig gehalten hätte, einzugreifen.

Das Ende kam auf andere Weise. Eines Tages fanden wir auf unseren Tellern statt der Tagesration an Brot nur noch angekaute Rinden. Bauer hatte sich von der Arbeit weggeschlichen und unsere Brotrationen verzehrt. Er mußte gewürgt haben wie ein wildes Tier!

Die Legionäre fielen über ihn her — wenn ihr eigener Magen leiden mußte, hörte das Vergnügen auf. Irgend jemand schlug auf den armen Teufel ein. Da stieß er gellende Schreie aus, hieb um sich, kratzte, biß und brüllte wie besessen. Die Wache kam, und der arme Bauer wurde an Händen und Füßen gefesselt nach der infirmerie hinübergetragen.

Drei Tage darauf geleitete die elfte Kompagnie einen kleinen schwarzen Karren auf den Friedhof von Sidi-bel-Abbès. In dem roh gezimmerten Sarg auf dem Karren lag der tote Legionär Bauer. Im Krankenhause hatte er sich den Schädel an der Wand eingearannt . . . Der Kapitän sagte kurz und trocken über dem Grab: „Reçez les derniers adieux de votre chef et de vos camarades.“

Und der dicke Sergeant meiner Abteilung sagte schmunzelnd: „So was von Fressen habe ich aber doch nie gesehen!“

Das war seine Leichenrede.

Das Desertionsfieber.

Die Odyssee des auf Pump Gehens. — Tod in der Wüste. — Die Deserteure der Legion. — Eine unglückliche flucht im Automobil. — Das tragische Geschick eines österreichischen Ingenieurs. — Im Ghetto von Sidi-bel-Abbès. — fluchtgeschäfte. — Oran und Algier. — Das Konsulat als Mansefalle. — Deserteure mit Geld und Deserteure ohne Geld. — Der Leidensweg der 100 Kilometer. — Hamburger Schiffe. — Selbstverstümmelung. — Künstliches Fieber. — Simulierter Wahnsinn. — Im Suezkanal. — Massendesertionen. — Das Wunderland Marokko.

Auch Herr von Rader hatte den Casard — den Desertionscasard — und verlor zusehends an Humor. Er hatte es verstanden, sich zu dekorieren — an kleiner Gaunerschlaueit maß er sich selbst mit dem ältesten, geriebensten Legionär — aber als Veteran des Landstraßenlebens hatte er ein sehr entwickeltes Gefühl für die praktische Seite der menschlichen Dinge. Zu nehmen ohne zu geben, war sein heiligstes Lebensprinzip gewesen — ein Leben ohne Arbeit bedeutete ihm den Inbegriff menschlicher Klugheit. Jetzt aber rechnete sich Herr von Rader immer wieder mit immer längerem Gesicht das Rechenexempel aus, daß er höllisch viel arbeiten mußte und überhaupt nicht bezahlt wurde.

Darunter litt er sehr!

„Bruderherz,“ sagte er einmal zu mir, „Id schieb ab! Id will dir nich' weiter mit Einzelheiten belästigen, aber id bedaure, dir die Mitteilung machen zu müssen, dat det verehrliche Regiment sich dem-

nächstens ohne mir behelfen muß. Der Herr von Rader jehst!“

Ich riet ihm ab und redete lange auf ihn ein, daß es eine fürchterliche Dummheit sei, ohne Zivilleider und ohne Geldmittel aufs Geratewohl zu desertieren.

Herr von Rader schüttelte nur den Kopf: „Ich habe janz bedeutenden Ueberfluß an Feldmangel, det is wahr! Aber id besitze dafür 'ne jediejene Portion von Frechheit — massenhaft, kolossal viel Frechheit — un' id denke mir, id werde doch eine kleine Vergnügungsreise machen und mir die Sejend besehen. Et muß doch hier in der weiteren Umgebung Nejerherrschaften jeben, die et sich zur Ehre anrechnen sollten, wenn so en Menschenkind mit jänzlich weißer Haut ihnen wat Jediegenes vorzaubert und sich 'nen anjesehenen Posten als Medizinmann erwirbt. So oder so, id schieb ab! Mensch, wenn du gescheit bist, jehste mit. Wenn es auch vielleicht nich' lange dauert, schön wird's doch. Im Vertrauen jesagt: im Zimmer des Feldwebels hängt der Dienstrevolver janz jemütlich an der Wand. Ich hab' so 'ne Ahnung, als ob sid det Dings gleichzeitig mit mir empfehlen würde, uff Französisch! Det is mir eine jroße Beruhigung, janz abgesehen davon, dat id mir freue, wenn der Feldwebel sid mal jehörig ärgert, der Affe! Nu, jehste mit?“

Ich lehnte dankend ab!

Nun warb sich Herr von Rader andere Anhänger. In jeder freien Minute versammelte er eine Gefolgschaft von jungen Legionären um sein Bett. Sie saßen herum, rauchten Zigaretten und schmiedeten Fluchtpläne.

Mehr als einmal hörte ich ihnen zu, und mehr als einmal riet ich ihnen ab, aber sie hatten sich so in ihre Ideen verbohrt, daß alles Reden zwecklos war. Sie wollten schnurgerade nach Süden, nur nachts marschieren und alle Häuser und Ortschaften vermeiden. Dann gedachten sie sich nach Westen zu wenden und sich nach Marokko durchzuschlagen. Einer von ihnen hatte eine alte Karte des nördlichen Afrika aufgetrieben, und auf dieser hatten sie ihren Reisetweg ausgerechnet. Ihre Bajonette und der zu stehende Revolver des Kompagniegewaltigen sollten ihre Waffen darstellen. Araber und Marokkaner fürchteten sie nicht. Ueber Verpflegung machten sie sich keine besonderen Sorgen, da Herr von Rader kaltlächelnd darauf hinwies, daß sie ja sechs Mann seien und sich die nötigen Lebensmittel mit Gewalt verschaffen könnten. In Wirklichkeit waren ihnen ja auch alle diese Einzelheiten unendlich gleichgültig, denn in ihren Köpfen rumorte nur die Vorstellung, daß sie das elende Leben, die Langeweile, die tägliche Arbeitsplage hinter sich werfen würden und als freie Männer unter freiem Himmel dahinschlendern könnten.

Sie waren gründlich angesteckt vom Desertionsfieber, das unaufhörlich in der Legion grassiert. Ge-flüster und Geraune über Fluchtpläne und Fluchtmög-lichkeiten gehören ja zur Legionsatmosphäre — die Desertion bildet ewig den Gesprächsstoff in Mann-schaftszimmern und Kantinenwinkeln. Das ist kein Wunder. Gibt es doch keinen Legionär, der nicht recht bald den »Legionstagenjammer« verspürt und merkt,

daß er den dümmsten Streich seines Lebens machte, als er im Werbebureau den ominösen Kontrakt unterschrieb. Er muß arbeiten, wie er vielleicht in seinem Leben noch nicht gearbeitet hat — er hat weniger Geld in seiner Tasche, als in den schlimmsten Zeiten seines bürgerlichen Lebens. Selbst wenn er ein armer Bettler gewesen war, so hatte doch sicherlich ein elendes Kupferstück nicht solch' ungeheuren Wert für ihn gehabt, war so schwierig zu erwerben gewesen wie jetzt in den Armutszeiten der Fremdenlegion. Er ist ein bitterarmer Teufel, der unter harter militärischer Fuchtel steht, der schwer arbeitet und weniger als nichts von seinem Leben hat. Eine Zeitlang reizt die fremdartige Umgebung; aber je härter er arbeiten muß, und je häufiger er mit den schweren Strafen Bekanntschaft macht, denen kein Legionär auf die Dauer entgeht, desto schneller kommt der Freiheitsdrang.

Die Idee zur Flucht reißt in ihm. Er spricht mit seinen Freunden und Zimmergenossen darüber, er wäscht und putzt in jeder freien Minute für Unteroffiziere und »begüterte« Legionäre, um ein paar Kupferstücke übrig zu haben, und sitzt Abend für Abend mit alten Legionären zusammen, mit grauhaarigen Leuten, die so lange Legionsluft geatmet haben, daß sie für jeden anderen Beruf verdorben sind und wie unter einem Bann immer wieder zur Legion zurückkehren, wenn sie sich auch zehnmals geschworen haben, niemals wieder die rote Hose anzuziehen. Sie kennen Algerien wie ihre Tasche, sind verschwiegen wie das Grab und verkaufen für einen Liter Kantinenwein gerne unbezahl-

bare Weisheit. Aber die guten Ratschläge sind wenig wert.

Zu einer Flucht aus der Fremdenlegion gehört Geld. Wenn es mit dem guten Willen allein getan wäre, würde der Prozentsatz der Desertionen fabelhafte Ziffern erreichen; die armen Teufel jedoch, die zu Fuß und ohne Mittel ins Land hinauswandern, kommen nur in ganz seltenen Fällen durch und werden fast immer in wenigen Tagen von Gendarmen eingefangen. Hunger und Durst treiben sie immer wieder in die Araberdörfer und die spanischen Bauernansiedlungen, auf Verkehrsstraßen, die so häufig patrouilliert werden, daß eine Entdeckung fast unvermeidlich ist. Da nützt die Weisheit alter Legionäre nichts — alle Energie scheitert an Hunger und Durst.

Zum Freiheitsdrang kommt meistens immer der casard hinzu, der Ueberdruß an allem, was Legion heißt, dieses merkwürdige Gefühl, lieber tolle, von vorneherein gänzlich aussichtslose Dinge zu unternehmen, als auch nur noch einen einzigen Tag lang den verhaßten Legionsdienst zu tun. Wenn die Legionsüberdrüssigen dieses Stadium erreicht haben, laufen sie aufs Geratewohl davon — ohne Ueberlegung, ohne jede Vorbereitung.

Die Legion hat für diese Art von Durchbrennen einen besonderen Ausdruck geprägt: Auf Pump gehen. Französisch: »Aller au pump«. Das Wort ist sonderbar und seine Herkunft rätselhaft.

Man »geht auf Pump«. Als wir einmal abends um den großen Tisch saßen, arbeitend, Lederzeug

pußend, stand auf einmal ein alter Legionär auf, ein Oesterreicher.

„Bande, verfluchte!“ schrie er. „I' geh' halt spazieren. I' geh' auf Bump.“

Sprach's und schnallte sein Bajonett um.

In der Tür blieb er noch einmal stehen:

„Habt's mi' gern, G'tellschaft miserablige.“

Er ging und blieb verschwunden.

Nach vielen Wochen wurde uns bei der Befehlsausgabe die Photographie einer fürchterlich verstümmelten Leiche gezeigt. Es war der Oesterreicher. Bei der Marokkogrenze hatte ihn eine französische Grenzpatrouille gefunden. Der führende Offizier, zu dessen Ausrüstung vorschriftsmäßig eine Camera gehört, hatte die Aufnahme gemacht, und alle Kompagnien der Legion hatten eine Kopie des grauenhaften Bildes bekommen, um den Toten zu identifizieren. Das Regiment besitzt eine ganze Reihe solcher Photographien, die alle den Rumpf eines nackten Mannes darstellen, der immer auf unbeschreibliche Weise verstümmelt ist. Das Werk marokkanischer Grenzüberläufer, denen ein im cafard dahintaumelnder Legionär viel Freude macht. Seine Uniform, sein Bajonett, sein Lebelgewehr sind unschätzbare Besitztümer, mit ein paar Säbelhieben leicht erworben. Und es ist ja ein Allah und seinem Propheten wohlgefälliges Werk, einen ungläubigen Christenhund hübsch langsam und qualvoll zu Tode zu martern.

Hunderte von Menschen, Legionäre, die es im cafard hinaustrieb, sind in den Grenzwüsten einen

entsetzlichen Tod gestorben, gemartert, gefoltert, geschändet.

Im allgemeinen jedoch findet der Legionär das »Auf Bump Gehen«, die spontanen Ausflüge ins Land hinaus, das Davonlaufen ohne rechtes Ziel und ohne jeden Plan, etwas sehr Selbstverständliches und durchaus nicht Tragisches, das einmal wenigstens jeder unternimmt. Im Casard . . .

In kleinen Gruppen flüchten die Legionäre gewöhnlich, ohne jede Ausrüstung als die Uniform, die sie auf dem Leibe tragen, und das Bajonett, das an ihrer Seite klirrt. Nachts gehen sie fort, vor 9 Uhr, wenn die Kasernentore noch geöffnet sind, und laufen durch die sandigen Weinfeldern hinaus in die Dunkelheit. Sie frieren erbärmlich in der Kälte der afrikanischen Nacht und hungern gewaltig, enthält doch ihre Feldtasche höchstens ein Stückchen Brot. Aber sie marschieren vorwärts. Sie sind gewöhnt, staunenswerte Leistungen mit schwerem Gepäc zu vollbringen; ohne solche Last legen sie fabelhafte Entfernungen zurück. Fünf Minuten Lauffschritt in den langen, springenden, fahnenartig leichten Schnellschritten der Legion, die denjenigen, der den Tritt gelernt hat, nicht ermüden — dann fünf Minuten Marschschritt. So geht es unaufhaltsam in die Nacht hinein, und am nächsten Morgen sind die Ausreißer sechzig Kilometer von der Garnison entfernt. Irgendwo auf einer einsamen Ferme ergattern sie sich im Morgengrauen ein Stück Brot und einen Schlud Wein. In den wenigsten Fällen freilich ist es das mitleidige Herz der algerisch-spanischen

Weinfeldbesitzer, das sich der Flüchtlinge erbarmt, sondern die Bajonette sind es, die zur liebenswürdigen Konzilianz raten. Tagsüber verstecken sich die pum-pistes zwischen Felsen oder graben sich ein Loch tief in den Sand hinein. Nachts marschieren sie wieder weiter, immer dem Süden zu, sich nach den Sternen orientierend, wie es die Instruktionsstunde der Legion sie gelehrt hat — allerdings zu ganz anderen Zwecken. Wenn sie Pferdegetrappel hören, verstecken sie sich in wilder Panik und liegen stundenlang mäuschenstill, bis die arabische Patrouille weit über den Horizont hinweg ist. So vergehen die Tage. Haben sich Ausreißer zusammengefunden, in denen die Energie und die Gewalttätigkeit des Abenteurers steckt, dann terrorisieren sie manchmal die Araber der einsamen Ansiedlungen viele Wochen lang, bis die Unterdrückten Hilfe herbeiholen und ein Kampf gegen die Uebermacht entsteht, in dem die Legionäre elend unterliegen.

Verzweifelten Pumpisten, die um jeden Preis Marokko erreichen wollen, gelingt es dann und wann, sich Gewehre zu verschaffen. Dann sind sie gerüstet für die Grenzüber. Ihre eigenen Gewehre konnten sie bei der Flucht nicht mitnehmen. Sie wären mit der Waffe niemals durchs Kasernentor gelassen worden.

Solch ein alter, zäher Legionär, der alle Grenzeinrichtungen kennt, marschiert nur in den Nächten, mit unendlicher Vorsicht, bis er an die Linien der Grenzwatchen kommt. Er weiß, daß die Zeltreihen dreifach sind, je einen viertel Kilometer entfernt. In dunk-

Ier Nacht schleicht er sich durch. Lange Zeit braucht er dazu. Die Zelte einer Reihe stehen zwar weit auseinander, und das Durchkommen scheint nicht sehr schwierig. Aber das ist nur scheinbar. Denn alle zweihundert Meter steht ein Posten, der die schräge Linie der 250 Meter bis zur nächsten Zeltreihe bewacht. Diese Posten sind staffelförmig angeordnet.

Die Zeltlinie ist endlos lang. Würde der Deserteur versuchen, einfach in gerader oder schräger Linie durchzuschleichen, so würde er sicherlich von einem der Posten, die ja in schräger Ordnung einander folgen, entdeckt werden. Er kennt aber den Trick. Er wartet geduldig, bis er einen Posten der ersten Zeltreihe entdeckt hat. Hundert Meter von diesem Posten schleicht er durch und schlägt dann sofort eine schräge Richtung ein, 250 Meter lang, bis er zur nächsten Zeltreihe kommt. Dann wieder geradeaus, dann wieder schräge . . .

Nun arbeitet er sich, auf dem Bauch rutschend, sich in den Sand eingrabend, in stundenlangem Kriechen zu einem Zelt der äußersten Linie hin.

Ein rascher Schnitt durch die Zeltwand, ein vorsichtiges Fühlen und Tasten — ein Lebelgewehr und ein Patronengürtel sind sein. Dann schleicht er fort. Er hat eine Waffe. Er hat eine Chance für sein Leben, für das Durchqueren Marokkos!

Gewöhnlich aber, nach wenigen Tagen goldener Freiheit, einer Freiheit, die sich aus endlosem Laufen und immerwährendem Hunger zusammenseht, finden die Bumpisten ihr Schicksal in einigen berittenen

Goums* und fügen sich ohne viel Federlesens den vorgehaltenen Revolvern. Den gleichen Weg, den sie gekommen sind, müssen sie wieder zurücklaufen, gefesselt, mit einer langen Kette an das Pferd eines Goums gebunden, keuchend und zitternd vor Anstrengung das Tempo des Pferdes einhaltend, wenn sie nicht über Sand und Steine geschleift werden wollen. So geht es von Station zu Station zum Gefängnis ihrer Garnison. Wenn sie so glücklich sind, keine Waffen oder Uniformstücke verloren zu haben und nicht über acht Tage fort gewesen sind, werden sie vom Regiment bestraft und kommen mit sechzig Tagen cellule — Haft in einer dunklen Einzelzelle — davon. Fehlt aber irgend ein Teil der Uniform, so werden sie wegen Desertion und Diebstahl vor das Kriegsgericht gestellt.

»Travaux forcés«, Zuchthaus, ist auf Jahre ihr Los — eine Strafe, die gewöhnlich den Tod bedeutet, denn wenige Naturen können das fürchterliche Leben in den Sträflingskolonnen aushalten.

Das ist die Odyssee des »auf Bump Gehens«.

Solche poumpistes waren Rader und seine fünf Freunde. Eines Abends fehlte der Mann der kräftigen Ausdrücke und des nie versiegenden Humors beim Abendappell.

Von anderen Zimmern wurden andere Vermißte gemeldet, und am nächsten Morgen ging es wie ein Lauffeuer durch die Kompagnie, daß sechs Deutsche »en bloc« ausgerissen seien!

* „Goums“ heißen die arabischen Gendarmen. Der Verf.

Der Sergeant unserer Sektion nahm das Inventar der Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände auf, die Herr von Rader zurückgelassen hatte. Er schimpfte, wie nur ein fauler Legionssergeant schimpfen kann, über sein persönliches Pech, weil von den sechs Ausreißern vier zu seiner Sektion gehört hatten und ihm nun so viel Arbeit und Ärger machten! Der Feldwebel erschien beim Abendappell höchstpersönlich auf unserem Zimmer und ermahnte Korporal Wassermann, dafür zu sorgen, daß unter den Leuten seines Zimmers keine Desertionen mehr vorkämen. Sonst würde er ihn gehörig zwiebeln! Der Kapitän aber ließ sämtliche deutschen Legionäre der Kompagnie vor sich rufen.

Im Kompagniebureau hielt er uns eine lange Rede:

Wir hätten doch fast alle in Deutschland gedient, und wir könnten wirklich in seiner Kompagnie zufrieden sein. In der Legion würde doch nicht geprügelt! Wenn irgend einer Grund zu Beschwerden zu haben glaube, so möge er sich gefälligst bei ihm melden. Die Legion sei ein Regiment von Ausländern, in dem man jede Nation gleichwertig behandle — natürlich habe ein deutscher Legionär genau soviel Recht wie jeder andere. Er würde es sehr bedauern, wenn seine Legionäre sich zur Flucht verführen ließen. Sie sei doch völlig aussichtslos! Die telegraphische Beschreibung der Ausreißer sei schon längst an alle Militärposten, an die Gendarmeriestationen in ganz Algerien, an die Polizeibehörden aller Küstenstädte versandt, und wir würden sehen, daß man die Durchbrenner in wenigen Tagen beim Regiment einliefere.

„Ihr bringt nur das Unglück über euch, wenn ihr desertiert, denn ihr würdet sehr schwer bestraft werden.“

Wer irgend eine Klage habe oder ihn sprechen wolle, möge sich beim Feldwebel melden.

„Die Sach' is so,“ sagte Guttinger, als wir wieder ins Zimmer zurückkamen: „Der Kapitän is' Champion-Florettfechter von Frankreich und meint, er müß' die ganz' Zeit im Fehlsaal übe! Der hat kei' Ahnung, wie's in der Kompagnie ausschaut.“

Jeder Rekrut wisse mehr von den Dingen der Kompagnie als ihr Führer. Dafür sei schon gesorgt, daß der Kapitän nicht allzuviel erfahre . . .

Die ganze Macht lag faktisch in den Händen des Feldwebels und der Unteroffiziere. Der Kompagniechef war nur Geschäftsinhaber, der den Strafzetteln und den Meldungen seiner Geschäftsführer nur die Unterschrift gab, ohne sich um Details zu kümmern. Die Unteroffiziere manipulierten mit dem Menagegeld, beantragten um ein Nichts Strafen für einen Mißliebigen und hätten einen Legionär, der sich zu einer Beschwerde aufgerafft hätte, sehr schnell zugrunde gerichtet, wenn er vielleicht auch zuerst Recht bekommen hätte mit seiner Beschwerde.

„Beim Bart des Propheten!“ lachte Guttinger. „Des möcht' ich sehn, wie's dem geht, der sich b'schwert. Die ganze Unteroffiziersgesellschaft sihet ihm auf'm Budel und in e paar Woche' wär' er bei de Zéphirs. So ist's mit'm B'schwere', signor capitano. Aber mit dem Desertiere' hat er recht, der Champion-Kapitän. Die allermeiste komme' wieder!“

Dann wandte er sich zu Rassedin und fragte ihn, ob er glaube, daß Herr von Rader und die andern fünf »poumpistes« durchkämen.

Rassedin schüttelte den Kopf, lächelte spöttisch und machte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand jene zählende Bewegung, die in der ganzen Welt Geld bedeutet.

„Nix Geld!“ sagte er trocken.

Auch die andern alten Legionäre meinten, daß Rader und Genossen nicht die Leute seien, die unendlich schwierige Flucht ohne Geld durchzuführen.

Das Durchbrennen der sechs Kameraden war ein unerschöpfliches Gesprächsthema.

Guttinger erzählte eine Geschichte nach der andern über tollkühne Fluchtversuche. Zwei dieser Desertionshistorien sind mir unvergeßlich:

Als Guttinger beim zweiten Regiment in Saïda diente, waren in seiner Compagnie zwei Brüder, Engländer aus guter Familie. Der letzte Leichtsinnsstreich eines tollen Lebens hatte sie in die Legion geführt. Als die Familie erfuhr, daß sie die Last der Legionäre trugen, wurden alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt, um die Brüder frei zu bekommen. Umsonst! Gesuche an das französische Kriegsministerium blieben erfolglos, und der englische Konsul in Algier lehnte natürlich jede Intervention ab. Schließlich sandte die Familie den beiden Brüdern eine große Geldsumme, und sie versuchten es mit der Desertion. Schon auf dem Bahnhof in Saïda wurden sie abgefaßt und spazierten prompt ins Gefängnis.

Raum waren sie wieder frei, so wagten sie einen zweiten Fluchtversuch und kamen bis nach Dran. Dort wurden sie auf Grund des telegraphischen Signalements verhaftet, als sie sich auf einem Dampfer einschiffen wollten. Diesmal schickte man sie auf sechs Monate ins Strafbataillon!

Die armen Teufel müssen verzweifelte Briefe nach Hause geschrieben haben! Ihre Angehörigen wollten sie um jeden Preis befreien. Durch Vermittlung irgend eines englischen Kaufmanns in der Stadt Algier bestachen sie einen dortigen Levantiner, der ein Automobil mietete und tagelang bei Saïda wartete, in dessen Nähe damals das Strafbataillon arbeitete. Endlich gelang es den Brüdern, nachts aus dem Lagerzelt zu entfliehen. Sie erreichten glücklich die verabredete Stelle, fanden den Levantiner mit seinem Wagen wartend und fuhren darauf los, so schnell es nur auf den sandigen Wegen möglich war. Das Automobil hatte jedoch in Saïda Aufsehen erregt, und die Militärbehörden kamen sofort nach der Flucht auf den Gedanken, daß die beharrlichen Deserteure das ungewöhnliche Mittel des Autos gewählt hatten. Der Telegraph spielte von Militärstation zu Militärstation. An einer engen Wegstelle nördlich von Sidi-bel-Abbès verbarriadierten arabische Gendarmen die Straße, die hier durch eine felsige, für einen Wagen unpassierbare Hügel- gegend führte.

Kurze Zeit nachher kam der Kraftwagen in voller Fahrt dahergejagt. Die Anrufe der entgegengerittenen Gendarmen beachteten die Flüchtlinge nicht und

stürmten in voller Fahrt gegen die aufgetürmten Steine. Der Wagen überschlug sich. Die beiden Deserteure wurden sofort getötet. Den Levantiner brachte man schwer verletzt nach Sidi-bel-Abbès, und nach einigen Tagen starb er im dortigen Hospital.

Die andere Geschichte schilderte ein erschütterndes Menschenchicksal:

Ein österreichischer Ingenieur war in jungen Jahren aus irgendeinem Grunde in die Legion verschlagen worden. Zwei Jahre lang trug er die Uniform. Dann gelang es ihm, zu entfliehen und sich nach seiner österreichischen Heimat durchzuschlagen. In dem Mann muß ein tüchtiger Kern gesteckt haben, denn er eroberte sich rasch eine angesehenere Stellung in seinem Beruf. Und dann schüttete das Glück ein Füllhorn von Erfolg über ihn aus. Er machte eine bedeutende Erfindung, die ihm ein Vermögen einbrachte. Der Ehrgeiz trieb ihn, die Maschine, die er erfunden hatte, auf die große Weltausstellung nach Paris zu senden, und er war leichtsinnig genug, selbst nach Paris zu fahren. In dem erfolgreichen Ingenieur würde niemand den desertierten Fremdenlegionär erkennen, mag er sich gedacht haben. Aber die Grausamkeit des Zufalls wollte es anders. Als er in der Weltausstellung bei seiner Maschine stand, erkannte ihn ein Offizier seiner Kompagnie, der in Paris auf Urlaub war!

Der Offizier tat seine militärische Pflicht und ließ den Deserteur verhaften. Mit einem Schlage wurde aus dem Mann, der sich aus tiefstem Elend zu den Höhen des Lebens hinaufgearbeitet hatte, dem die Legions-

episode seines Lebens nur einen dunklen Schatten der Erinnerung bedeutete, wieder ein Legionssträfling in grobem Drillich. Einige Tage in einem Pariser Militärgefängnis, einige Stunden Fahrt in einem Gefangenenabteil der Eisenbahn, die kurze Meerreise von Marseille nach Oran, die qualvollen Minuten der Verhandlung vor dem Kriegsgericht — und dann ewiges, stumpfsinniges Arbeiten in einem algerischen Bergwerk als Zuchthaussträfling, in geistigem Tod, in unablässigem Tod, in unablässigem Sehnen. So lebte dieser Mann viele Monate lang, bis ihn das häßliche Klima hinwegraffte . . .

* * *

Immer ist eine Flucht aus der Fremdenlegion ein schwieriges und waghalsiges Unternehmen, waghalsig, weil der ergriffene Deserteur den schwersten Strafen entgegengeht. Selbst der Besitz von reichen Geldmitteln bietet noch lange keine Gewähr für das Gelingen einer Flucht. Viele Hindernisse müssen überwunden, ein wahrer Berg von Schwierigkeiten muß überklettert werden.

Vom Beginn des Beginnens:

Die Zivilkleider liefert das Ghetto von Sidi-bel-Abbès.

Dort beginnt das erste Kapitel einer Legionärsflucht, die ersten Vorbereitungen, zu denen der werdende Deserteur nicht nur Geld braucht, sondern vor allem ein ausgeprägtes Talent für Handeln und Feilschen. Das Kaufen der Zivilkleider. Die Anknüpfung des Ge-

schäftes ist sehr leicht. Der Legionär spricht in einer der winkeligen Gassen einen ganz beliebigen Passanten an und flüstert ihm zu, daß er jemand wüßte, der vielleicht Zivilkleider kaufen würde. Einmal in hundert Fällen mag der Passant den Kopf schütteln und seines Weges gehen. In den andern neunundneunzig Fällen macht er ein vergnügtes Gesicht und antwortet im gleichen Flüsterton, der Legionär solle unauffällig hinter ihm hergehen und mit in sein Haus kommen. Dort setzt der Schacher ein. Ganze Haufen von alten Kleidern werden hervorgesucht, bis sich etwas findet, das einigermaßen den Größenverhältnissen des Kunden entspricht. Stiefel kommen dazu, Wäsche und Kragen, Hut und Kravatte. Reell im Sinne des ehrbaren Kaufmannes ist die Geschäftstransaktion nicht!

Sie geht vor sich unter dem Prinzip: Möglichst schlechte Ware um möglichst teures Geld! In dem Käufer steckt schon die Nervosität der Flucht, und wenn er auch zu feilschen versucht, so bezahlt er schließlich doch einen Preis, der immer noch horrend ist. Fünzig Francs kostet gewöhnlich solch ein alter Flüchtlingsanzug, dessen Hosen vielleicht aus Deutschland, die Weste aus Frankreich, der Rock aus Italien stammen, und der mit einem Zehn-Francsstück bedeutend über den Wert bezahlt wäre. Das Geschäft gestaltet sich aber noch weit besser. Ein Goldstück ist die Kompensation dafür, daß der Legionär im Hause seines »Geschäftsfreundes« sich umziehen darf; ein weiteres Goldstück verschlingt das »Disponieren« über die Uniform, die ein auch nur einigermaßen fürsorglicher Legionär nicht

so leicht im Stiche läßt. Denn der ohne Uniform ergriffene Deserteur kommt wegen Diebstahls vors Kriegsgericht, und das durch seine drakonischen Sprüche berüchtigte Draner Militärtribunal erkennt regelmäßig auf eine schwere Zuchthausstrafe. Aber der Mann Israels sorgt — gegen das bewußte Goldstück natürlich — gerne dafür, daß die Uniform und alle Ausrüstungsgegenstände seines Kunden dem armen Regiment erhalten bleiben. Die Methode bleibt sich immer gleich! Fein säuberlich zusammengeschnürt, lagert die Uniform drei oder vier Tage. Dann wirft nachts ein Ghettojüngling das Paket über die Mauer der Legionskaserne. Vorher ist es mit einem Zettel beklebt worden, auf dem Name und Nummer des verdufteten Besitzers stehen, damit die Herren von der Kleiderkammer sich nicht die Köpfe zu zerbrechen brauchen, wie die vom Himmel gefallene Sendung registriert werden soll.

Alles hübsch liebenswürdig!

Der Flüchtling aber wandert durch die Gassen des Judenviertels und die Straßen von Sidi-bel-Abbès und muß sehr aufpassen, daß er die ihm begegnenden Offiziere und Unteroffiziere nicht instinktiv militärisch grüßt! Sein Geld, das ihm die Zivilleider verschaffte, und das noch für ein paar Wochen Unterhalt, für die Bahnfahrt und die Reise über das Mittelmeer ausreichen muß, ist ihm eine gewaltige Hilfe. Unendlich viele Schwierigkeiten liegen aber immer noch vor ihm.

Er darf nirgends auffallen, er muß seine Zunge

hüten, damit ihn das eigentümliche Legionsfranzösisch nicht verrate, er muß die Rolle des unverdächtigen Reisenden meisterhaft spielen. Vom Bahnhof von Sidi-bel-Abbès, den Tag und Nacht ein Unteroffizierskommando der Legion bewacht, kann er natürlich nicht abfahren. Zu Fuß muß er nach irgend einer der Zwischenstationen laufen; je weiter von Sidi-bel-Abbès, desto unverdächtiger. Er macht einen gewaltigen Nachtmarsch, gefährlich durch die fortwährend streifenden arabischen Gendarmen. Dann kommt die Bahnfahrt nach einer Küstenstadt. In Frage kommen eigentlich nur Oran und die Stadt Algier, da nur von diesen beiden Plätzen aus regelmäßige Dampferlinien laufen. Oran wird wegen seiner Nähe und seinen vielen Legionsoffizieren gefürchtet. Die Reise nach Algier dagegen ist sehr teuer, und es kommt häufig vor, daß dem Flüchtling das Geld ausgeht und er mittellos in Algier steht. Deutsche Legionäre bestürmen dann gewöhnlich das deutsche Konsulat, bekommen aber den stereotypen Bescheid, daß „für solche Zwecke“ keine Mittel vorhanden wären.

Das Konsulat kann aber nicht nur nicht helfen, sondern stellt obendrein noch die schönste und bequemste Mausefalle dar, die sich die französischen Gendarmen zum Fang von Deserteuren der Fremdenlegion nur wünschen können. Alte Legionäre warnen immer: „Geh' um Gotteswillen in Algier nicht zum Konsul.“ Wenn aber ein Flüchtling dennoch den Konsul aufsucht, so bedeutet ihm dieser, wie gesagt, er könne ihm keinesfalls zur Flucht verhelfen.

Nun tritt die Mausefalle in ihre Fangaktion. Die Gendarmen in Algier wissen ganz genau, daß unter den Besuchern des Konsulats sich viele entflozene Legionäre befinden. Sie bewachen das Konsulatsgebäude mit scharfen Augen. Wenn ein »Herauskommender« auch nur im geringsten verdächtig aussieht, nehmen sie ihn sofort liebevoll in Empfang und erkundigen sich angelegentlich nach seinen Legitimationspapieren. Damit ist der Flüchtling geliefert . . .

Ich möchte wohl wissen, ob der deutsche Konsul in Algier eine Ahnung davon hat, daß er in aller Unschuld so und so oft das Verhängnis von deutschen Legionären geworden ist!

Der Flüchtling, dessen wenige Goldstücke die Eisenbahnfahrt verschlungen hat, und der die Passage übers Meer nicht mehr bezahlen kann, muß sich fast verlorren geben. Seine Verhaftung ist meist nur eine Frage von Tagen. Ein unvorsichtiges Wort in einer Weinkneipe, verlegene Ausflüchte, wenn er sich Arbeit suchen will und keine Legitimationspapiere vorweisen kann, das Denunziantentum schließlich, das in Algerien in so wundervoller Blüte steht, liefern ihn bald den Gendarmen in die Hände.

Und selbst wenn das Geld reicht, wenn die Passage auf einer der Mittelmeerlinien bezahlt ist und das Passagierbillet schon in seiner Tasche steckt, ist er noch nicht geborgen. Die meisten Flüchtlinge, denen es gelungen ist, die Stadt Algier zu erreichen, machen den Fehler, auf einer der deutschen oder englischen Linien Passage zu nehmen, und werden im letzten

Moment vor der Einschiffung verhaftet. Gerade die Passagiere der ausländischen Schiffe kontrolliert man außerordentlich scharf. Auf den französischen Paketbooten dagegen, die zwischen Algier oder Oran und Marseille laufen, werden Pässe oder Legitimationspapiere nicht abverlangt, weil sie nur zwischen französischen Häfen verkehren und als interner französischer Verkehrsweg gelten.

Völlig sicher für den flüchtenden Legionär ist die Route von Algier nach Tunis. Dort beachtet ihn niemand im Wirrwarr des riesigen Levanteverkehrs, und zur Passage nach einem italienischen Hafen braucht er keine Papiere. Aber die Kosten sind enorm!

Unter den desertierenden Legionären ist jedoch die Zahl derer, die in Zivilkleidern auf dem relativ einfachen Wege der Bahnlinien zur Küste und der Mittelmeerdampfer entfliehen können, verschwindend klein. Reisen kostet Geld . . . Eine Flucht über die Stadt Algier erfordert ein kleines Kapital. Mindestens 150 Franks. Das ist noch sehr niedrig gerechnet, denn 70 Franks ungefähr verschlingt schon der Kleiderkauf in Sidi-bel-Abbès. Wie wenige Menschen gibt es in der Legion, die eine solche Summe aufstreiben können!

In der großen Mehrzahl sind die armen Teufel, die nirgends in der Welt einen Menschen haben, der ihnen Geld schiden könnte oder wollte; die in ihren Legionsjahren niemals auch nur einen einzigen Silberfrank besitzen. Geschweige denn Goldstücke. Aus ihnen setzt sich das Gros der Deserteure zusammen und — das Gros der Sträflinge. Die Flucht gelingt ihnen

Selten, wenn sie auch Monate verbringen, um diese vorzubereiten und hundertmal mit alten Legionären den Reifweg durchbesprechen. Es sind Leute, denen es tödlicher Ernst ist mit ihrem Fluchtvorsatz. Sie rennen nicht blindlings ins Land hinaus wie die poumpistes, die ja schließlich nicht mehr wollen als ein paar Tage vagabondierender Freiheit. Der natürliche Weg auch für sie ist der Weg zur Küste. In Uniform. Zu Fuß.

In den beiden Worten liegt der ganze Leidensweg dieser Flüchtlinge. Wenn auch die Entfernung zur Meeresküste von Sidi-bel-Abbès nur etwa 100 Kilometer beträgt, eine Strecke, die nicht viel besagen will für marschgewohnte Legionärsbeine, so ist dafür jeder einzelne dieser hundertundzwanzig Kilometer gefährvoll. In seiner Uniform ist der Flüchtling auf weite Entfernung als Legionär zu erkennen. Zwar marschirt er nur nachts. Aber die Sternennächte sind hell in Algerien und er muß von Felsen zu Felsen, von Terrainwelle zu Terrainwelle schleichen, um ungesehen zu bleiben von spähenden Gendarmenaugen. Tagsüber liegt er regungslos im Sand. Er hungert und durstet tagelang, er lebt von Früchten, die er aus Gärten stiehlt, wenn ihn der Hunger dazu treibt, die Gefahr der Entdeckung zu riskieren.

Ist die Küste glücklich erreicht, so beginnt das Versteckspiel aufs neue. Lange Tage liegt er oft in einer der kleinen Küstenstädte, die von den Trampdampfern des Mittelmeeres angelaufen werden, in einem Schuppen oder in einem alten Boot am Hafen

verborgen, bis ein Schiff einläuft, das die deutsche oder die englische Flagge führt. In tiefer Nacht schwimmt er dann zum Schiff hinaus, klettert an Bord und versteckt sich in einem der Schiffsboote oder zwischen den Kohlen oder im Laderaum. Erst wenn das Schiff auf hoher See ist, kommt er zum Vorschein, zur mehr oder weniger angenehmen Ueberraschung des Kapitäns. Nun ist er geborgen — über Bord kann man ihn schließlich nicht werfen. Es gibt übrigens viele Kapitäne, die ein Auge zudrücken, wenn ein solcher Flüchtling an Bord ihrer Schiffe entdeckt wird, auch dann, wenn der Dampfer noch im Hafen liegt — die ihn nicht wegweisen, die es in ihrer Menschenfreundlichkeit sogar auf Unannehmlichkeiten mit den französischen Behörden ankommen lassen.

Es sind meist deutsche Dampfer, und zwar Hamburger Schiffe. Immer wieder landen desertierte Legionäre in der alten Hansestadt und immer wieder ist im lokalen Teil der Hamburger Tageszeitungen die stereotype Notiz zu lesen, daß mit dem und dem Dampfer desertierte Fremdenlegionäre angekommen seien und vorläufig der Polizeibehörde übergeben wurden.

Dann und wann kommen sie sogar samt Uniform und Bajonett und Schärpe auf die Hamburger Zeitungsredaktionen und erzählen den geplagten Lokalredakteuren von ihrem Regionsleben und ihren Regionsleiden . . .

Das sind die Glücklichsten, der verschwindend kleine Teil der geldlosen Deserteure, denen die Flucht gelingt.

Der großen Mehrzahl winkt nicht die Freiheit, sondern das Gefängnis als Ende ihres Fluchtversuchs. Beziffern sich doch die Fangprämien der arabischen Gendarmerie für ergriffene Deserteure auf Tausende von Franks alljährlich!

Das Landsknechtsregiment kennt noch viele andere Fluchtwege, wenn man den Begriff »Desertion« so aufsaßt, daß dem Deserteur jedes Mittel zur Befreiung vom Legionsleben recht ist. Im glühendheißen Sommer, zur Zeit der enormen Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, schleicht Krankheit aller Art durch Algerien. Das Trinkwasser wird schlecht und der Typhus kommt: der seines Dienstes überdrüssige Legionär kann mit einiger Gewißheit darauf rechnen, gründlich krank zu werden.

Um aber ganz sicher zu gehen, hilft er nach — mit einem merkwürdigen Legionsmittelchen: er trinkt eine Mischung von Absinth und Milch. Jeder alte Legionär schwört darauf, daß dieser Höllestrank mit unfehlbarer Promptheit einen schweren Fieberanfall hervorrufe! Zweck dieser selbstmörderischen Art von »Desertion« ist natürlich, durch eine lange Krankheitsperiode sich von der Legionsarbeit zu drücken — sie erreicht diesen Zweck immer; oft so gründlich, daß das Fieber seinen Erzeuger auf den Friedhof der Fremdenlegion bringt!

Auf gleicher Stufe steht die Selbstverstümmelung, das Abhaden der Finger, um dienstuntauglich zu werden. Wieder eine andere Art von Desertion ist das Simulieren von Krankheit oder Wahnsinn, das bei

dem Mißtrauen und der praktischen Brutalität der Legionsärzte sehr schwer ist. Dann und wann jedoch gelingt es einem Legionär mit eiserner Energie und unbeugsamem Willen, die Wahnsinnskomödie erfolgreich durchzuführen.

Die Mittel sind manchmal drastisch. In meiner Kompagnie diente einige Jahre vor meinem Legions-eintritt ein Belgier, der über ein Jahr lang simulierte. Er beschmutzte die Mannschaftsstube auf eine Weise, die bei seinen Stubenkameraden Wutausbrüche auslöste, und beantwortete alle Vorwürfe und »Repressalien« nur mit einem blöden Lächeln. Er ließ sich schimpfen, er ließ sich schlagen.

Dieser Mann war konsequent. Er führte seine für ihn wie für andere unangenehme Wahnsinnsrolle beharrlich durch. Man sperrte ihn ein, man zwang ihn zu harter Arbeit, man schaffte ihn ins Lazarett und ließ ihn bis zur äußersten Grenze des Möglichen hungern oder malträtierte ihn schauderhaft mit Laxativen; er wurde wochenlang in eine Dunkelzelle gesperrt, er wurde ins Spital nach Dana geschickt und monatelang mit Kaltwasserbehandlung nach allen Regeln der Kunst geplagt — alles umsonst! Seine Methode und sein Lächeln blieben unverändert. Nach dreizehn Monaten fühlten sich die Aerzte chätaniert, gaben die Sache als hoffnungslos und auf die Dauer uninteressant auf und erklärten ihn für blödsinnig. Der Oberst ließ sich den Kranken aus purer Neugierde noch einmal vorstellen, wobei der Blödsinnige ausgerechnet im Regimentsbureau einen Anfall seiner speziellen Wahn-

sinnart hatte. Dann wurde der Mann als untauglich entlassen.

Raum aber war er in seiner belgischen Heimat angekommen, so schrieb er an die Offiziere und eine ganze Reihe Legionäre seiner Kompagnie höhnische Ansichtskarten — — Er habe sie alle zum Narren gehalten und sie seien Esel! Der kolossalste Esel sei seiner unmaßgeblichen Ansicht nach der Generalarzt des Regiments!! Noch dümmer, wenn möglich, sei der Generalarzt von Algerien!!!

Eine enorme Energie gehört jedoch dazu, um ein derartiges Simulieren erfolgreich durchzuführen, und die Fälle des Gelingens sind in winziger Minderzahl. Die Aerzte der Fremdenregimenter sind gewöhnt, sind mehr als mißtrauisch, und das Resultat ist, daß eine gehörige Dosis Regionsbrutalität sich in der Krankenbehandlung konzentriert. Jeder sich krank Meldende, der nicht eine äußerliche Verletzung aufzuweisen hat, wird von vorneherein als Simulant behandelt.

Unser médecin-major war unter den Legionären besonders berüchtigt. Persönliche Bekanntschaft habe ich nur zweimal mit ihm gemacht. Das erstemal auf dem Manövermarsch, als er eine Arznei verweigerte, das zweitemal beim Impfen. In Sidi-bel-Abbès war ein Bodenfall vorgekommen, und sämtliche Legionäre sollten schleunigst geimpft werden. Kompagnieweise marschierten wir in die große Regimentshalle, wo Monsieur le major und drei Assistenten im Schweiß ihrer Angesichter arbeiteten. Eine derartige Façon des Impfens, wie dieser Arzt sie beliebte, habe ich noch

nie gesehen, und ich bin wohl ein duzendmal geimpft worden in meinem Leben; ich kenne die Arten des Impfens von dem in Deutschland üblichen leichten Lanzettstich bis zu dem Hautabschaben mit einem Elfenbeinstäbchen in Amerika. Als unsere Kompagnie im Gänsemarsch an dem Arztekollegium vorbeidedelte, sah ich mit staunender Bewunderung, daß die Leute nach der Impfung stark bluteten. Als die Reihe an mir war, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Der Stabsarzt stieß die Lanzette dreimal so kräftig in meinen Oberarm, daß sofort Blut herabrieselte!

Es war Roheit. Weiter nichts. Das mag den Mann illustrieren. Kranke pflegte er bei der ersten Meldung prinzipiell in ihre Kompagnien zurückzuschicken und sie wegen Simulation mit drei Tagen Arrest bestrafen zu lassen! kamen die Leute wieder, so operierte er zunächst mit Brechmitteln, auf die eine gehörige Hungerkur folgte. Liebenswertig war er nur, wenn er Typhus vermutete, der seine spezielle wissenschaftliche Liebhaberei war

Die Legionäre fürchteten das Lazarett! Und nur die ganz Verzweifelten wagten einen Versuch, zu simulieren!

Es ist fast unerschöpflich, das Thema von den Desertionen der Fremdenlegion. Wenn die militärischen Transportdampfer mit den ablösenden Kompagnien der Legion von Oran oder Marseille nach Indochina fahren, so ist der Suezkanal ein beliebtes »Desertionsmittel«. Nach den Kanalvorschriften müssen die Dampfer

in der schmalen Suezwasserstraße langsam fahren und — die Legionäre benützen häufig die schöne Gelegenheit, über Bord zu springen. Sie schwimmen die kurze Strecke ans Land und sind in Sicherheit. Die Wachen des Transportdampfers dürfen in den internationalen Gewässern des Suezkanals keinen Gebrauch von Feuerwaffen machen und können nicht auf die Schwimmenden schießen. Die ägyptischen respektive die englischen Behörden aber liefern desertierte Legionäre nicht aus.

Mehrere von diesen Legionstransporten passieren alljährlich den Suezkanal, und die Schwimmdesertionen sind so häufig, daß das Ghetto in Port Said einen festen Preis für die ausgezeichnet gearbeiteten Legionärsstiefel bezahlt — zehn Schillinge!

Massendesertionen kommen dann und wann vor, die mehr Meuterei sind als Desertion. Im tiefen Süden Algeriens, in der trostlosen Einöde der kleinen Forts brennt gelegentlich die ganze Besatzung durch, an der marokkanischen Grenze umherschweifend. Eine solche Massenflucht endet immer mit dem Erschießen der Räbelsführer. Die nächsten Truppen holen die Ausreißer sehr bald in Gewaltmärschen ein, und wenn auch einige Schüsse gewechselt werden, so bringt die Uebermacht die Meuterer bald zur Räson. Die letzte Massendesertion dieser Art hat ja in der ganzen Welt Aufsehen erregt. Solche Streiche verzweifelter Menschen sind nichts anderes als ein Wahnsinnsausbruch, herbeigeführt durch die entfehlige Gleichförmigkeit, den unerträglichen Arbeitsdienst in den einsamen Wüsten-

stationen! Es ist weiter nichts als ein Ausbruch des Casard! Die armen Teufel sollten von einem Psychiater beurteilt werden und nicht von einem Kriegsgericht!

Die Fremdenlegion ist ein fruchtbarer Boden für Massensuggestion. Zu meiner Zeit desertierten viele Legionäre aus Sidi-bel-Abbès, nur um sich nach Marokko durchzuschlagen, weil der Begriff Marokko durch all' das Debattieren von zauberhaftem Schimmer verklärt war. Das Unternehmen war ziemlich hoffnungslos — seine Ursache lag nur in der Suggestivkraft des Wörtchens »le Maroc«.

Marokko war das Wunderland, der Legionärsträume Sehnsuchtsziel. Kein Tag verging, ohne daß irgendein Gerücht über neue Konflikte im Nachbarland die Fremdenlegion in fieberhafte Aufregung versetzte. Die Kriegswolken ballten sich am marokkanischen Himmel zusammen. Von der Grenze kamen fortwährend neue Nachrichten über die geduldige Minierarbeit des Prätendenten, größere Gefechte fanden im Hinterland Marokkos in immer kürzeren Zwischenräumen statt, und in den wachsamem Offizierskreisen des französischen Afrika war man schon damals überzeugt, daß die inneren Unruhen in Marokko keine bedeutungslosen Thronwistigkeiten, sondern die ersten Funken eines großen Brandes waren.

Die Fremdenlegion wußte das, denn was in den Offiziersmessen besprochen, beraten, gehofft wurde, siderte durch viele kleine Kanäle zum Regiment durch. Ordonnanzen kamen fiebernd vor Aufregung in die Kaserne gerannt, wenn ihr Dienst in der Messe beendet

war, und erzählten ihren Legionärsfreunden von den leidenschaftlichen Debatten am Offizierstisch, die sich alle um Marokko drehten. Burschen höherer Offiziere berichteten von geheimnisvollen marokkanischen Besuchen bei ihren Herren; abgelöste Spahis aus den marokkanischen Grenzgarnisonen, die auf der Durchreise nach Oran im Regiment verpflegt wurden, erzählten von scharfem Dienst an der Grenze und von Verstärkungen der Grenzstationen.

Die alten Legionäre steckten die Köpfe zusammen und spekulierten über die Aussicht auf blutigen Krieg! Wunderbare Dinge wußten sie zu erzählen über die goldenen Schätze Marokkos, über die Goldmünzen und den Schmuck, den vornehme Marokkaner bei sich tragen, und in phantastischen Träumen malten sie sich ein Eldorado von geplünderten Reichtümern und erbeuteten Schätzen aus. Täglich bekamen die geheimnisvollen Gerüchte neue Nahrung. Weit über die Hälfte der Offiziere des Regiments wurde nach den kleinen Grenzstationen abkommandiert, und es war sehr natürlich, wenn man in der Legion darin ein bedeutsames Kriegszeichen sah. Mit vielem Schmunzeln erzählte man, daß der Oberst sich zwei Instruktoren genommen habe, um seine Kenntnisse im Arabischen auf die Höhe zu bringen, und begeisterte sich über umfangreiche Munitionsendungen aus Frankreich, für die in aller Eile ein neuer Patronenschuppen gebaut werden mußte. Gegenüber in der Spahifaserne wurde eifrig rekrutiert. Täglich kamen die neuen arabischen Rekruten mit ihren prachtvollen Pferden an. Telegraphenabteilungen gingen

zur Grenze ab, um die alten Linien nachzuprüfen und neue anzulegen, Freiwillige für den Heliographendienst wurden verlangt, und alte Legionäre, deren Dienstzeit abgelaufen war, bekamen von diesem oder jenem Offizier einen Wink, daß es für sie vorteilhaft sein würde, ihre Entlassung jetzt nicht zu nehmen . . .

Marokko war die Lösung. Auf dem Umwege über Unteroffiziere, Ordonnanzen, Offiziersburschen, mag allerlei hinzugebichtet und so manches ins Groteske verzerrt worden sein, aber es hörte sich alles sehr wahrscheinlich und sehr typisch an. Die Legion ist wie ein großes Hörrohr — sie fängt aus unzähligen kleinen Kanälchen den Offiziersklatsch, die Offiziersintriguen in sich auf und weiß eine Menge Dinge über die militärischen Affären des nördlichen Afrika; sie weiß, daß die leitenden militärischen Kreise in Algerien ihre höchst eigene Militärpolitik treiben, daß das kluge Schlagwort von der »pénétration pacifique« in einem Kasino geprägt wurde, daß das gewinnlüchtige Schielen nach Marokko so alt ist wie die Okkupation Algeriens!

Es war, als ob alle im Banne einer Suggestion ständen. Die Sehnsucht nach »le Maroc« übertrug sich auf die Legionäre, die das nervöse Sehnen nach Veränderung und Aufregung auf ihre Art ins Praktische übersetzten — sie rissen in Scharen aus — nach Marokko. Die meisten fanden den Tod. Die Grenzstämme schnitten ihnen den Hals ab.

Anderere waren glücklicher. Im Heere des Prätendenten, des jetzigen Sultans Mulay Hafid, dienten viele ehemalige Fremdenlegionäre als Offiziere!

Das Kapitel der Strafen.

Die Rückkehr der Pumpisten. — Die Stufenleiter der Strafen in der Fremdenlegion. — Wie Schikanen inszeniert werden. — Das Legions-Axiom. — Die traurige Geschichte des kleinen Jean. — Schleichwege der Boshheit. — Die Strafmaschine. — Eine Rechnung über verlorene Jahre. — Verdienst eines Legionärs in fünf Jahren: Francs 127.50! — Die Gefängnisse der Fremdenlegion. — Verpestete Luft. — Zusammengepferchte Menschen. — Die Massenzellen. — Leben der Gefangenen. — Eine Nachtwache im Zellengang.

„Nom de Dieu — voilà les poumpistes!“ rief der wachhabende Sergeant am Kasernentor. Alles sprang auf. Wir Legionäre der Wache drängten uns an die Gitter des Tores, der adjudant vaguesmestre, der Postagent des Regiments, kam aus seinem kleinen Bureau dem Wachlokal gegenüber gelaufen, einige Offiziere schlenderten herbei, aus allen Ecken und Winkeln des Hofes strömten die Kameraden zum Kaserneneingang.

„Die Pumpisten sind da!“ rief einer dem andern zu.

Die Ausreißer unserer Kompagnie waren es, der arme Kader und seine fünf Freunde. Sie sahen erbarmungswürdig aus. Zwei Gendarmen führten sie. Mit einer langen dünnen Stahlkette waren die sechs Menschen aneinandergefesselt. Die schmutzigen Uniformen hingen ihnen in Fetzen am Leibe; sie waren abgemagert und in sich zusammengesunken, als ob sie todmüde seien. Ihre Gesichter waren verstrammt.

Rader trug eine blutige Binde um den rechten Arm. In ihren Augen lag die Angst vor der kommenden Strafe.

Die Gendarmen mochten sie schlimm genug behandelt haben. Scheu sahen sie sich um — offenbar schämten sie sich des demütigenden Gefesseltseins, der Sträflingskette. Nur Herr von Rader ließ sich seinen unvermeidlichen Humor nicht nehmen.

„Guten Tag noch! Ich bin wieder da!!“ rief er dem Sergeanten zu.

In dem kleinen Zimmer des Offiziers du jour wurde ein kurzes Protokoll aufgenommen, und die beiden Gendarmen bekamen die übliche Regimentsquittung über den richtigen Empfang der ergriffenen Deserteure. Sie zogen vergnügt ab, war doch diese Quittung 25 Franks wert, als Belegdokument für die Fangprämie.

Die Bumpisten warteten vor dem Wachlokal, immer noch an der Kette vereint. Als Herr von Rader mich sah, begrüßte er mich mit einem Kopfschütteln.

„Ne oberfaule Sache!“ sagte er ganz laut. „Bruderherz, ich bin doch keen Medizinmann geworden! Et is nischt mit das Zaubern. Uff einmal reiten fünf verdammte arabische Gendarmen uff uns los und halten uns ihre Revolver vor die Nasen! Die konnt' ich nich wegzaubern! Nee, et is nischt, Bruderherz. Ich verzichte uffs Tippeln, wenn ich an 'n Schwanz von 'n Gaul jebunden bin. Seloffen is dat Nas . . . Un' ich immer feste mit! Weil ich dranjebunden gewesen bin, weekte?“

Silence! befahl der Wachhabende. „Ruhe! Hier wird nicht gesprochen!“

Als die Formalitäten der Uebergabe erledigt waren, wurden die sechs Deserteure (ich gehörte zu der Wache, die sie mit aufgepflanztem Bajonett eskortierte) schleunigst ins prison geführt.

Die Schlüssel klirrten. Der Sergeant der Wache hielt es für nötig, seinem Hohn Luft zu machen in einigen überflüssigen Bemerkungen über „das dreidige, zerlumpte, niederträchtige Pumpistenpad, dem im Strafbataillon das Durchbrennen schon versalzen werden würde“, und gab Rader, der als letzter über die Schwelle der Gefängnistüre trat, einen gewaltigen Stoß. Er fiel der Länge nach hin. Dann wurde die schwere Bohlentüre hinter ihnen zugeworfen . . .

Vor einigen Jahren noch wäre an Herrn von Rader und seinen fünf Mitpumpisten mit einer ganz besonderen Art von Strafen operiert worden, die damals in der Fremdenlegion gerade für Deserteure als radikales Abschreckungsmittel betrachtet wurde — eine mittelalterliche Tortur, die übrigens keine Spezialität für Deserteure allein darstellte, sondern recht häufig in Anwendung kam. Es waren das silo und die crapaudine.

Das Silo bestand aus einem trichterförmigen Loch im Boden, vier Meter ungefähr tief, oben am Rande breit, nach unten spitz verlaufend. Ein richtiger Trichter. In dieses Loch, das als »Einzelzelle« galt, wurde der Uebeltäter hineingeworfen, in einen dünnen Drillisch-

anzug gekleidet, ohne Decke, ohne jeden Schutz vor Regen und Sonne, vor der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht. Viele Tage lang ließ man die armen Teufel in solch' einem Gefängnis. Liegen konnten sie niemals, denn das untere Ende des Loches maß nur einen oder zwei Fuß im Quadrat. Stehend, zusammengekauert, verbrachten sie Tage und Nächte. Der Unrat häufte sich an, der Regen goß herab, die Sonne brannte in das Loch. Die Gefangenen wurden krank in den üblen Dünsten. Wenn sie endlich aus dem Silo herausgeholt wurden, konnten sie weder stehen noch gehen. Sie mußten ins Hospital getragen werden. Dann und wann ist auch ein Silogefangener unten in seinem Loch gestorben.

Man erzählt in der Fremdenlegion, daß General de Négrier es war, der diese fürchterliche Strafe abschaffte. Bei einer Inspektion in Saïda fand er, in langer Reihe nebeneinander, fünfzehn Silos, alle mit Gefangenen besetzt. Er befahl, sie herauszuholen, und sie brachen zusammen, als sie an die frische Luft kamen. Da ließ der General sämtliche Silos vor seinen Augen zuschütten und ordnete an, daß die Silostrafe niemals wieder angewandt werden dürfe.

Primitiver, in ihrem Raffinement aber fast noch brutaler, war die crapaudine. Der zu Bestrafende wurde einfach zu einem Bündel zusammengeschnürt und in eine Ecke geworfen, Man band ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, bis der Körper eine Art Halbkreis bildete. Tag und Nacht lag solch ein crapaudinaire hilflos da, unfähig, sich zu rühren. Höchstens

konnte er sich mit unendlicher Mühe von einer Seite auf die andere wälzen. Eine Viertelstunde lang im Tag wurde er losgebunden und bekam Brot zu essen und Wasser zu trinken. Ein Tag und eine Nacht in der crapaudine genügte, um einen starken Mann auf längere Zeit bewegungsunfähig zu machen — mehrere Tage bedeuteten Siechtum.

Auch diese Strafe ist abgeschafft worden. In einer milderen Variation lebt sie noch fort: im Felde und auf Marschen werden Vergehen durch Anbinden nachtsüber an zwei in den Boden geschlagenen Holzpflöcken bestraft.

Heutzutage tragen die Strafen der Fremdenlegion nicht mehr den grausamen Charakter von früher.

Wenigstens äußerlich nicht! Raders Freunde kamen mit vierzig Tagen prison davon, während der arme Rader selbst nach langer Untersuchungshaft kriegsgerichtlich abgeurteilt wurde. Der Ärmste hatte seine Schärpe und sein Käppi verloren und wurde wegen „Diebstahls von Uniformstücken“ zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Wie es ihm dort gegangen ist, weiß ich nicht.

Irgendwie festgesetzte Strafen für Desertion gibt es nicht. Im allgemeinen werden Pumpisten milde behandelt und von Regimentswegen mit prison bestraft, von 40 bis zu 120 Tagen, wenn sie Rekruten sind. Nur dann. Alte Soldaten kommen vor's Kriegsgericht. Aber auch dies gilt nur ganz allgemein; wenn z. B. ein Deserteur sich aus irgendeinem Grunde das Uebellollen seines Feldwebels oder seiner Unteroffiziere zu-

gezogen hat, so wird die Anklage gegen ihn sicherlich den Verlust von Uniformstücken verzeichnen, mag er auch nicht das Geringste verloren haben. Man ist in der Anwendung der Strafen sehr individuell in der Fremdenlegion!

Außerlich gibt es ja eine gewisse Stufenleiter von Strafen. Sie beginnt mit der Extra-corrée, die schon recht empfindlich ist. Für kleine Verfehlungen im innern Kasernendienst, für eine nicht kunstgerecht aufgebaute paquetage, für einen ungeputzten Knopf, wird durch den Sergeanten der Sektion dem Sünder eine Reihe von »Extra-Arbeitstagen« zudiffert. Der Bestrafte hat den schweren Arbeitsdienst der corvée an jenen Tagen zu leisten, an denen seine Kameraden bei leichter Arbeit sitzen oder Instruktionsstunde haben. Wegen persönlicher Verfehlungen bin ich während meiner Dienstzeit in der Legion niemals bestraft worden, auch nicht mit Extra-Corrée — ich hütete mich zu sehr, auch nur den geringsten Anlaß zu geben! Massen-Corrée aber machte ich häufig mit. Sie war eine Spezialität unseres Feldwebels. Wenn er morgens unser Mannschaftszimmer inspizierte und irgendeine Kleinigkeit zu rügen fand, so plagte er sich nicht weiter mit Details, sondern sagte einfach:

„Eh, Korporal! Unangenehmes Zimmer. Scheußlich! Ganze Gesellschaft Extra-Corrée heute nachmittag, unter Ihrer Führung, Korporal!“

Worauf der Korporal fürchterlich fluchte und sämtliche Zimmerinsassen sich darüber einigten, der Feldwebel sei ein sale cochon — ein dreidiges Schwein.

Da das »Schwein« aber auch die Borsten der Autorität besaß, so mußte trotz allen Schimpfens die Extra-Corvée abgearbeitet werden.

Fast ebenso häufig war der Kasernenarrest. Er stellt die nächsthöhere Sprosse auf der Stufenleiter der Strafen dar und ist immer mit »salle de police« verbunden. Salle de police, Disziplinsraum, ist die Nebenbezeichnung für die Massenzellen in den Gefängnissen. Vor allem dürfen die Kasernenarrestanten natürlich die Kaserne in der freien Zeit nicht verlassen. Sonst tun sie Dienst wie gewöhnlich. Nach Beendigung der Tagesarbeit jedoch, von fünfenehalb Uhr bis neun Uhr abends, werden sie jede halbe Stunde, häufig jede Viertelstunde, durch ein besonderes Signal in den Kasernenhof gerufen, und der wachhabende Unteroffizier stellt ihre Anwesenheit fest. Wer das Signal verpaßt und bei einem Appell fehlt, wandert auf acht Tage ins Gefängnis. In der Angst, das Signal zu überhören, haben die Leute keine Sekunde Ruhe und finden kaum Zeit, ihre Putzarbeit für den nächsten Tag zu verrichten. Um 9 Uhr aber, beim Abendappell, müssen sie sich im Drillanzug bei der Wache melden und werden die Nacht hindurch in den »salle de police« gesperrt — in die überfüllte Massenzelle. Schlaf ist in dem Menschengedränge, in der verpesteten Luft nur für Stunden möglich, nur dann, wenn der übermüdete Körper trotz aller Greuel der Umgebung sein Recht auf Ruhe fordert. Morgens um fünf Uhr werden sie entlassen und machen, wie alle andern, den gewöhnlichen Dienst der Kompanie mit. Acht Tage »salle de police«

gelten als leichte Strafe — ein Zeichen, daß die Legionäre nicht an übertriebener Empfindlichkeit laborieren!

Salle de police war bei uns etwas Selbstverständliches; der Kasernenarrest gehörte zum Tagewerk. In unserem Mannschaftszimmer war ich der Einzige, der seine Bekanntschaft noch nicht gemacht hatte, und das war nur Zufall, unverschämtes Glück.

Ueber Extra-Corvées und Kasernenarrest regte sich bei uns kein Mensch auf. Vor dem prison aber hatten alle Legionäre gehörigen Respekt!

Prison ist die eigentliche Legionsstrafe, die Arreststrafe im Gefängnis des Regiments, der »Mittelarrest« der Legion. Sie ist jedoch himmelweit verschieden vom deutschen Mittelarrest, und es würde eine ganz falsche Vorstellung erwecken, wenn man prison mit »Arrest« übersetzen würde. Gefängnis ist das richtige Wort! Aus schwerer, harter Arbeit und fürchterlichen sanitären Zuständen ist die Gefängnisstrafe der Legion zusammengesetzt; ein Bild von ihr kann man sich nur machen, wenn man die Ausführung der Strafe betrachtet*.

Weiter folgt cellule, durch Hunger verschärfte Einzelhaft.

Dann kommen die »Zéphirs«, die zum Strafbataillon Verurteilten. Alle zwei bis drei Wochen verließ ein Transport von Zéphirs die Kaserne, in zerfetzten alten Drilluniformen. Im Strafbataillon mußten sie ja doch den kaffeebraunen Sträflingskittel tragen!

»Disziplinarabteilung der Unverbesserlichen« wird

* Siehe Schluß des Kapitels! — Der Verf.

das Strafbataillon offiziell genannt, und die Deportation zu den Zéphirs ist die letzte Strafe, die ohne Spruch des Kriegsgerichts verhängt werden kann. Mit der Unverbesserlichkeit aber ist es manchmal sonderbar beschaffen. Die Unglücklichen leisten unter starker Bewachung die Pionierarbeit im tiefsten Süden. Sie bauen Straßen, sie graben Brunnen, sie errichten neue Stationen in den ungesundesten und am weitesten von der Zivilisation entfernten Punkten Algeriens. Sie müssen arbeiten, wie selbst ein Legionär, dem ja aller schwerste Frohn etwas Vertrautes ist, niemals ohne härtesten Zwang arbeiten würde. — Und wenn besonderer Bedarf für Pionierarbeit im Süden ist, wenn z. B. neue Kommunikationswege angelegt werden sollen, steigt mit einemmal der Bestand der Strafbataillone. Die Unverbesserlichkeit der Legionäre vermehrt ganz merkwürdig, wenn die militärische Administration Unverbesserliche braucht — zum Arbeiten!

„Viel Arbeit — viele Zéphirs“, sagt das Regions-spruchwort.

Die höchsten Sprossen der Stufenleiter endlich sind die schweren militärischen Strafen, vom Zuchthaus bis zum Tod durch Erschießen, über die das Kriegsgericht des algerischen Korps in Oran entscheidet. Seine Urteile sind berühmt durch maßlose Härte. Um vors Kriegsgericht zu kommen, braucht der Legionär gerade kein fürchterliches Verbrechen begangen zu haben. Es genügt schon, wenn er ein Uniformstück verloren hat!

In dem maßgebenden französischen Geschichtswerke über die Fremdenlegion schreibt Roger de Beauvoir:

„Jede der beiden Disziplinarsektionen hat eine mittlere Stärke von 150 Mann; von diesen 300 Verurteilten sind mindestens 200 im Strafbataillon wegen Verkaufs ihrer Militäreffekten. Früher pflegte man für diesen Delikt den »Magen bezahlen zu lassen« — d. h. dem Schuldigen wurde eine Diät von Wasser und Brot zubilligt, so lange, bis er aus dem ersparten Menagegeld den Wert des verschleuderten Uniformstückes ersetzt hatte. Diese Strafe ist schließlich zu barbarisch-veraltet erschienen und man hat sie durch das Kriegsgericht ersetzt, das auf sechs Monate Gefängnis erkennt. Die Legionäre sehnen sich nach dem alten Régime!“

„And thereby hangs a story“, wie Kipling zu sagen pflegt. Daran hängt eine Geschichte!

Eine sehr traurige Geschichte . . . Kein vernünftiger Mensch wird bestreiten wollen, daß für das bunt zusammengewürfelte Menschenmaterial der Legion eiserne Disziplin nötig ist. Wenn die Justiz der Fremdenlegion praktisch so wäre, wie sie theoretisch ist — hart, aber gerecht — so würde man nichts gegen sie sagen können. Sie ist jedoch gerecht nur im Prinzip, in der Absicht des militärischen Gesetzgebers. In Wirklichkeit ist sie eine Justiz bodenloser Willkür; dazu gemacht, durch individuelle Willkür von Offizieren und Unteroffizieren in den einzelnen Fällen, durch ein zopfiges, rechtbeugendes Hangen an einem starren „Schema F“ im Allgemeinen.

Jeder französische Offizier, jedes französische Kriegsgericht geht von der zeitgeheiligten Voraussetzung aus, daß der fremde Legionär zwar ein tapferer Soldat sei,

im übrigen aber ein abgefemter Lump und Spitzbube, bei dem man nie fehlgeht, wenn man das Schlimmste von ihm annimmt. Das Wort eines Vorgesetzten ist stets gültiger Schuldbeweis. Keine bessere Illustration kann es dafür geben, als die ewigen schweren Strafen für den „Verkauf von Effekten“. Diese Art von Diebstahl existiert. Natürlich! Sie mag sogar häufig vorkommen, wie es nicht weiter verwunderlich ist bei einer Löhnung von vier Pfennigen im Tag.

Aber: Tausende sind im Laufe der Jahre un-
schuldig bestraft worden für dieses Vergehen.

Der älteste und beliebteste Kniff chitanierender Unteroffiziere ist es ja, die plötzliche Inspektion aller Effekten eines Mißliebigen zu inszenieren. Irgendeine Kleinigkeit, eine Halsbinde, ein paar Riemen, werden schon fehlen, und dann ist der casus belli gegeben! „Verloren ist gestohlen — verkauft!“ So lautet das unerschütterliche Legionsaxiom, gegen das alle Beteuerungen nichts auszurichten vermögen. Dann und wann wird solch ein Verbrecher milde behandelt und vom Regiment mit sechzig Tagen Gefängnis bestraft; in den meisten Fällen kommt er vors Kriegsgericht.

Ein typischer Fall: »Malheur-Jean« wurde in meiner Kompagnie ein junger Franzose genannt, der im zweiten Jahre seiner Dienstzeit wegen Diebstahls einer Schärpe zu sechs Monaten Strafbataillon verurteilt worden war, unschuldig, wie er behauptete. Ich glaube nicht, daß er log, denn seine Mutter schickte ihm allmonatlich zwanzig Franks. Er gehörte also zu den Wohlhabenden im Sinne der Fremdenlegion und hatte es sicherlich nicht

nötig, um einiger Sousstücke willen seine ceinture zu verkaufen und eine schwere Strafe zu riskieren. Die Wahrscheinlichkeit sprach für seine Unschuld, aber das half ihm nichts. Er wurde verurteilt. Die sechsmonatliche Quälerei überstand er glücklich und kehrte zur Kompagnie zurück.

Nun begann erst seine eigentliche Leidenszeit. Als er damals angeklagt worden war, hatte er im Zorn über die falsche Beschuldigung dem adjudant bittere Worte gesagt. Das vergaß ihm der Kompagniegewaltige niemals. Trotzdem der kleine Jean ein stiller Mensch war, der seinen Dienst nach bestem Können verrichtete, ein sauberer Soldat, ein ausgezeichnete Schütze, pendelte er fortwährend hin und her zwischen Gefängnis und Kompagnie, Kompagnie und Gefängnis. Nichts konnte er recht machen: bald waren seine Stiefel nicht ordentlich gepuht, bald stand sein Bett um einige Zentimeter über die schnurgerade Linie der andern Betten hinaus, bald war seine Haltung beim Appell nicht stramm genug. So sahen die angeblichen Versündigungen des kleinen Jean gegen den heiligen Geist der Regimentsdisziplin aus — lächerliche, dumme Anschuldigungen, denen der Stempel der Chifane so deutlich aufgeprägt war, daß selbst der gleichgültigste Kompagniechef stutzig werden mußte.

Diese menschlichen Strafmaschinen arbeiteten jedoch automatisch, ohne Gefühl, gedankenlos. Die sühnenden Strafanträge für die gräßlichen Sünden des kleinen Jean wurden mechanisch erhöht. Wenn der Feldwebel acht Tage Kasernenarrest vorschlug, erhöhte der

Herr Kapitän die Strafe auf acht Tage Gefängnis. Das war etwas Selbstverständliches, da Jean le malheureux als entlassener Disziplinar natürlich „in einem scheußlichen Ruf“ stand . . . Der Bataillonskommandeur als nächste Instanz wollte sich auch nicht lumpen lassen und verdoppelte die Strafe. Nun waren aus den bescheidenen acht Tagen Kasernenarrest schon volle sechzehn Tage Gefängnis geworden.

Jetzt aber kam noch die höchste Autorität der Regimentsjustiz — der Herr Oberst. Dieser Herr Oberst hatte prinzipielle Ansichten über die Behandlung schlechter Elemente in seinem Regiment.

„Soldat zweiter Klasse Jean Dubois, Nr. 14892, 11. Kompagnie, wird durch den Regimentskommandeur wegen fortgesetzter Nachlässigkeit und indisciplinierten Benehmens mit vierzig Tagen Gefängnis bestraft.“

So hieß es im nächsten Regimentsbefehl.

Man sieht, die Maschine funktionierte tadellos! Ihre Rädchen drehten sich in wundervoller Präzision. Wen es interessierte, der konnte sogar ihre Bewegungen im voraus berechnen! Dubois tat das. Er wußte ganz genau, was ihm bevorstand — er wurde immer stiller, immer trauriger, er sprach kaum ein Wort mit seinen Kameraden. Wehren konnte er sich nicht; zu einem Fluchtversuch hatte er keine Energie mehr. Du lieber Gott, sein bißchen Energie hatte er vergessen, verloren — irgendwo unten im Süden, in einem sonnverbrannten Zeltlager, dort, wo das Strafbataillon arbeitet.

Die Rädchen der Strafmaschine schnurrten weiter. — — Achtzig Tage Gefängnis waren die nächste Dosis

des kleinen Jean. Zur Abwechslung kamen dann sechzig Tage cellule. Wenn man nur die Zeit rechnen wollte, so könnte man meinen, er sei diesmal besser weggekommen. Keineswegs, diese sechzig Tage waren ja Hungertage! Denn cellule bedeutete Hunger, Abmagerung; viel Hunger, große Abmagerung.

Acht Tage, wenn ich mich recht erinnere, war Dubois in der Kompagnie nach seiner sechzigstägigen Diätur. Dann begann die Maschine wieder ihre Arbeit: Abermals dreißig Tage! . . . Dreißig Tage Gefängnis — für den Unverbesserlichen, für dieses insubordinierte Subjekt? — Nein! Dem Regimentskommandeur war es wirklich nicht zu verargen, daß ihm der Geduldsfaden riß. Also bestätigte er die Strafe nicht, sondern — stellte den Schandfleck der 11. Kompagnie vor ein Kriegsgericht. Und abermals setzte sich die Maschine in Bewegung:

Zwei Jahre prison, zwei Jahre harter Arbeit in einem Festungsgefängnis für Jean le malheureux!

Mit dem nächsten Sträflingschub transportierten sie ihn nach Oran. Ich habe nichts mehr von ihm gehört — ich weiß nicht, wie es ihm als Sträfling gegangen ist. In meinem unverwüßlichen Optimismus will ich gern annehmen, daß der zweijährige Zwischenakt der Gesundheit des kleinen Jean nicht weiter schadete — daß dieser dereinst wohlbehalten und vergnügt nach seinem Vaterlande zurückkehren wird, wenn er seine Verpflichtungen gegen die Fremdenlegion erfüllt hat. Selbst dann gibt es noch eine hübsche Rechnung:

Ursprüngliche Dienstzeit des Jean Dubois :	5 Jahre
Nachzubienende Zeit im Strafbataillon :	6 Monate
Nachzubienende Zeit der Regimentsstrafen :	7 Monate
Nachzubienende Zeit im Festungsgefängnis :	2 Jahre
<hr/>	
Gesamtzeit, die Jean Dubois an Stelle der ursprünglichen 5 Jahre dient :	} 8 Jahre } 1 Monat.

Bei dieser optimistischen Berechnung geht mein Optimismus so weit, daß ich annehme, Malheur-Jean hätte während seiner Haft im Festungsgefängnis und während seiner späteren, restlichen Dienstzeit keine weiteren Freiheitsstrafen mehr bekommen.

Zwingen Sie mich aber, das Schicksal des kleinen Jean vom pessimistischen Standpunkte aus prophetisch zu betrachten, so wird die Rechnung noch viel hübscher. Dubois war keine besonders kräftige Natur, und es ist sehr gut möglich, daß Strafbataillon plus Gefängnis plus Hunger plus Kerkerhaft plus Verzweiflung ihm den Garaus machten. Dann haben eine verlorene blaue Schärpe, die Bosheit eines Feldwebels und die Strafwut einer Reihe von Offizieren ihn gemordet.

Wie das aber auch sein mag, ob Jean Dubois acht Lebensjahre der Legion hingibt oder zehn — wenn er in seine Heimat zurückkehrt (er ist Franzose!) wird seine Kraft nicht mehr viel wert sein auf dem Arbeitsmarkt der Welt.

Ach, da fällt mir ein, daß ich noch eine sehr hübsche Rechnung weiß! Der kleine Jean war ein nachdenklicher Geselle. Wenn er nun nach zehn langen Jahren in seine Heimat zurückkommt, setzt er sich vielleicht hin und

rechnet aus, wieviel er denn eigentlich in den zehn härtesten Jahren seines Lebens verdient hat.

So würde das Exempel aussehen:

1. Dienstjahr 5 Cent. tägliche Löhnung	Frks. 18.25
2. Dienstjahr 5 Cent. tägliche Löhnung	Frks. 18.25
3. Dienstjahr 5 Cent. tägliche Löhnung	Frks. 18.25
4. Dienstjahr 10 Cent. tägliche Löhnung	Frks. 36.50
5. Dienstjahr 10 Cent. tägliche Löhnung	Frks. 36.50
	<hr/>
	Frks. 127.75

Die anderen fünf Jahre? In denen hat der kleine Jean gratis gearbeitet. Diese fünf Straßjahre waren »rabiau«, wie man in der Legion sagt, nutzlos, überflüssig. Ueberlaufender Schaum bei moussierenden Getränken bedeutet der Ausdruck wörtlich. Vergeudete Lebenszeit bezeichnet er in der Legion. In seinen fünf rabiau-Jahren bekam der arme Jean natürlich keine Löhnung. Seit wann bekommt ein Sträfling Löhnung?

Bleibt also für Jean le malheureux die stattliche Summe von 127 Franks und 75 Centimes. Verdient in zehn Jahren. Außerdem ist das nichts-nützige Subjekt auch noch gefüttert worden! Bekleidet obendrein.

Ah — c'est la légion!

* * *

Wie eine unheimliche Drohung, wie ein Schredgespenst sind mir immer die Gefängnisse in der Legionskaserne von Sidi-bel-Abbès erschienen.

Zu beiden Seiten des Kaserneneingangs, dicht an der Straße, durch eine hohe Mauer von ihr getrennt, lagen die beiden kleinen Häuschen mit ihren flachen Blechdächern, die den Sonnenbrand so unbarmherzig auffingen. Zellentüre an Zellentüre reihte sich in schmalen rechtwinkligen Gängen. Die Einzelzellen waren etwas über drei Meter lang und einen Meter breit; die Massenzellen mochten fünf Meter im Quadrat haben. Licht gab es nicht, für Luft „sorgten“ ein schmaler Spalt über der Türe und ein kleines Loch in der Mauer. Der Boden war aus Ziegelsteinen oder aus festgestampftem Lehm. Eine hölzerne Prißsche stand in den Zellen, ein Wasserkrug und ein altes Blechgefäß ohne Deckel als Klosett. Einzelzellen und Massenzellen waren sich darin völlig gleich. Ob nun in den Massenzellen fünf Mann saßen oder vierzig, fünfzig Mann — das machte gar keinen Unterschied! Sie bekamen vorschriftsmäßig einen Wasserkrug und einen Blecheimer! Ich bin (das ist mir heute noch ein angenehmes Gefühl!) niemals im Gefängnis der Legion eingesperrt gewesen, aber ich habe, wenn ich dort auf Wache war, genug gesehen, um auch ohne Erfahrung am eigenen Leibe vor dem Prison zu erschauern.

Ich wiederhole: fünf Meter im Quadrat, dreißig, vierzig, mehr Insassen; ein Luftloch von einem Viertelmeter Durchmesser hoch oben an der Mauer, ein winziger Spalt über der Türe.

* Solch eine überfüllte Massenzelle würde jeder Tierarzt als einen ungeeigneten Aufenthalt selbst für Schweine erklären!

Vor der Reveille, morgens um fünf Uhr, traten sämtliche Posten der Kasernenwache bei den Gefängnissen an, und der Wachhabende öffnete die Zellen, aus denen ein infernalischer Geruch strömte. Er verlas die Namen aus der Gefängnisliste, und jeder Gefangene trat, wenn er aufgerufen wurde, aus der Zelle in den schmalen Gang. Dann begann die Säuberung. Je zwei Mann der Gefangenen trugen, von einem Posten begleitet, die Klosettgefäße zu den Kanalisationsöffnungen im Hof. Wenn die großen Zellen überfüllt waren, (und das waren sie immer) sah es schauerhaft in ihnen aus. Der Raum war eine Klosettgrube, überschwemmt, verunreinigt, verpestet . . . Und an Reinigungsmitteln besaßen die Gefängnisse nichts als ein paar alte Besen. Einige Eimer Wasser wurden über den Fußboden geschüttet, oberflächlich, in heftiger Eile, denn der Wachhabende hatte keine Lust, auf die prisonniers viel Zeit zu verschwenden. Ein wenig Wasser, ein paar Besenstriche! Was nicht weggeschwemmt wurde, siderte in die Ritzen und Risse des Steinfußbodens und bildete eine neue Basis für neue Verpestung.

Den Becher heißen schwarzen Kaffees, aus dem das Regionsfrühstück besteht, gab es nicht für die Gefangenen. Sie bekamen kein Frühstück. Am Bassin im Kasernentorridor durften sie sich waschen. Dann wurden sie zur Arbeit geführt, nüchternen Magens, durchfrozen von der kalten afrikanischen Nacht, auf hartem Holzlager ohne Schutz verbracht, erschlafft vom Aufenthalt in der vergifteten Luft der Zellen.

Wer mit prison von nur kurzer Dauer bestraft

war, wurde zum Reinigen des Kasernenhofes, zum Holzspalten, zum Steineklopfen kommandiert; die Gefangenen mit langer Strafdauer und die Insassen der cellules aber mußten zum Arbeitsmarsch antreten und mit dem schweren Sandsack auf den Schultern zwei Stunden lang im Kreise laufen, mit ausgiebigem Lauffschritt zur Abwechslung. Wenn der den Arbeitsmarsch kommandierende Korporal schlechter Laune war, ließ er obendrein die Tempi der in der Legion eingeführten schwedischen Gymnastik durcharbeiten. Mit dem schweren Sandsack war das eine ungeheuerliche Anstrengung, eine Anspannung aller Muskeln und Kräfte, wie sie schwerer und aufreibender nicht erdenklich ist.

Um 10 Uhr bekamen die Gefangenen ihre Suppe. Die volle Essensration erhielten sie nicht, da während des Eingesperrtseins ihre Löhnung aufhörte und ihre Kompagnie also auch kein Menagegeld für sie erhielt.

Die Suppe ist dünn, und das Stückchen Fleisch, das darin schwimmt, auf ein minimales Quantum reduziert. Die Brotration besteht aus der Hälfte dessen, was in der Kompagnie geliefert wird. Die Sträflinge der Einzelzellen sind auf Hungerkost gesetzt. Ihre Suppe ist heißes Wasser, mit Kartoffelstückchen und Brotrinden, und auch diese Suppe wird ihnen nur jeden zweiten Tag gegeben. In der Zwischenzeit ist ihre Nahrung der vierte Teil der Legionsration an Brot; sie sind eingesperrt bei Wasser und Brot, aber — bei zu wenig Brot. Wie erschrecklich diese Menschen in wenigen Tagen abmagern, muß man gesehen haben,

um das Barbarische einer Strafe würdigen zu können, die sich aus drei Begriffen zusammensetzt: Unterernährung, Ueberarbeitung, üble sanitäre Verhältnisse.

Nach der Mittagsstunde setzten Arbeit und Arbeitsmarsch wieder ein. Die Drilllichkleider wurden schmutzig. Sie trugen die Spuren der Nächte auf dem ekelhaft unsauberen Zellenboden. Die Arbeit des Entleerens der Blechkübel ging auch nicht ohne Verunreinigung der Kleider ab. Aber die Drilllichanzüge wurden erst dann gewechselt, wenn einmal eine Inspektion durch den Regimentskommandeur bevorstand, und frische Wäsche war ein Luxus, den es im prison nicht gab.

Die Sergeanten der Kasernenwache faßten es oft als einen wichtigen Teil ihrer Amtspflichten auf, die Gefangenen möglichst schlecht zu behandeln. Schimpfworte regnete es. Viele machten sich das Spezialvergnügen, alle drei Stunden in der Nacht die Gefängnisse zu inspizieren. Sämtliche Gefangene mußten auf den Kasernenhof hinaus, und der Wachkommandierende verlas bei Laternenschein mit gesuchter Langsamkeit die Namen, die Kompagnien, die Nummern und die Strafdauer der prisonniers, die in ihren dünnen Anzügen eine halbe Stunde lang regungslos in der kalten Nachtluft stehen mußten. Dreimal, viermal in einer Nacht wurden sie herausgeholt! So hatte sich der Herr Kommandant der Kasernenwache nicht nur die langweiligen Stunden seiner Nacht auf Wache angenehm vertrieben, sondern konnte auch in dem erhebenden Gefühl ruhen, sein Scherflein zur Disziplin des Regiments beigetragen zu haben. Unter Disziplin ver-

steht ja die Fremdenlegion eine Art Variation mittelalterlicher Abschreckungstheorie.

Wohlverstanden: die Gefängnisse in der Legionskaserne von Sidi-bel-Abbès sind eine Disziplinaranstalt, in der nur geringfügige Vergehen gesühnt werden!

Kleine Sünden gegen Ordnung und Disziplin sind es, die der Legionär in diesen Löchern büßt!!

Ich war auf Wache in dem engen Zellengang des einen Gefängnisses und schritt, Gewehr mit auf-gepflanztem Bajonett im Arm, fröstelnd auf den Steinfliesen auf und ab. Von zehn Uhr abends bis Mitternacht. Vor acht Stunden etwa waren unsere Pumpisten eingeliefert worden, Rader und die übrigen. Durch die schmale Oeffnung zwischen der Außenmauer und dem Gefängnishäuschen schimmerte ein Stückchen Sternenhimmel, und durch den schmalen Gang strich der kalte Nachtwind. Aber er konnte die verpestete Luft nicht vertreiben, die schwer und dumpf um das Gefängnis lagerte und immer wieder neue Zufuhr bekam aus den kleinen Luftlöchern der Massenzellen und den winzig kleinen Oeffnungen in den cellules, den dunklen Löchern des Einzelarrests. Der fast unerträgliche Geruch legte sich beklemmend auf die Nerven und machte schon das Postenstehen im prison zu einem mehr als unangenehmen Dienst.

Außer Rader und seinen Mitdeserteuren waren in der Massenzelle noch vierzig Mann. Als um zehn Uhr abends der Wachhabende die Gefängnisse inspizierte und die prisons geöffnet wurden, sah ich, wie sie auf der hölzernen Britsche zusammengedrängt lagen, eng

nebeneinander, Mann an Mann, so wie Sardinen in eine Büchse gepackt werden. Aber trotzdem hatten kaum zwanzig von den vierzig Gefangenen auf der hölzernen Lagerstätte Platz gefunden. Die andern hockten in den Ecken herum, mit weit aufgezogenen Knien und gesenkten Köpfen schlafend; viele lagen auf dem nackten Fußboden, so fürchterlich unsauber er auch war. Alle froren erbärmlich in den dünnen Drilllichanzügen. Die Gefängnisdecken, die sie geliefert bekamen, waren Karikaturen von Decken, altersschwache Tuchsegen, durch deren dünnes Gewebe man durchgucken konnte wie durch einen Schleier; so klein, daß der Gefangene die Wahl hatte, ob er sich die Füße zudecken wollte oder den Leib. Für Beides waren die famosen Decken nicht groß genug. Sie starrten von Schmutz und häufig von Ungeziefer. Tagsüber wurden sie einfach alle auf einen Haufen in einen Winkel der Zelle geworfen.

Es war kein Wunder, daß die Neueingesperreten in diesem Loch nicht schlafen konnten. Einmal rief der arme Rader leise, wer denn auf Posten stehe. Er mußte auf die Schulter eines Kameraden geklettert sein, um das Luftloch hoch droben an der Zellenwand erreichen zu können. Als ich antwortete, sagte er, es sei nicht zum Aushalten da drinnen — ob ich nicht eine Zigarette hätte. Ich spiekte ein Päckchen Zigaretten auf mein Bajonett und reichte es ihm hinauf.

„Kopf hoch halten!“ flüsterte ich ihm zu.

„Mein Gott, mein Gott . . .“ war die Antwort, in einem wehen Ton, der gar nichts mehr vom Humor des Herrn von Rader in sich hatte.

Aus der Zelle drang fortwährend Schimpfen und Stöhnen und Gemurmel, leise, ganz leise, denn die Gefangenen wußten, daß sie alle bestraft würden, wenn es lärmend zuginge. Deshalb ist es Sitte, daß der Posten im Gefängnisgang mit dem Gewehrkolben kräftig aufstößt, wenn er den Wachhabenden kommen hört. Es ist das Warnungszeichen! Sprachen sie aber dann und wann in ihrer Aufregung lauter, so kommt' ich die Worte durch das Luftloch hindurch verstehen. In elegantem Französisch, dessen Wendungen allein schon gute Erziehung verrieten, klagte einer der Gefangenen über Leben und Treiben in der Legion, und es wurde mäuschenstill in der Zelle, wenn die klingende Stimme in leidenschaftlicher Erregung sprach.

Bruchstücke sind mir in Erinnerung geblieben:

„Mein Gott, wenn ich nur sterben könnte! — —
Freunde, ich habe meine Pflicht getan — vier Jahre lang bin ich marschiert, marschiert, immer marschiert — vier Jahre lang habe ich Lasten getragen, die Sonne hat mich gedörret, meine Knochen sind müde geworden —. Vier Jahre lang! Nun ja, man hat seine Kravatte verloren, oh la la, einen dünnen blauen Feser, einige Centimes wert: Marsch, ins Gefängnis! Gestohlen hat man die Kravatte, verkauft hat man sie — Ah, was ist das Wort eines Legionärs! Mea culpa, meine Freunde!“

„Mea maxima culpa!“ wiederholte ruhig der Erzähler. „Man ist nicht viel wert gewesen, hat aus seinem Leben ein häßliches, monströses Ding gemacht — ihr, ich, alle von uns! Nun, warum nicht? Es

ist einmal so. Dennoch — ich schäme mich des Landes, in dem dieses Gefängnis möglich ist, in dem die Fremdenlegion existieren kann. Ich bin Franzose. Aber: Verdammt sei die Legion, verflucht das Land der Legion — —“

„Verflucht sei es!“ rief eine Wächterstimme dazwischen.

Und über allem die luftverpestende Ausdünstung der in den winzig kleinen Räumen zusammengepferchten Menschen.

Als ich um Mitternacht abgelöst wurde, fragte mich der Wachhabende: „Nichts Besonderes?“

„Nichts Besonderes!“ antwortete ich.

Vom typischen Laster.

Das Regimentslächeln. — Der Lasterherd. — Die Taktik der alten Legionäre. — Demoralisiert, verroht, verloren! — Die Quelle aller Übel: fünf Centimes tägliche Löhnung! — Wie Le Joli verdarb. — Indo-Chinesisches. — Eine bunte Versammlung menschlicher Sünden. — Vom algerischen Rotwein. — Scham-Scham. — Opfer des Weins. — Ein hartes Leben regierte.

Es wunderte mich, daß weder Spielkarten noch Würfelbecher auch nur die geringste Rolle im Fremdenlegionsleben spielten, im scharfen Gegensatz zum englischen Tommy und besonders zum amerikanischen Soldner, der eine ganz unverbesserliche Spielratte ist. In einem kleinen Militärposten in Texas erlebte ich einmal, wie sämtliche Cowboys der Umgebung von den gerissenen alten regulars im Pokern total ausgeplündert wurden! (Ich war einer der Leidtragenden.) Aber das ist eine andere Geschichte . . . Die Legion jedenfalls war vom Spiellaster völlig frei. So sehr verwunderlich war das schließlich nicht: fünf Centimes Löhnung! Die Möglichkeit, fünf Centimes zu gewinnen oder fünf Centimes zu verlieren, mochte rollender Würfel nicht wert sein.

Dafür wurden alle übrigen Laster aller Nationen liebevoll gepflegt. Das ist nicht zu viel gesagt — ich habe zugeesehen. Ein Laster aber löste sich aus der Unmenge von Sünden scharf heraustretend los. »Legionslaster« will ich es nennen, weil es wohl hier und

dort sich findet, aber unter weißen Männern nirgends in der Welt eine Heimstätte hat wie im Regiment der Fremden. Sein Schatten lag über der Legionskaserne. Man hätte blind sein müssen, um die sonderbaren Gesten, das anzügliche Lächeln, das Legionslächeln, nicht zu sehen; man hätte taub sein müssen, um nicht Dinge zu hören, die nicht mißzuverstehen waren.

Säßliche Histörchen wurden alltäglich erzählt — schlechte Witze über junge, bartlose Legionäre hörte man auf Schritt und Tritt, und Klatschereien über sonderbare Freundschaften waren an der Tagesordnung. Selbst der Unbefangenste konnte nicht lange im Regiment sein, ohne aufmerksam zu werden und sich über den merkwürdigen Ton im Verkehr zwischen alten und jungen Legionären Gedanken zu machen. Das Legionslaster gehörte zum Regiment, es war tief eingewurzelt in der modernen Landsknechtschar. Seit vielen Jahren schon — heute noch.

Denn: so oft auch das Menschenmaterial der Legion wechselt, so viel neue Rekruten ihr alljährlich zufließen: der Lasterherd bleibt. Er besteht aus einem Teil der alten, langgedienten Legionäre, einem bald größeren, bald kleineren Prozentsatz aus ihren Reihen, denen in langen Jahren ihre Art von Freundschaft zu etwas Selbstverständlichem geworden ist. Unter den Neuankommenden werben sie neue Anhänger, die in langsamem Werdegang zu ihrem Niveau sinken.

Der Beginn einer derartigen Freundschaft ist leicht zu verstehen. Ganz junge Menschen, häufig unter

zwanzig Jahren, kommen in die Legion, werden ins Fremdenregiment verschlagen, weil es ihnen schlecht ging irgendwo in der Welt, weil sie leichtsinnige Streiche oder Schlimmeres verübt hatten. Im besten Fall sind es immer Leichtsinige, deren moralischer Halt nicht besonders fest ist. Als Rekruten fühlen sie sich unendlich hilflos und unsäglich verlassen. Sie haben so viel zu lernen, daß sie gar nicht wissen, wo sie anfangen sollen; sie sind so ungeschickt und unerfahren, daß sie mit ihren kleinen Putz- und Reinigungsarbeiten niemals zur rechten Zeit fertig werden und in ewiger Heße und Angst vor Strafe leben. Da ist der alte Legionär ein Freund in der Not. Seine geschickten Finger helfen ihnen. Er lehrt sie Hunderte von kleinen Tricks, die den mühevollen inneren Dienst erleichtern. Sie kommen gar nicht aus der Verwunderung darüber hinaus, wie schnell er den komplizierten Inhalt des feldmäßigen Tornisters packen kann, wie rasch er eine schmutzige Drillichhose zu glänzend weiß schimmernder Sauberkeit bringt — wie klug er ist, wie erfahren, wie wertvoll seine Hilfe. Sie bewundern ihn. Sie sind ihm dankbar. Das natürliche Anschmiegsbedürfnis ihrer Jugend kommt hinzu. Der »Alte« ist ein guter Freund, der sie durch die Fährlichkeiten der Rekrutenzeit hindurchsteuert. Und so schlau ist er; immer weiß er auf den merkwürdigsten Wegen ein paar Kupferstücke aufzutreiben für eine Flasche Wein, und immer teilt er mit ihnen, der gute Kamerad. Die Freundschaft wächst, er wird unentbehrlich. Die jungen Soldaten haben das sehr natürliche Gefühl, als würde das Legionsleben

ohne ihn unerträglich sein, als könnten sie gar nicht bestehen ohne seine Führung. Häufig schwärmen sie für ihn (man vergesse nicht, daß es ganz junge Menschen sind) — wie kleine Mädchen ihre Lehrerin anschwärmen. Dann kommen eines Tages, fast von selbst, Gespräche über aufreizende Dinge und ein Hindrängen zum ersten Schritt über die Grenze. In vielen Fällen sträubt sich die gesunde Natur in den jungen Menschen, und sie geben ihrem merkwürdigen Freund den Laufpaß. In anderen Fällen sinken sie langsam von Stufe zu Stufe: demoralisiert — verroht — verloren.

Selbst dann noch besteht ein Unterschied zwischen giron und giron. Man kann es als versöhnendes Moment betrachten, wenn, wie es häufig vorkommt, der junge Legionär und der alte Legionär in den schweren Zeiten ihrer Dienstjahre noch zusammenhalten und sich in allen Lagen gegenseitig helfen. Sie sind unzertrennlich und in jeder Minute ihrer freien Zeit beisammen. Wenn durch Abkommandierungen oder durch Strafen der eine von dem andern fortgeschickt werden soll, schrecken sie vor nichts zurück, um vereinigt zu bleiben. Ich habe das an einem interessanten Beispiel mit erlebt. Ein giron, der sich eine Insubordination hatte zuschulden kommen lassen, wurde mit Versetzung in das gefürchtete Bataillon der Disziplinäre bestraft. Wenige Wochen vergingen, da beging auch der alte Legionär, der sein Freund war, einen schweren Verstoß gegen die Disziplin und erlitt die gleiche Strafe. Das war, was er gewollt hatte. Er hatte sein Vergehen und die wahrscheinliche Strafe sehr genau be-

rechnet — er ging freiwillig den Schrecken des Strafbataillons entgegen, nur um nicht von seinem Freund getrennt zu sein.

Allzuoft aber wird aus dem Verführten ein völlig verrohter, brutal gewinnsüchtiger Mensch, der sich bewußt prostituiert, gegen Entgelt — gegen Legionslohn.

Demoralisiert — verroht — verloren! Den Werdegang eines giron, das rasche, tiefe Sinken fast ohne Uebergang, lernte ich in einem typischen Beispiel in meiner nächsten Umgebung kennen, als ich noch Rekrut war, die Uniform kaum einen Monat getragen hatte. Dies ist die Geschichte:

Guttinger war — für einen alten Legionär — ein gutmütiger Mensch. Aber Le Joli* konnte er nicht leiden!

Le Joli war ein Prahlhans, und Prahlhänse haßte Guttinger, trotzdem seine neun Dienstjahre ihn zu einem Stoiker gemacht hatten, der sonst allen Legionsdingen mit unendlicher Gleichgültigkeit gegenüberstand. Für ihn gab es aber nichts Aufreizenderes als die naiven Aufschneidereien mancher Rekruten, die meinten, Wichtigkeit und Respekt zu erringen, wenn sie recht viele erlogene Geschichten über ihr vergangenes Leben erzählten. Ein »Alter« ist jedoch weise in diesen Dingen, zu weise, um leichtgläubig zu sein. Er kennt die

* Le Joli war ein junger Rekrut in meiner Kompagnie, ein Oesterreicher. Ich habe keine Veranlassung, seinen richtigen Namen anzugeben. „Le Joli“ ist ein in der Legion sehr häufiger Spitzname, der wörtlich „häbscher Bengel“ bedeutet und einen üblen Nebeninn hat. — Der Verf.

Leute gar zu gut, die sich Grafen und Barone nennen, die beständig eine niemals eintreffende ungeheure Geldsendung erwarten, mit der sie der ganzen Kompagnie zur Flucht verhelfen wollen, die aber für die imaginären Zukunftsleistungen einen realen Gegenwartsvorschuß beanspruchen — in Form von Hilfe bei der Arbeit, beim Waschen und Putzen. Im Regiment der Rothosigen, das ja so viel Sinn für Phantastik hat, sind schon viele auf diese Leute hereingefallen und vorsichtig geworden. Vielleicht hatte auch Guttinger einmal für solch' einen vielversprechenden Aufschneider gratis gewaschen und gepuht und war nun mißtrauisch.

Jedenfalls war seine Abneigung gegen Le Soli etwas Begreifliches. Der junge Mensch, der behauptete, direkt von einem österreichischen Gymnasium nach der Legion gekommen zu sein, spielte sich von allem Anfang an als „aus besserem Stoff gemacht“ auf und nützte die Gutmütigkeit seiner Kameraden auf jede Weise aus. In seiner Arbeit war er völlig hilflos und bettelte jeden um kleine Gefälligkeiten an. Wenn dagegen im Zimmer über irgend etwas gesprochen wurde, so führte Le Soli das große Wort und vertrat seine Meinung in einer anmaßenden Manier, die nirgends schlechter angebracht war als im „alles nivellierenden“ Regiment der Fremden. Für mich war er ein ungezogener Junge, der mich nicht weiter interessierte. Ich sprach fast nie mit ihm.

Ich hatte keine Ahnung, daß er schlimmen Wegen zuwandelte, bis mir eines Abends durch Guttinger die Augen geöffnet wurden.

Wir sahen bei der Abendsuppe. Alle Legionäre unseres Zimmers. Nur Le Joli stand bei seinem Bett und zog in großer Eile seine Ausgehuniform an. Guttinger sah ihm ironisch lächelnd zu und fragte:

„Willst nix esse?“

Le Joli tat, als hätte er nicht gehört.

„Ob d' nix esse' willst?“ fragte Guttinger nochmals.

„Das geht doch dich nichts an! Ich hab kein' Hunger.“

„So — oh,“ meinte Guttinger in einem gedehnten, näselnden, spöttischen Ton. „So—o—oh! Du hast kein' Hunger . . . Gestern hast auch kein' Hunger g'habt — vorgestern hast auch kein' Hunger g'habt! Des is' mir merkwürdig. Sonst is' man nach 'm Arbeite' froh, wenn man d' Supp' kriegt.“

Da wurde Le Joli puterrot und schrie wütend, daß es den Trommler nichts angehe, ob er etwas esse oder nicht.

Guttinger löffelte grinsend seine Suppe aus und sagte nichts mehr.

Gleich darauf kamen Freunde zu Le Joli, um ihn abzuholen — drei Mann, anciens, alte Legionäre. Zwei von ihnen gehörten zu unserer Kompagnie, der dritte war Schreiber beim Regimentsbureau. Sie waren fix und fertig angezogen in vorschriftsmäßiger »en ville-Uniform«; auch sie mußten sich sehr beeilt und die Abendsuppe »überschlagen« haben. Alle drei trugen den roten Ärmelstreifen der Soldaten erster Klasse und alle drei hatten scharfe, verwitterte, brutale Gesichtszüge. Typische alte Legionäre.

„Aha! Mit dene ist er in der Stadt!“ murmelte Guttinger.

Die drei begrüßten Le Sali in einer übertriebenen, überschwänglichen »camaraderie«, die bei diesen alten Soldaten einem jungen Rekruten gegenüber etwas Unnatürliches, etwas Komisches hatte. Sie stellten sich um das Bett, auf dem er saß, stritten sich darum, wer ihm eine Zigarette geben durfte, fragten ihn, wie es ihm denn gehe, ob er die Arbeit auch aushalten könne, ob ihm auch niemand etwas täte. Er sollte es nur ihnen sagen, wenn irgend einer von den »Alten« ihn schlecht behandle. Sie würden ihm schon helfen! Dabei balgten sie sich mit ihm herum, spielend wie Raßen. Dann machten sie ihm sanfte Vorwürfe, daß er noch nicht fertig sei.

„Eigentlich kann ich gar nicht fort,“ sträubte er sich, „ich müßt' waschen.“

„Hoh!“ sagte einer der Alten, „wenn's sonst nichts ist! Bring' mir dein Zeug morgen ganz früh herüber, dann wasch' ich es. Das macht mir gar nicht viel aus, wenn ich deine paar Sachen noch mitwasch'. Für dich tu' ich's gern.“

Auch die anderen beiden boten ihm an, er solle sich nur an sie wenden, wenn er mit seiner Arbeit nicht fertig würde. Sold' ein Blauer stellte sich ja immer so ungeschickt an, und sie wußten, wie die Sache gemacht würde. Sie wollten ihm schon sein Zeug herichten für die Inspektion in der nächsten Woche. Kein Rekrut würde seinen paquetage so prachtvoll in Ord-

nung haben wie er! Sie täten alles für einen guten Freund!

Der junge Faulpelz lächelte befriedigt. Er hatte nicht nur die Arbeit des Waschens für den nächsten Tag von sich abgehalst, sondern schwelgte auch noch in den schönsten Aussichten für die Zukunft.

Nun drängten die anciens aber zur Eile. Sie halfen, wo sie nur helfen konnten. Sie machten alle seine Arbeiten für ihn. Sie verstünden das doch viel besser, sagten sie. Der eine nahm Le Joli's Stiefel in Behandlung und putzte sie blinkblank; der andere polierte seinen Ledergürtel, wie nur ein ganz alter Legionär einen Gürtel zu polieren versteht, zu leuchtendem, tiefem Schwarz, in dem man sich spiegeln konnte. Der dritte machte das Bett und baute die paquetage kunstvoll auf. Schließlich fielen sie alle zusammen über ihn her und hürsteten ihn säuberlich ab.

Endlich gingen sie fort, Le Joli in der Mitte.

Guttinger trat ans Fenster und sah ihnen nach. Dann räfelte er sich wieder gemächlich auf seinem Bett zurecht.

„Ich bin en alter Legionär, aber solche G'schichten mag i' net. 's ist wahrhaftig schäd' um den jungen Kerl, aber da is' nix zu helfe'. Ich misch' mich net d'rein. Ich will kei' Bajonett im Leib habe'. Ich kenn' die G'schicht! Zum Teufel geht er, — schnurg'rad auf 'm nächste Weg, im pas gymnastique, im G'schwind-schritt! E giron wird er!!“

„Morgen werd' ich ihn aber doch emal durchhaue“, fügte Guttinger nachdenklich hinzu.

Abends kam Le Joli gerade noch vor TorSchluß in die Kaserne zurück, schwankend, betrunken.

Der alte Guttinger behielt mit seiner Diagnose recht. Mit erschreckender Schnelligkeit vollzog sich die Metamorphose des frischen Jungen zum Opfer des Legionslasters. Kaum eine Woche war seit der Episode im Mannschaftszimmer vergangen, als man ihn schon im ganzen Regiment als »giron« kannte, als passiven Päderasten.

Er nützte (vom winzig kleinen Standpunkt der Legion gerechnet) seine Schande weiblich aus. Wenn es ihn nach kleinen Genüssen gelüstete, einem Absinth zum »Augenöffnen« in aller Frühe, gleich nach dem Aufstehen, einem Glas Wein nach dem Exerzieren, einem lustigen Abend in Sidi-bel-Abbas, mit Kusfussessen im Araberviertel und Kneipen in der „Bar de la légion“ oder im „Restaurant des étrangers“, machte er bei seinen vielen Freunden die Runde und fand sicher wenigstens einen, der sich auf irgend einem Schleichweg einige Sousstücke zusammengegaunert hatte. Ein Unteroffizier der Kompagnie nahm ihn schleunigst zum Buzer und erwirkte ihm alle möglichen kleinen Bevorzugungen. Le Joli war durch die Protektion dieses lieben Vorgesetzten in der Lage, sich regelmäßig vom harten Arbeitsdienst zu drücken und dann und wann sogar vom Exerzieren.

Schenken ließ er sich, was nur zu haben war. Seine Besitztümer mehrten sich. Er trug kunstvoll gearbeitete Legionsgürtel, aus Stückchen von rotem und blauem Uniformtuch zusammengenäht, mit blanken

Rnöpfen und allerlei Legionsemlen besetzt. Eine ganze Sammlung solcher Gürtel hatte er — seine Freunde waren fleißige Leute, die sich ihre Neigungen ziemliche Arbeit kosten ließen. Sie machten ihm bequeme Schuhe aus rotem Tuch, mit aus Schnüren mühsam gearbeiteten Sohlen. Sie schenkten ihm Karitäten aus ihren Feldzügen; arabische matraques, lange arabische Stöcke mit hübsch geschnittenen Knöpfen; Geldtäschchen aus gepunktetem goldverziertem Leder; spitz zulaufende Sandalen, wie sie arabische Frauen tragen; alle möglichen hübschen Dinge, in langen Jahren zusammengeplündert und zusammengestohlen.

Arbeiten war für Le Joli etwas ziemlich Ueberflüssiges geworden. Er plagte sich niemals am Waschtrog im »cercle d'enfer«. Seine Freunde besorgten das für ihn. Sie reinigten seine Uniformen und hielten seine Siebensachen in musterhafter Ordnung.

Eine Zeitlang kamen sogar zwei alte Soldaten mehrere Male im Tag aufs Zimmer, um sein Bett zu machen und ihm Stiefel und Waffen zu putzen, bis Guttinger wütend wurde, Händel suchte und sie unter unser aller Assistenz hinauswarf, nach einer bössartigen Schlägerei, bei der auf beiden Seiten die Bajonette gebraucht wurden. Es war ein Wunder, daß es ohne ernsthafte Verwundungen abging. Der Unteroffizier du jour kam hinzu und bestrafte uns alle (nur Le Joli nicht!) mit ungezählten Extra-Corvées. Außerdem versetzte er Le Joli in ein anderes Zimmer.

Schlägereien, bei denen Le Joli das Objekt darstellte, um das gerauft wurde, waren übrigens häufig.

Nach merkwürdiger Legionsgewohnheit betrachteten seine Freunde in unserer Kompagnie ihn als zur Kompagnie gehörig, und es gab jedesmal Streit und Händel, wenn er mit Legionären anderer Kompagnien auch nur sprach.

Der junge Mensch sank rapide. Er war zu schwach gewesen, um auf die lächerlich kleinen Vorteile zu verzichten, die seinen Kaufpreis darstellten — ein bißchen weniger Arbeit, Aneipereien, kleine Genüsse dann und wann. Faulheit und Gewinnsucht waren das treibende Moment bei ihm. Dazu kam ein merkwürdiger Instinkt für häßliche Dinge. Er lebte sich in alle möglichen Arten von Gemeinheit hinein; wurde ein gefürchteter Zwischenträger und Denunziant; es machte ihm Freude, seinen Unteroffiziersfreunden Material zu Bestrafungen zu liefern. Mehr als einmal wurde er von Legionären, die ihm irgendwo in der Stadt auf-lauerten, fürchterlich geschlagen, weil sie um seines-willens bestraft worden waren. Seine frischen Gesichtsfarben verwelkten. Fortwährend war er in einem Stadium halben Betrunkenseins.

Aus Le Joli war der häßlichste Typ eines giron geworden — ein gewinnsüchtiger, gewissenloser junger Satan, der aus Eigennuß, aus purer Freude am Unheil, intriguierte und spionierte, denunzierte und verleumdete, bis er der bestgehaßte Soldat des Régiments war.

Das unausbleibliche Ende kam sehr rasch, nach kaum einem halben Jahr. Man fürchtete ihn nachgerade auch in den Kreisen seiner Unteroffiziersfreunde,

unter denen er den einen gegen den anderen aus-
spielte und nach Kräften hegte. Der Unteroffizier,
bei dem er puzte, meldete ihn schließlich wegen Dieb-
stahls. Es war zweifellos eine arrangierte Affäre,
nur zu dem Zweck inszeniert, um den gefährlichen Men-
schen auf längere Zeit unschädlich zu machen.

Das Kriegsgericht verurteilte Le Toli zu einem
Jahr Gefängnis.

Wahrscheinlich ist er heute noch, sei es im Ge-
fängnis, sei es im Regiment, in der Fremdenlegion.
Ob er nun dort bleibt oder nach so und so viel Jahren
entlassen wird, verdorben ist er für sein ganzes Leben,
— der arme Le Toli, der einst ein frischer Junge war.

Mag er auch ein denkbar schlecht veranlagter Mensch
gewesen sein, die Fremdenlegion war es, die ihm den
Hals brach. Ihre jämmerliche Armut, ihre Geldlosig-
keit — immer wieder das gleiche! Wer das Regiment
der Fremden kennt, wer sich bemüht, sein Wesen zu
erforschen und den inneren Gründen seines Elends und
seiner Sünden, seiner Roheit und seiner Laster nach-
zugehen, kommt, wie in einem Kreise wandelnd, immer
zum gleichen Ausgangspunkt, zur Quelle aller Uebel
zurück: der Geldlosigkeit der Legion, der erbärmlichen
Löhnung, die keine Löhnung ist, dem militärischen
Schmutzgeschäft, das eine ritterliche Nation so lange
duldet und noch immer duldet!

* * *

Das Legionslaster wissenschaftlich zu klassifizieren,
ist schwierig. Am naheliegendsten dürfte seine Bezeich-

nung als Notpäderastie sein. Dennoch sind die verschiedenen Einflüsse nicht zu vergessen, die auf das Regiment der Fremden eingewirkt und seine Laster mitgezüchtet haben. Bei den algerischen sowohl wie den marokkanischen Arabern ist die Päderastie von altersher eine gewöhnliche Erscheinung, freilich nicht im Sinne einer Perversität, sondern als gesteigertes Raffinement einerseits, als Schändung des besiegten Feindes andererseits.

Schon in Algerien also, in ihrer eigentlichen Heimat, ist die Fremdenlegion von allem Anfang an unter derartige Einflüsse gekommen. Weit stärker, weit potenzierter wurden diese Einflüsse in Indochina, im französischen Tonkin, auf dessen Militärposten ja ständig ein Bataillon Fremdenlegionäre verteilt ist. Unter den weibischen Eingeborenen dort, den Annamiten, grassiert die Päderastie.

Alte Legionäre, Leute wie Guttinger, erzählten mir haarsträubende Dinge aus dem Legionsleben im Tonkin. Die Militärstationen im Innern sind winzig klein, und wenige Legionäre halten eine enorme Zahl von Eingeborenen im Zaum. In den Händen der jüngsten Offiziere, der Unteroffiziere, der Korporale liegt auf den entlegenen Posten die zivile Gerichtsbarkeit, die Macht über Leben und Tod. Die Mannschaften leben in steter Gefahr, in einem mörderischen Klima, unter unsäglichem Strapazen, zu denen sich die unvermeidliche Langeweile gesellt. Der eine sieht im chinesischen Schnaps ein Berstreuungsmittel, der andere hält sich an Opium. Die Tatsache, daß unter fran-

zösischen Kolonial- und Marineoffizieren das Opiumrauchen eine bedenkliche Rolle spielt, ist schon häufig ventilirt worden — daß in Toulon und Marseille zahlreiche Opiumspelunken sich von Offizierskundschaft nähren, weiß jeder alte Legionär. Anlässlich der Affäre des Schiffsführers Ulmo wurden diese Opiumspelunken in der französischen Presse einer gründlichen Besprechung unterzogen.

Die Gewohnheit des Opiumrauchens ist fast in allen Fällen in Indochina erworben worden! Schnaps, Opium, Einsamkeit bilden dort den Boden, auf dem das Legionslaster gedeiht. Es greift sogar auf die Offiziere über, wenn auch nur in Einzelfällen. Das Resultat ist der Schrecken.

In den Mannschaftszimmern der Legion werden fürchterliche Dinge darüber erzählt. Am berüchtigsten waren seinerzeit die Garnisonen Sui-can und Bac-le. Ein Oberstleutnant Duchesne, der später in einem Gefecht erschossen wurde, wahrscheinlich von seinen eigenen Leuten, denn die Kugeln trafen ihn in den Rücken, hat seinen Namen auf traurige Weise in der Legion unsterblich gemacht. Ueber seine Grausamkeit wird immer wieder, viele Jahre nach seinem Tod, erzählt. Er betrachtete seine Legionäre nur von dem Standpunkt aus, ob sie für seine Lasterzwecke geeignet waren. Wer sich nicht fügte, flog ins Strafbataillon. Und die Strafbataillone in Tonkin sind zehnmal schlimmer wie diejenigen in Algerien.

Aus den Willigen aber wurden Unteroffiziere . . .
Ähnliche Zustände sollen da und dort heute noch in

Indochina existieren. Ich kann nur darauf hinweisen, daß die Legionsfama von solchen Historien wimmelt, daß höchst ungeniert Namen von adjudants und sous-officiers genannt werden, die ihre Beförderung der Lastervorliebe eines Offiziers verdanken sollen. Es mag viel boshafter Legionsklatsch in diesen Geschichten stecken, aber sie sind so häufig, so detailliert, daß man zu der Ueberzeugung kommen muß, etwas mindestens sei wahr daran.

Zu den äußeren Einflüssen kommt für das Legionslaster ein weiterer Grund: die Frauenlosigkeit, das unfreiwillige Zölibat, dem der Legionär unterworfen ist, und dieses Zölibat wieder hat als letzte und schwerwiegendste Ursache einen finanziellen Begriff: fünf Centimes Löhnung im Tag!

... Man kommt doch immer wieder zum Geld zurück!

So sah ich einer bunten Versammlung von menschlichen Sünden zu. An ihrer Spitze marschiert die Trunksucht. Sie verdient die erste Stelle als jenes Laster des Fremdenregiments, das am häufigsten ist, am meisten charakteristisch, dem am leichtesten gefrönt werden kann in einem Lande, in dem der Preis eines Liters schweren Rotweines zwischen zehn und zwanzig Centimes variiert.

„Es ist ein Brauch von Alters her,
Wer Sorgen hat, hat auch Lifer.“

Oder algerischen Rotwein . . . oder in Indochina einen berücksichtigten Schnaps, aus Reis gegoren, glaub' ich, der den schönen Namen »Schum-Schum« führt und den

großen Vorteil eines ungemein hohen Alkoholgehaltes hat, dagegen auch den kleinen Nachteil eines niederträchtigen, infernalisches Geruches, der für europäische Nasen unerträglich ist. Der Legionär trinkt ihn aber doch. Nur hält er sich beim Trinken vorsichtig die Nase zu, da er auf den schlechten Geruch weit weniger Wert legt als auf den hohen Alkoholgehalt. Ich hörte häufig, wie alte Legionäre von »Schum-Schum« schwärmten. An das Riechen gewöhne man sich, sagten sie. Dafür mache er sehr betrunken — außerordentlich betrunken!

Die lustigen Verse des Altvaters Wilhelm Busch mit ihrer traurigen Weisheit könnten der Legion auf den Leib geschrieben sein. Was wurde in der Kantine des Fremdenregiments alles zusammengetrunken! Der Liter — der Liter Wein — war ja die Scheidemünze, nach der gerechnet wurde. Das ist etwas Selbstverständliches im Ranon der Fremdenkaserne, so selbstverständlich, daß der Legionär, wenn er von einem begüterten Kameraden gefragt wird, ob er für ihn waschen wolle, nur in berebter Mimik antwortend einen Finger hochhält; das bedeutet natürlich: un litre!

„Ja, wenn der Wein net wär' . . .“ Guttingers Lieblingsausspruch ist mir unvergeßlich!

Exakte statistische Belege sind nicht beizubringen. Aber ich bin sicher, daß nicht nur die gute Hälfte der mageren Löhnungspfennige in rotem Algierwein ihre Verwendung fanden, sondern daß neun Zehntel, nein, neunundneunzig Hundertstel der vielen, vielen Silberstücke, die aus allen Ländern Europas von beküm-

merten Eltern und Verwandten an Legionäre fortwährend gesandt werden, die Revenuen von Madame la cantinière und den Wohlstand des algerischen Weinbaus heben.

Dies soll keine Denunziation sein. — Niemand hat, wenn man mit den Augen des Verständnisses den Legionsoldaten betrachtet, mehr Sorgen als er, mehr Anrecht auf trostpendendes Vergessenkönnen — der Mann der roten Hosen ist übel genug daran. Ich möchte nur illustrieren, welch' ungeheure Rolle der Wein im Legionsleben spielt. Er ist das einzige Zerstreuungsmittel, die einzige Quelle des Vergnügens. Aber auch das Generallaster.

Der Wein ist schuld an so vielen Strafen. Trunkenheit ist eine »sale offense« im militärischen Jargon, ein schmutziges Vergehen, das schwer bestraft wird und dem Strafbataillon wie dem Kriegsgericht fortwährend neue Klienten zuführt.

In meiner Kompagnie war eines von diesen Opfern des Weins, der Belgier Lascelles. Von irgendeinem Verwandten bekam er öfters eine Postanweisung über eine ganz kleine Summe; fünf Franks waren es immer, glaube ich. Sobald er das Geld in Händen hatte, verschwand er prompt nach Beendigung des Dienstes aus der Kaserne und kam nach etwa 24 Stunden zurück, sinnlos betrunken. Solange die Kupferstücke reichten, war er von Weinschenke zu Weinschenke getaumelt und hatte Flasche auf Flasche geleert. Ins Gefängnis kam er nach seiner Rückkehr schon wegen der Urlaubsüberschreitung; gewöhnlich aber machte er zur

Feier des Tages auch noch großen Skandal und sammelte sich eine ganze Bescherung an kleinen und großen Delikten zusammen, die alle einzeln mit der entsprechenden Strafe geahndet wurden. Von Monat zu Monat stieg die Zahl seiner im Gefängnis verbrachten Tage. Von simplen acht Tagen bis zu dreißig Tagen Einzelhaft. In der Zwischenzeit war Lascelles ein ausgezeichnete Soldat, der willig seinen Dienst verrichtete. Wenn jedoch sein Name beim Appell aufgerufen wurde: Lascelles, Postanweisung abholen! — so saß er sicherlich genau einen Tag später von neuem im Gefängnis. Er konnte von seinem Austoben in Agierwein nicht lassen! In wenigen Monaten machte er die Skala der Regimentsstrafen durch, bis das vorläufige Ende kam mit seiner Verschiebung in das Bataillon der Disziplinäre.

Lascelles war wenigstens selbst an seinem Unglück schuld. Andere aber werden, wenn sie dem Wein der Legion unterlegen sind, in voller Absicht ins Unglück hineingetrieben. Es ist ein alter Trid schlauer Unteroffiziere der Fremdenlegion, die Trunkenheit eines Mißliebigen zu seinem Verderben auszunützen. Sie warten den Moment ab, bis er einmal betrunken in die Kaserne kommt, gehen ihm in sein Mannschaftszimmer nach und geben ihm irgendeinen Befehl. Der Betroffene fühlt natürlich das Unmotivierete, Gehässige der Handlungsweise heraus und ist gerade in der richtigen Laune, um an Gefahr nicht zu denken. Er antwortet mit einem derben Schimpfwort. Das hatte der Unteroffizier nur gewollt. Selbst wenn der Mißliebige nun so weit er-

nüchtern ist, daß er den dienstlichen Befehl ausführt, so wird er doch für das Schimpfwort schwer bestraft. Beharrt er aber im „Ungehorsam“, dann kommt er vor das Kriegsgericht!

Der Trid ist berüchtigt in der Legion, und fast nur Rekruten und ganz alte Legionäre, wenn sie nicht nur betrunken sind, sondern auch noch am Casard laborieren, werden seine Opfer. Der Durchschnittslegionär kennt die Geschichte und führt, nüchtern oder betrunken, jeden Befehl, sei er auch noch so verrückt, grinsend aus. „Nix zéphirs pour moi!“ sagt er.

. . . Man sieht, es gibt auch einen anderen, düsteren Sinn des Legionswortes: „Ja, wenn der Wein nicht wär!“

* * *

Alle Laster waren vertreten! Die brutale Gewinnsucht, der schrankenlose Egoismus eines harten Lebens regierte. Man neidete dem Kameraden den Bissen Fleisch, den Schluck Wein, das Stückchen Brot; man betrachtete mit bösen Augen der Mißgunst und des Neides den Glüdlichen, der ein paar Silberstücke gesandt bekam.

Es wird intriguiert — verleumdet — gelogen — gestohlen — — die Legion bringt alle schlummernden schlechten Seiten des menschlichen Charakters zu voller Entwicklung.

Wessen ist die Verantwortung?

Meine Flucht.

Im Arabergefängnis. — Der Brief. — Schwere Tage. — Flucht! — Der gewinnfüchtige »Crédit Lyonnais«. — Schwacher im Ghetto. — Toilette unter Palmen. — Auf den Bahngleisen. — Von arabischen Gendarmen und fürchterlichen Minuten. — Fahrt nach Oran. — Vorbereitungen. — Qualvolle Minuten auf dem „St. Augustin“. — Marseille-Dentimiglia. —
frei! frei!

Die Tage kamen und gingen, und mit jedem Tag fühlte ich mich verlassener, vergessener, — Legionär in Afrika.

Ich war immer traurig.

Eines Tages war ich auf Wache im Arabergefängnis von Sidi-bel-Abbès, einem häßlichen, düsteren Gebäude inmitten der Stadt. Ein alter Sergeant hauste dort als Gefängnisaufseher und hielt, mit zwei Gendarmen als Gehilfen, die arabischen Sträflinge in harter Zucht. Das Gefängnis war stets überfüllt. Die kleinen Diebereien auf dem öffentlichen Markt, die fortwährenden Fehden im Negerviertel, bei denen die landesüblichen matraques immer eine körperverletzende Rolle spielten, sorgten dafür, daß in dem grauen Haus beim Place Sadi Carnot die Zellen niemals leer wurden. Die gefangenen Eingeborenen waren aber oft genug widerspenstig geworden, und es hatte häufig Meutereien gegeben. Seitdem stellte, als vorbeugende Friedensmaßregel, die Legion dem Arabergefängnis alltäglich und allnächtlich ein Wachkommando von einem Korporal und sechs Legionären zur Verfügung.

Langsam Schritt ich dahin, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett über der Schulter, oben auf der breiten Mauer, die in weitem Viereck das Gefängnis umsäumte. Die Sonne brannte erbarmungslos hernieder. In den winzig kleinen Gefängnishöfen unter mir kauerten die gefangenen Araber in kleinen Gruppen beisammen, in dumpfem schweigendem Nichtstun. Im Gefängnis durfte nicht gesprochen werden. In die Stille tönte nur die scharfe Kommandostimme eines Aufsehers dann und wann hinein, und das schallende Dröhnen meiner Tritte auf den Steinen der Mauer. Gedankenlos machte ich meinen vorgeschriebenen Weg, das Gefängnisviereck beständig umwandelnd, in ewig gleichem Marschschritt.

Ich konnte weit sehen von der hohen Mauer. Die Stadt lag in der Sonnenhitze wie tot da. Die Fensterläden an den Häusern waren geschlossen, die Straßen waren öde und menschenleer. In der zitternden heißen Luft schimmerten in weiter Ferne in undeutlichen Umrissen die Felsen des Thessalagebirges. Kein Lüftchen ging.

Zwei Legionäre im weißen Arbeitsanzug, einen großen Kessel schleppend, bogen in die zum Gefängnis führende Straße ein. Soldaten unserer Kompagnie, die uns die Abendsuppe brachten. Sie riefen mir irgend etwas zu, das ich nicht verstand, und ich dankte mit einem gleichgültigen Kopfnicken. Dann läuteten sie am Gefängnistor und mußten lange warten, bis der Aufseher mit seinem klirrenden Schlüsselbund öffnete, und sie ihren Suppenkessel in die Wachtstube tragen konnten.

Nach einigen Minuten kam einer von ihnen in den Zellenhof beim Wachlokal und winkte mir, ich solle näher kommen. Als ich ihm entgegen ging, sah ich, daß er ein weißes Etwas emporhielt.

„Eh, une lettre pour toi!“ rief er herauf, „ein Brief für dich.“

Da wurde ich ärgerlich und schrie hinunter, er solle machen, daß er weiterkomme. Es sei zu heiß für schlechte Wiße. Ich bekäme überhaupt keine Briefe.

„Hier ist aber einer!“ sagte der Mann. „Dein Name, deine Nummer, alles in Ordnung! La, la — ich gehe — deinen Brief gebe ich dem Korporal. Allah bessere deine schlechte Laune! Sapristi, welche Sitze!“

Eine halbe Stunde hatte ich noch auf meine Ablösung zu warten. Es waren fürchterliche Minuten. Ein Brief — ein Brief! Wie war das nur möglich, da doch niemand wissen konnte, wissen sollte, wo ich war und was ich war! In heißen Wellen stieg mir das Blut in den Kopf. Und mit einemmal wußte ich, daß nur ein einziger Mensch an mich geschrieben haben konnte, daß die große Liebe nicht gestorben war.

Die Sekunden schlichen dahin, und ich wartete — wartete in unbeschreiblicher Angst. Die Sonne war gesunken und überschüttete die flachen Häuser mit glühendrotem Schein. Unter mir in den Höfen des Gefängnisses begann lärmendes Schwätzen in gutturalem Arabisch. Die Gefangenen bekamen ihr Essen, und während der Essensstunde durften sie sprechen. Mir schien es, als ob die armen Teufel in meine Gedanken

hineinschwachten, das summende Geräusch da unten tat mir wehe, ich konnte es nicht mehr ertragen . . .

„Ruhe!“ schrie ich hinunter.

Sofort wurde es still. Ein Aufseher rief mir zu, ich hätte mich geirrt. Sprechen sei jetzt gestattet. „Pas défendu de parler,“ sagte er zu den Gefangenen, und die Araber sahen mit bösen Augen zu mir herauf.

Und ich wartete.

Viele Stunden lang schien mir dieses angstvolle Warten gedauert zu haben, als der Korporal mit den ablösenden Posten kam. Die formellen Worte der Posteninstruktion wurden gewechselt. Wir waren im Dienst, es war gegen alle Disziplin — aber ich konnte nicht mehr warten:

„Sie haben einen Brief für mich, Korporal?“ fragte ich.

„Jawohl,“ antwortete er. „Sie können ihn haben, wenn ich mit der Ablösung der Posten fertig bin. En avant — marche . . .“

Wieder Minuten des Wartens, quälendes Wundern, was wohl in dem Brief stehen mochte. Endlich kam der Wachhabende zurück und griff in seine Tasche:

„Voilà!“

Aus dem weißen Briefumschlag leuchteten mir die Züge einer unvergeßlichen Handschrift entgegen. Ich ging hinaus in den viereckigen Hof, der nun leer war, weil die Gefangenen wieder in ihre Zellen eingesperrt worden waren. Ich las und las . . ., immer wieder, immer wieder.

Die große Liebe reichte dem verlorenen Legionär

die Hand und sprach von kommendem Glück. In langen Jahren, wenn der Legionär kein Legionär mehr sein würde. Und die Zeilen trugen Tränenspuren.

Mir war es, als müßte ich mir die Uniform vom Leibe reißen, dieses Zeichen der Knechtschaft, das mich zur Untätigkeit verdammt. Wenn ich nur draußen in der Welt wäre, arbeiten könnte, schaffen könnte. So stürmte es in mir. Im Dunkel des häßlichen Hofes träumte ich Bilder der Vergangenheit, die zum Greifen nahe schienen und doch so hoffnungslos fern waren. Die vier Stunden Zeit zwischen Wache und Wache kauerte ich regungslos im Zellenhof.

In diesen Stunden ist die Energie entstanden, die mir ein neues Leben schuf.

Meine Wache kam wieder, zwei Stunden, die in Hoffnungsträumen wie im Flug verrannen. Und dann setzte ich mich, während Korporal und Kameraden schliefen, vier Stunden lang an den kleinen Tisch im Wachzimmer und schrieb mit des Korporals Bleistift auf den Rückseiten der Meldungsformulare einen langen, langen Brief. Seite auf Seite. Unzusammenhängendes Stammeln.

Am nächsten Tage schon kam ein Brief meiner Mutter, ein lieber Brief, der weder Fragen stellte noch Vorwürfe machte. Nur Güte und Sorge sprachen aus ihm. Er löste auch das Rätsel, wie ich gefunden worden war. Nach vielen Monaten des Wartens und Beratens waren die Menschen, die mich lieb hatten, auf den Gedanken gekommen, ich könne in der Fremdenlegion sein.

Die letzte Nachricht stammte ja aus Belfort. Meine Mutter schrieb an den kommandierenden General der Festung und an das französische Kriegsministerium. Die Antwort ließ lange auf sich warten, aber schließlich brachte sie die Nachricht, ich sei in Sidi-bel-Abbès Soldat der Fremdenlegion — Legionär Nummer 17889.

Mit jener Stunde im Arabergefängnis, die mir den ersten Brief brachte, begannen schwere Tage. Ich tat meinen Dienst und meine Arbeit wie eine Maschine, ich dachte an nichts als an die Briefe, die mir die nächste Post bringen würde. Mit keinem Menschen sprach ich mehr und machte täglich lange Spaziergänge in den stillen Alleen bei der Festungsmauer, um in meiner freien Zeit allein zu sein. Schließlich beherrschte mich ein Gedanke völlig: Flucht!

Wochenlang wanderten die Briefe hin und her, und immer wieder brachten sie die flehentliche Bitte, Geduld zu haben. Ich müsse daran denken, daß alles Zukunftshoffen ein Ende haben würde, wenn man mich als Deserteur ergriffe. Lieber noch Jahre lang warten, als alles aufs Spiel setzen! Aber ich konnte nicht mehr! Eines Tages brachte mir die Militärpost wieder einen Brief meiner Mutter. Als ich ihn öffnete, hielt ich Banknoten über eine große Summe Geldes in Händen.

Das war die Freiheit! Wie im Traum schritt ich über den Kasernenhof. Das Geld, das in meiner Tasche steckte, bedeutete neues Leben; mir war, als ob mir meine Mutter zum zweiten Male das Leben gegeben hätte. Ich wußte, welch' aufopfernde Liebe in diesen Geldscheinen steckte; wie schwer es der Mutter mit der

targen Witwenpension geworden sein mußte, mir solch eine Summe zu schenken. Und mit einem Male überkam es mich wie eine Welle überströmender Freude. Frei würde ich sein! Danken würde ich der Liebe können, die mir half.

* * *

Um fünf Uhr nachmittags hatte ich den Brief erhalten. Ich war gerade vom Arbeitsdienst in die Kaserne zurückgekommen, vom Unkrautjäten auf den Gräbern des Legionsfriedhofes. Das sollte mein letztes Arbeiten als Legionär gewesen sein!

Denn auch nicht eine einzige Stunde wollte ich mit der Flucht warten! Jeder Gedanke drängte mich hinaus in die Freiheit. Im Lande von Sidi-bel-Abbès ließ es mir keine Ruhe mehr.

Auf dem Mannschaftszimmer saßen die Kameraden schon bei der Suppe, als ich mit meinem Brief vom Postbureau der Kaserne kam, und Guttinger schien verwundert darüber, daß ich nichts aß und sofort die »Ausgeh-Uniform« anzog. Er sah mich mißtrauisch an, als ob er eine Ahnung hätte, daß ich etwas Ungewöhnliches im Sinn hatte. Gar zu gerne hätte ich dem alten Trommler, der mir in seiner Art Freundschaft gegeben hatte und ein guter Mensch war, einen letzten Gruß gesagt, doch er saß mit den andern am Tisch. Als ich mich aber angezogen hatte und Briefe und einige Kleinigkeiten, die ich mitnehmen wollte, verstoßen aus meinem Tornister hervorholte, kam Guttinger und legte sich auf sein Bett, wie immer nach der Suppe.

„Adieu, Trommler,“ flüsterte ich. „Bist ein guter Kamerad gewesen!“

Guttinger rührte sich nicht. Nur in seinen Augen blitzte es auf.

„Hast Geld?“ fragte er leise.

„Ja!“

„Dann is' gut! Adieu — Adieu!“

Die andern Menschen im Zimmer saßen auf den Bänken, als ich hinausging, und arbeiteten an der Kleinarbeit der Legion. Sie putzten und polierten — polierten und putzten. Keiner von ihnen war mir damals mehr als eine Begegnung am Weg. Heute freilich sind sie mir unvergeßliche Typen geworden.

Ein allerletzter Ärger sollte mir noch bevorstehen.

Der wachhabende Sergeant am Kasernentor hielt mich an, weil ich in der Eile meine Capote falsch zugeknöpft hatte, und sagte mir, er habe gute Lust, mich wegen meiner Nachlässigkeit zurückzuschiden.

„Nom de Dieu, weißt du Schwein denn nicht, daß diesen Monat die Capote nach rechts geknöpft wird!“

Aber er ließ mich gehen. Im Strom der in die Stadt eilenden Legionäre eilte ich die Promenade entlang. Zum Crédit Lyonnais, der beim Place Carnot eine Filiale hatte, mußte ich zuerst. Ein großer Teil meines Geldes bestand aus belgischen Banknoten, die natürlich in Algerien nicht angenommen werden, und ich gedachte, das Wechselgeschäft in der Bank am schnellsten und billigsten zu erledigen. Darin irrte ich mich. Der Beamte am Schalter erklärte umständlich, daß er für belgische Banknoten keine Verwendung habe,

und daß es viel Geld koste, wenn er sie nach Paris schicken müsse. Natürlich war er nur gewinnsüchtig, wie ganz Sidi-bel-Abbès gewinnsüchtig ist, und spekulierte darauf, eine möglichst hohe Provision zu berechnen. Er mochte denken, daß es einem Legionär, der so glücklich war, Geld zu haben, auf einige Francs mehr oder weniger nicht ankommen würde. Darin irrte er sich nun wieder! Ich erwiderte ihm, ich würde mich bei meinem Regimentskommandeur darüber beschweren, daß die einzige Bank in Sidi-bel-Abbès einen einfachen Soldaten übervorteilte. Worauf dieser sonderbare Beamte einer weltberühmten Bank brummend meine Banknoten überzählte und mir französisches Geld gab.

Durch die hellerleuchteten Hauptstraßen schlenderte ich, rechts und links Offiziere grüßend, dem Ghetto zu. Gleich in der ersten der engen Gassen begegnete ich einem alten Mann, der mir vielversprechend ausah. Ich klopfte ihm auf die Schulter.

„Eh, Zivillleider?“

Der Jude hob den Zeigefinger in die Höhe:

„Darf Legionär nichts verkaufen!“

Ich drehte mich um und schritt langsam weiter.

Aber schon war er hinter mir her:

„Wieviel?“

„Zwanzig Francs.“

„Fünfzig!“

„Dreißig.“

„Fünfundvierzig!“

„Wierzig Francs bekommst du — aber nur, wenn es sehr schnell geht.“ Er blieb stehen, sah mich an und

hielt mir die gekrümmte Hand hin; der Pantomime Sinn war klar: ich beruhigte ihn, indem ich ihm ein paar Goldstücke zeigte. Der Mann Israels nickte zufrieden und zog mich nach wenigen Schritten in ein Haus. Eine kleine Lampe qualmte in einer übelriechenden Stube. —

„Sarah!“ rief mein Begleiter.

Eine alte Frau kam mit schlürfenden Schritten aus einem Nebengemach und schleppte, als sie hörte, um was es sich handelte, einen Haufen Kleider herbei. Ein Anzug war darunter, der anständig aussah. Er paßte mir ziemlich und — natürlich wurde wieder geschachert. Fünfzig Franks wechselten ihre Besitzer.

Dann gab ich ihm noch ein Goldstück: „So, jetzt besorgst du mir Hut, Stiefel, Kragen und Kravatte.“

Da aber fing die dicke Frau mit kreischender Stimme zu zetern an. Ich brächte das Unglück über ihr Haus, das Geschäft sei abgeschlossen — ich dürfe nicht länger im Hause bleiben! Es sei viel zu gefährlich! Allez-vous-en — allez-vous-en!

Die alte Dame fiel mir auf die Nerven, und ich ging gerne. An der Ecke der Gasse wartete ich auf den Juden. In zehn Minuten war er zurück und meinte, für weitere zwanzig Franks würde er besonders gute Sachen, mehrere Kragen, einen guten Hut und Handschuhe schaffen können; für zwanzig Franks darüber einen ausgezeichneten Revolver. Ich gab ihm die Goldstücke. In kurzer Zeit kam er wieder und gab mir zwei Bündel.

Am Ende der nächsten Gasse begann die Festungs-

mauer. Ich konnte sie von der Innenseite leicht ersteigen. Auf der Außenseite war die Entfernung zum Boden ziemlich groß, aber beim Sprung in die Tiefe fiel ich unbeschädigt in den Sand und stand in einem Palmenhain. Aus den weit geöffneten Fenstern einer Villa dicht bei den Baumgruppen des Hains strömte eine Flut von Licht, und lustige Walzerklänge tönten herüber. In schattenhaften Umrissen sah ich Paare sich im Tanze wirbeln. Offiziere waren darunter! Aber unter den Palmen war es dunkel. In fieberhafter Eile streifte ich die Uniform ab und zog die Zivilkleider an. Sie paßten! Es war ein merkwürdiges Gefühl, wieder einen Kragen anzuknöpfen und wieder eine Kravatte zu binden.

Und als ich umgezogen war, spiegte ich Uniform und Mantel, Militärschuhe und Käppi mit dem spitzen Bajonett an eine Palme. Möchten sie's da finden am Morgen!

Ich streifte die Handschuhe über — meine Toilette war beendet. Drüben in der Villa wurde ein deutscher Walzer gespielt: „Das ist das süße Mädel . . .“

Mit einem häßlichen Furchtgefühl schritt ich dem nächsten Tore in der Festungsmauer zu. Aber die Legionäre, die dort auf Wache waren, beachteten mich gar nicht. Das gab mir Selbstvertrauen. Langsam und unauffällig, als sei ich ein spazierengehender Bürger, ging ich wieder über die Promenade. Ueberall schlenderten Legionäre. Mehrere Male mußte ich umkehren und einen Umweg machen, weil mir Unteroffiziere meiner eigenen Kompagnie entgegenkamen! Es war

ein aufregender Weg! Endlich hatte ich die innere Stadt durchquert und bog in das Villenviertel ein, dessen Hauptstraße geradenwegs nach dem Bahnhof führte. Das kleine Stationsgebäude lag verlassen da. Sorgfältig sah ich mich um, ob mich auch niemand beobachtete, und kletterte über die felsige Böschung hinab auf das Geleise.

Die Schienen führen in gerader Linie nach Norden, Dran zu. Es war unterdessen völlig dunkel geworden. Vom Bahnhof her funkelten Lichter und Signal-laternen; der Schienenstrang selbst lag in Dunkelheit da. Ich fing an, zu laufen. Im Anfang stolperte ich fortwährend über die spitzen Steine der Schotterung zwischen den Schwellen und fiel einmal der Länge nach hin. Aber ich gewöhnte mich rasch daran, von Schwelle zu Schwelle zu springen. Aus vollen Kräften rannte ich, eine Viertelstunde lang, eine halbe Stunde lang. Dann mußte ich, schwer keuchend, stehen bleiben. Feiner Regen rieselte herab. Die Gegend war in tiefes Dunkel gehüllt, und nur ein schwacher Lichtschein weit hinten am Horizont zeigte, wo Sidi-bel-Abbes lag. Meiner Schätzung nach mußte ich ungefähr fünf Kilometer zurückgelegt haben. Meine Füße schmerzten mich. Als ich einen Stiefel auszog und ihn tastend untersuchte, fühlte ich, daß innen im Stiefel lange Reihen von spitzen Nägeln durchdrangen; daß die Sohle feucht war von meinem Blute. Ich zerriß ein Taschentuch und polsterte die Nägellstellen mit Tuchseken aus. Zwar bohrten sich die spitzen kleinen Ungeheuer auch durch diese Hülle, aber es war doch weit besser als vorhin. Nun untersuchte ich

den Revolver in meiner Tasche und sah mit freudigem Erstaunen, daß es eine prachtvolle Waffe war, eine Browningpistole. Der alte Jude, der von Schußwaffen nichts verstehen mochte, hatte seine Stiefelsünden mit dem Revolver gut gemacht!

Nachdenklich sah ich die Waffe an. Mit Browningpistolen konnte ich umgehen. Ich probierte, ob der federnde Hebel gut funktionierte, der die Waffe schußfertig machte, schob den Patronenhahnen mit seinen acht vernickelten Geschossen schußfertig an seinen Platz. Es war mir, als sei die blühende Waffe in meiner Hand ein guter Freund, ein hilfsbereiter Fluchtgenosse.

Wieder sprang ich vorwärts. Die Füße mußten sich an die stechenden Plagegeister gewöhnen. Von nun an wechselte ich systematisch im Lauffschritt und Marschierschritt ab, meine Kräfte schonend, wie ich es in der Legion gelernt hatte. Fünf Minuten Lauffschritt, fünf Minuten Marschierschritt. Immer auf den Geleisen, immer schnurgerade nach Norden. Einmal hörte ich einen Zug hinter mir herbrausen und legte mich flach in den Sand neben den Geleisen. Stunde auf Stunde verrann. Dreimal schon war ich an Stationen vorbeigekommen, die aus wenigen Häusern bestanden und in der Dunkelheit verlassen dalagen. Bei einem einsamen Bahnwärterhäuschen bellte einmal ein Hund, und ich stürmte entsetzt davon, wie ein Wahnsinniger rennend, bis ich das Gelläuf des an seiner Kette zerrenden Tieres nicht mehr hörte. Wie war ich dankbar für Stille und Dunkelheit! Mein Atem ging in schweren leuchtenden Stößen. Ich war völlig durchnäßt von

Schweiß, und wenn ich einen Augenblick stehen blieb, um zu ruhen, erzitterte mein Körper in eisigen Schüttelfrösten. Aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen, denn ich wollte eine mittelgroße Station erreichen, wo ich nicht so sehr auffiel, wenn ich mir eine Fahrkarte nach Dran löste.

Der Regen hatte bald wieder aufgehört. Jetzt leuchtete auch der Mond dann und wann zwischen den Wolken hervor, und sein mattes Licht gab einen weit helleren Schein, als mir lieb war. Ich stand eine fürchterliche Angst aus, von irgendeiner Gendarmenpatrouille gesehen zu werden. Da wurde das Terrain felsig. Auf beiden Seiten des Schienenweges lagen mächtige Felsblöcke, zerrissene, zackige Kalkfelsen, und ich freute mich über den verbergenden Schutz, den sie mir gaben. Einige Minuten lang mochte ich zwischen den Felsen gelaufen sein, als ich ein eigenartiges Geräusch hörte. Zuerst glaubte ich, es sei wieder ein Eisenbahnzug. Als aber das Geräusch näher kam, schärfer und klarer wurde, wußte ich, was es war: galoppierende Pferde!

Zwischen den Felsen hindurch konnte ich den feinen hellen Streifen sehen, der die Militärstraße bedeutete. Sie war kaum hundert Meter von den Geleisen entfernt. Auf dieser Straße kam eine Patrouille galoppiert.

Vielleicht hatten die Gendarmen mich schon längst gesehen! Vorhin, als die Gegend flach war, mußte sich im Mondschein meine Silhouette scharf gegen den Himmel abgezeichnet haben.

In einem Paroxismus von Angst kroch ich zwischen zwei Felsen und lauschte atemlos. Immer näher kamen die Pferde, immer schallender tönten die Hufschläge. Nun sah ich, aus meinem Versteck hervorlugend, die dunklen Gestalten von Pferden und Reitern. Nun waren sie mir gegenüber. Und in diesem Augenblick hörte ich einen scharfen arabischen Ausruf. Die drei Reiter parierten ihre Pferde und hielten.

Ich riß die Pistole aus der Tasche. Ihr glänzender Stahllauf funkelte. Schleunigst bedeckte ich die Waffe mit meinem Rock, damit ihr Blitzen mich nicht verrate. Vorsichtig entsicherte ich die Pistole und probierte tastend, ob der Patronenrahmen auch fest und richtig saße. Ein Gefühl eisiger Ruhe kam über mich. Ich nahm mir vor, mich nicht von meinem Plaze zu rühren und erst zu feuern, wenn die Gendarmen bei ihrem Suchen ganz in meine Nähe kommen würden. Ich überlegte. Ich nahm den zweiten Patronenrahmen in die linke Hand, zum Nachfüllen bereit. Ich beschloß in raschem Schießen das Magazin zu entleeren, damit ich möglichst viele Schüsse anbringen konnte, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholten.

Da flammte unten ein Zündholz auf. Eine Sekunde lang. Ich hörte den lachenden Ruf eines der Gendarmen. Und dann galoppierten die drei Mann weiter. Einer von ihnen mußte einen Kameraden um Feuer zu einer Zigarette gebeten haben.

Das Galoppieren verklang in der Ferne, und ich saß immer noch da, am ganzen Leibe zitternd. Die Tränen liefen mir über das Gesicht, als ich die Pistole

einsteckte. Hinausschreien hätte ich mögen in jubelnder Dankbarkeit, daß diese fürchterliche Gefahr vorüber war. Und als ich aufstand, fiel ich zurück gegen den Felsen. Meine zitternden Knie konnten den Körper nicht tragen!

* * *

Les Imberts hieß die Station. Sie war 42 Kilometer von Sidi-bel-Abbes entfernt. In sieben Stunden hatte ich diese 42 Kilometer zurückgelegt. Als ich um vier Uhr morgens den Bahnhof erreichte und in der Dunkelheit mühsam Stationsnamen und Kilometerbezeichnung entzifferte, war kein Mensch zu sehen. Tiefe Nachtstille überall. Einige hundert Meter von der Station standen leere Güterwagen auf einem Nebengeleise. In einen dieser Waggons kletterte ich und studierte, ein Zündhölzchen nach dem andern entzündend, den Fahrplan der algerischen Bahnen, den mir die fürsorgliche Mutter gesandt hatte. Kurz nach fünf Uhr ging der erste Zug nach Oran. Nun hieß es, vor allem für den äußeren Menschen zu sorgen. Ich kletterte wieder aus dem Waggon heraus und fand nach langem Suchen ein halbgefülltes Wasserfaß, das unter einem Schuppen stand. Es fing an hell zu werden. So wusch ich mich eilends und versteckte mich wieder hinter der Reihe von Güterwagen. Mit dem Taschentuch klopfte ich meine Kleider ab und rieb meine Stiefel blank, zog den »Reservefragen« meines Ghettofreundes aus der Tasche und band ihn um. Dann betrachtete ich mich in einem winzig kleinen Taschenspiegel. Es ging! Es ging sehr

gut! Elegante Menschen sind etwas Seltenes in Algerien.

Um fünf Uhr schritt ich auf einem Umweg zum Bahnhof. Auf dem Perron standen ein Duzend wartende Menschen und — ein arabischer Gendarm, gravitatisch gegen die Mauer gelehnt. Wieder kam die Angst! Aber ich ging ruhig zum Schalter.

„Oran — première classe.“

„Sept-soixante,“ sagte der Beamte. „Sieben Franks sechzig.“ Und da kam schon der Zug. Ich stieg in das nächste Abteil erster Klasse und sah zu meiner Wonne, daß es leer war! Der Zug brauste davon. Die zwei Stunden der Fahrt mit Les Imberts nach Oran benützte ich dazu, um meine Toilette so gut als möglich in Ordnung zu bringen und — unzählige Zigaretten zu rauchen, die mir die Müdigkeit vertrieben. An der Perronsperre in Oran standen Bouavenunteroffiziere und ein Legionskorporal. Sie beachtetten mich gar nicht.

Bis zehn Uhr wanderte ich in der Stadt herum. Dann ging ich in das Passagebureau der französischen Mittelmeerlinie und besorgte mir einen zweiten Kajütenplatz nach Marseille. Das Paketboot »Sankt Augustin« sollte um fünf Uhr nachmittags abgehen!

Mit einemmal kam die Müdigkeit überwältigend über mich. Ich konnte kaum mehr stehen. Ein Hotel aufzusuchen, um einige Stunden zu ruhen, wagte ich nicht. So ging ich in ein Restaurant, ab mich in wonniger Langsamkeit durch ein französisches Diner durch und trank eine Flasche schweren Burgunders.

Dann fiel mir ein, daß es entschieden auffallen mußte, wenn ich eine Seereise ohne jegliches Gepäck antrat. Für wenige Franks erstand ich einen Handkoffer, dessen Wände aus Pappe »wirklich wie Leder« aus sahen, und kaufte an jeder Ecke Zeitungen, mit denen ich ihn vollstopfte. Das war mein »Gepäck«.

Wenige Minuten vor fünf Uhr ging ich auf den Dampfer, Zigarette im Mund, ein Bündel Zeitungen unter dem Arm. Ich spazierte auf dem Verdeck auf und ab, las „Le Rire“ und zwang mich krampfhaft, ein unbefangenes, amüsiertes Gesicht zu machen. Ein Gedanke nur erfüllte mich: War mein telegraphisches Signalement ~~den~~ Regiment schon in Oran eingetroffen?

Es wurde halb sechs, und noch immer lag der »St. Augustin« am Quai! Gendarmen kamen und gingen. Und mit einemmal fühlte ich, wie ich leichenblau wurde: eine Patrouille kam, vier Zouavenunteroffiziere stiegen die Gangplanke herauf! Sie schritten durch das ganze Schiff und sahen sich überall sorgfältig um. Dann wechselten sie einige Worte mit dem Kapitän und gingen wieder.

Schon atmete ich auf, als ein Gendarm auf mich zutrat und höflich grüßte.

„Monsieur sind Franzose?“

„Non monsieur, Engländer,“ erwiderte ich ruhig und sah den Gendarmen lächelnd an — eisige Furcht im Herzen . . .

Wenn es ihm einfiel, eine Legitimation zu verlangen, war ich verloren!

„Ihr Name, bitte?“

„Eugen Sanders.“

„Beruf?“

„Maschinist — von Nemcen — hin auf dem Wege nach Nizza.“

„Ich danke verbindlichst!“

Wenige Minuten später läutete die Schiffsglocke, die Gangplanken wurden eingezogen, und der Dampfer fuhr ab. Ich ging in meine Kajüte und schlief. Ich habe nichts gedacht während der Seereise, nichts gefürchtet, nichts gehofft — nur geschlafen!

Als der »St. Augustin« im Hafen von Marseille einlief, kam eine neue Schwierigkeit. Die Zollrevision meines Gepäcks mit Zeitungen gefüllten Koffers! Derartige Gepäcksstücke mußten ja verdächtig aussehen!

Der Zufall half. Eine Menge von Booten umdrängten das Schiff, und allerlei Agenten kletterten an Bord, um Aufträge für Gepäcksbeförderung und dergleichen zu erbitten. Ich wandte mich an einen von ihnen und sagte ihm, ich wünschte, möglichst schnell an Land zu kommen. Ob er mich nicht hinüberfahren könne?

„Fünf Franks!“ sagte der Mann.

„Gerne!“

Die Gangplanke an der Schiffsseite war schon hinabgelassen. Ich stieg mit ihm in sein Boot hinunter.

Den Koffer mit seinem Zeitungsinhalt ließ ich an Bord, um der Zollinspektion aus dem Weg zu gehen. In zehn Minuten stand ich auf dem Quai in Mar-

seille. In weiteren fünf Minuten hatte ich eine Droschke gefunden und war auf dem Weg nach dem Bahnhof. Eine halbe Stunde später saß ich in einem Coupé des Rivierazugs.

Rivierafahrt in dunkler Nacht . . . Toulon flog vorbei — Cannes. In Nizza hörte ich den Straßensjubiläum des zu Ende gehenden Karnevals bis in den Bahnzug hinein. Der Perron war mit Konfetti überschüttet. Monaco kam — Monte Carlo mit seinem funkelnden Lichtmeer.

Endlich war Ventimiglia erreicht. Die erste italienische Station!

Es war ein Uhr nachts. Ich stürzte aufs Telegraphenamt und sandte zwei Telegramme an zwei liebe Menschen . . .

Frei — Frei!

J'accuse . . .

Nach zwei Jahren. — Schatten der Vergangenheit. — Disson. — Die Allgemeinheit und die Fremdenlegion. — Die politische Seite. — Die menschliche Seite. — Der springende Punkt. — Ein unsauberes militärisches Geschäft. — Eine Frage, die unsere Zeit schon längst gelöst haben sollte. — Der leise Zweifel des Herrn Jaurès. — Quousquo tandem . . . ?

Zwei Jahre sind vergangen.

Kampffahre in jedem Sinne, von den anfänglichen kleinen Sorgen ums tägliche Brot bis zum inneren Ringen um Fortentwicklung; Jahre, in denen die Arbeitslampe viel Mitternachtsöl verbrauchte, und jeder kleine Erfolg ein Freudenfest war. Mein persönlicher Standpunkt zur Fremdenlegion war ein sehr merkwürdiger in der ersten Zeit. Viele Monate lang zwang ich mich, niemals an meine Legionszeiten auch nur zu denken. Sie sollten mir ein verblaßter Schatten der Vergangenheit sein.

Sie waren mir eine häßliche Schriftlinie auf der Lebensstafel, die ich gar zu gerne ausgelöscht hätte. Weil ich sie nicht auslöschen konnte, glitt ich beim rückschauenden Lesen schein über sie hinweg. Das war bequem und praktisch. Aber vergangene Dinge, die man vergessen will, haben ihre eigene Art, sich ungebeten und unerwünscht aufzudrängen.

Oft, wenn ich in lässigen Viertelstunden im Lehnstuhl lag, schlichen sich in die feinen blauen Rauchgebilde der Zigarette Legionärsgestalten.

In endlosen Reihen zogen sie an mir vorbei, bepackt
Fremdenlegion. U

wie Lasttiere, gebeugt unter ihrer Bürde, vorwärtsstumpfend im tiefen Sand, dahinknechtend in langer Kolonne. Ich sah die stieren Augen, die gekrümmten Rücken. Ich fühlte, wie sie sich quälten, wie sie mit letzter Kraft sich schleppten. Mir war, als ob ich ihr Stöhnen hören konnte. Jede der Gestalten schien mich anzusehen, in haßerfülltem Meid: Im Lehnstuhl sitzt du? Kultur umgibt dich? Künstlerische Dinge sind um dich? Zu uns gehörst du! An deinen Platz mit dir als Flügelmann in der ersten Bierreihe der 11. Kompagnie, Legionär! Marschier', Legionär, oder verred! Her zu uns! — Wenn ich ein Goldstück ausgab für ein Vergnügen, sah ich Legionärshände, zitternde, krallende Finger, die das Gold fassen, die es mir wegnehmen wollten. Gold! Unerhörter Wert, in dem Hände voll der jämmerlichen Kupferstücke der Legion steckten. Gib her, sagten die Finger. Gib uns! Denkst du an unsere fünf Centimes, Legionär?

Die Gebilde plagten mich.

Ich gab ein Stück meines Lebens preis. Nach langem Zögern schrieb ich dieses Buch. Ich gab nur die einfache Routine des Lebens im Regiment der Fremden, wie ich sie am eigenen Leibe miterlebte und mit eigenen Augen sah. Das Mindestmaß dessen, was jeder Legionär erlebt.

Ich wollte den Legionär zeigen, wie er lebt, wie er arbeitet, wie er ist. Ich bin nicht von der Voraussetzung ausgegangen, törichte junge Leute vor der Fremdenlegion warnen zu können. Törichte Menschen lassen sich nicht warnen. Aber ich glaubte, und glaube noch,

daß eine wahre, unverzerrte Schilderung der französischen Fremdenlegion ihr Scherflein dazu beitragen könnte, einer Institution ein Ende zu machen, die so wenig in unsere Zeit hineinpaßt, die dem modernen Menschen so unverständlich sein sollte wie Sklavenhalterei. Und vor allem wollte ich die Gebilde bannen, die mich plagten.

* * *

In der Beurteilung der Fremdenlegion sollte vor allem nicht mit Gemeinplätzen operiert werden, mit verallgemeinernden Voraussetzungen. Gerade in Deutschland findet man so häufig die Auffassung, alle deutschen Fremdenlegionäre seien verlorene, verdorbene Menschen, Verbrecher gar — moralisch und wirtschaftlich wertlose Existenzen im besten Fall. Eine nutzlose Gesellschaft, an der nicht viel verloren sei.

Man tut die deutschen Legionäre mit einigen Phrasen ab, kühl denkende Männer schreiben in deutschen Zeitungen über „die Angehörigen deutscher Nationalität, die sich dazu hergeben, die mittelalterliche Reisläuferei als französische Söldner in verächtlichster Art wieder aufleben zu lassen . . .“ Diese Auffassung ist geradezu die „offizielle“. Ich bin der Ansicht, man sollte die Fremdenlegion mit etwas mehr menschlichem Verständnis betrachten. Ich bin vor allem überzeugt, daß es mit den „verlorenen, verdorbenen Menschen“ gar nicht so schlimm ist. Einen strikten Beweis dafür kann ich zwar nicht antreten. Eine Statistik der Fremdenlegion gibt es nicht, und ich so wenig wie ein anderer Mensch

bin imstande, authentisches Material vorzulegen. Es existieren ja nicht einmal offizielle Daten über den jeweiligen Effektivbestand der beiden Legionsregimenter. Ich gebe von vornherein gerne zu, daß ein Teil des deutschen Menschenmaterials der Fremdenlegion die gleichgültige Beurteilung verdient, die man dem Fremdenregiment angedeihen läßt. Ich nehme aber auch Glauben für meine Ueberzeugung in Anspruch, daß, nach allem, was ich gesehen und gehört habe, der andere große Teil der deutschen Legionäre durchaus nicht Verdorbene sind! Als arme deutsche Handwerksburschen sind sie in die Legion gekommen! Ihre Geschichte ist die traurige Geschichte der wanderlustigen deutschen Handwerksburschen, die auf einer französischen Landstraße hungerten; die keine Arbeit fanden, weil sie der fremden Sprache nicht mächtig waren. Diese armen Menschen haben von jeher den Kern der Legionsdeutschen gebildet. Wenn man daran denkt, daß die Hälfte aller Fremdenlegionäre Deutsche sind, so vergesse man die deutschen Handwerksburschen der Legion nicht! Und ihren Hunger! Und die Verlockungen des Werbebureaus, das Brot versprach! Und die fürchterlichen fünf Jahre, mit denen sie ihre „verächtliche Reisläuferei“ büßen mußten!

Der Hunger ist das hauptsächlichste Motiv, das Menschen in die Legion treibt, Deutsche und Franzosen, Italiener und Spanier, Oesterreicher und Engländer.

Der Hunger ist der rührigste Werber für das Regiment der Fremden.

Der Hungernde, der in ihm Zuflucht sucht, bekommt

zwar sein tägliches Brot. Er wird jedoch schmähslich betrogen! An diesem Hebel möchte ich immer wieder einsehen und immer wieder darauf hinweisen, wie schwer der Legionär arbeiten muß, wie hart sein Leben ist, wie er seine ganze Manneskraft hergibt für ein Entgelt, das gleich Null ist. Wir denken sehr praktisch in unserem modernen Leben; der Arbeiter jeder Art weiß den Wert seiner Leistung sehr wohl in Münzwert umzurechnen und benützt jede Gelegenheit, um eine bessere Entlohnung zu erzielen. Und in einer Zeit, die den »standard of life« verbessert und die Lebensansprüche des Ärmsten hinaufgetrieben hat, ist es möglich, daß ein Unternehmen wie die Fremdenlegion (sie ist nichts anderes als ein Unternehmen, ein Geschäft), immer wieder Tausende von Arbeits Soldaten für einen Sold bekommt, mit dem verglichen der ortsübliche Tagelohn des Kleinsten Nestes Reichtum ist! Das Ausschlaggebende für den modernen Menschen sollte die Löhnung sein, die der Fremdenlegionär erhält — vier Pfennige im Tag. Das ist weniger als der fünfte Teil der minimalen Entschädigung, die z. B. der deutsche Infanterist erhält, der ja nicht als bezahlter Söldner dient. Die unerhört niedrige Bezahlung der fremden Söldner der Legion stellt eine häßliche Ausbeutung menschlicher Armut und menschlichen Leichtsinns dar. Das ist der springende Punkt! Man vergleiche nur die Legion mit den beiden anderen Söldnertruppen, dem amerikanischen und dem englischen Heer, die beide, nebenbei bemerkt, für die Innehaltung eines gewissen, durchaus nicht niedrigen, moralischen Niveaus unter ihren Angehörigen

Sorgen. Beide dieser Söldnerheere bezahlen, im schreienden Gegensatz zur Fremdenlegion, ihre Söldner ausgezeichnet! Der amerikanische »Reguläre« erhält als Mindestsatz dreizehn Dollars im Monat; der englische »Tommy« bekommt einen Schilling im Tag. Und beide sind nur Soldaten, keine Arbeiter. Sie sind Söldner, aber — sie bekommen wenigstens Sold!

Wenn man, von der Basis der vier Pfennige Tagessold ausgehend, die allgemeinen Verhältnisse in der Fremdenlegion betrachtet, wird jedem, sei er nun kühl kritisierender Ausländer oder patriotischer Franzose, die Ueberzeugung aufgebrängt werden, daß die Institution der Fremdenlegion gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit sündigt — seit achtzig Jahren gesündigt hat! Sefatomben von Menschen aller Nationen liegen im Sand Algeriens, in den Sümpfen Madagaskars, in der fiebergeschwängerten Erde Tonkins, in Mexiko begraben. Opfer der Fremdenlegion. Sie sind gestorben gegen ein Äquivalent von Gefüttertwerden und vier Pfennigen täglicher Löhnung!

Läßt man die Toten ruhen und beschäftigt man sich mit den Lebenden, so kommt man auch dann zum gleichen Resultat: militärisches Ausbeutertum! Gegen alle Gebote der Menschlichkeit sündigend: durch Uebertölpelung von unerfahrenen Menschen, die niemals in die Legion kommen würden, wenn sie wüßten, was ihnen bevorsteht; durch gleichgültige Mißachtung des Wertes von Menschenleben; durch ein Aufzwängen von Existenzbedingungen, die die Gesundheit schädigen müssen.

Nicht nur dafür ist das militärische Ausbeutertum verantwortlich, sondern auch für die Sünden und Laster der Legion, denn das System ist es, das diese Sünden und diese Laster aus den kleinen Keimen gezüchtet hat!

Ueber die politische Seite der Fremdenlegion dürfte man in der zivilisierten Welt der Gegenwart kaum verschiedener Meinung sein.

Die Fremdenlegion ist ein veraltetes, lächerlich unzeitgemäßes Ueberbleibsel mittelalterlicher Landsknechtseinrichtungen, mit all den Fehlern und Nachteilen des Söldnertums, aber ohne den Schimmer der Romantik, der in den Kriegszeiten vergangener Jahrhunderte ritterliche „soldiers of fortune“ verklärte.

Für das Empfinden moderner Menschen ist es eine monströse Idee, daß heutzutage noch eine der Großmächte, eine der kulturell führenden Nationen der Welt, ein militärisches Korps unterhält, das wahllos aus Menschen aller Länder zusammengestellt ist, das eingeständenermaßen aus fremden Deserteuren und hungernden Armen rekrutiert wird, und dessen Fahne die magere Devise trägt: Valeur et Discipline! Tapferkeit und Disziplin. Die Inschrift der französischen Fahnen: Honneur et Patrie — Ehre und Vaterland, konnte man der gemischten internationalen Gesellschaft natürlich nicht geben. Aber die beiden Wörtchen sind illustrativ. Vergleiche mit dem amerikanischen oder dem englischen Söldnerheer sind nicht nur in Hinsicht auf die Löhnung sehr interessant, denn beide unterscheiden sich himmelweit von der Fremdenlegion. Das

englische Heer wirbt nur geborene Engländer an. Das amerikanische Heer nimmt zwar Ausländer in Dienst, verlangt jedoch, daß sie im Besitze des sogenannten »ersten Papiers« sind, daß sie vor einem amerikanischen Gerichtshof ihre Absicht beschworen haben, nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen fünf Jahre amerikanische Bürger zu werden. Der amerikanische Söldner wird als Bürger der Vereinigten Staaten betrachtet, und der Treuschwur wird ihm abgenommen. Die Fremdenlegion dagegen kennt nicht einmal einen Fahneneid. Das hektographierte oder gedruckte Stück Papier, das der Fremdenlegionär unterzeichnet, in einer Sprache abgefaßt, die der Rekrut in den meisten Fällen gar nicht versteht, ist weiter nichts als ein Zivilkontrakt, ein Dienstvertrag. Dieser Vertrag ist das einzige Band, das den Angeworbenen an die Legion bindet — ein Vertrag, der eigentlich nach modernen Rechtsbegriffen null und nichtig ist! Heutzutage gibt es auch im internationalen Recht den Begriff eines Vertrags »wider die guten Sitten«. Und was könnte mehr gegen die guten Sitten sein, als solch ein Vertrag der französischen Republik mit einem Legionsrekruten, als dieser Kontrakt, dessen Forderungen in einem geradezu wucherischen Mißverhältnis stehen zu dem vereinbarten Lohn!

Man kann über die Institution der Fremdenlegion nicht verschiedener Meinung sein.

Jeder Mensch mit gesundem politischem Instinkt muß sich sagen, daß es ein unerhörter Zustand ist, wenn ein Land die Deserteure und die Verbrecher (ich spreche jetzt von der anderen Hälfte der Legionäre) seiner

Nachbarländer, aller Länder, mit offenen Armen aufnimmt, sie grundsätzlich für eine besondere militärische Organisation verwendet. Man kann nicht irren, wenn man diese Handlungsweise als einen militärischen Egoismus bezeichnet, der etwas Unnatürliches, Unwiderndes, Verächtliches hat. In der Fremdenlegion lebt ein Stück Mittelalter. Und zwar nicht nur mittelalterliches Landsknechtstum, sondern auch mittelalterliche Moral, die Moral jener Zeiten, in denen ein armer Teufel zur Werbetrommel eilte, weil er sonst nichts mehr anzufangen wußte mit seinem bißchen Leben und freudig aufgenommen wurde, weil er billig war, die mittelalterliche Moral, die einen Ueberläufer hochschätzte, weil er die eigene Truppe um zwei Fäuste und zwei marschierende Beine bereicherte. In jedem Werbebureau der Fremdenlegion wird ein Rekrut, der angibt, deutscher Deserteur zu sein, mit besonderer Freude aufgenommen, wird besonders hoch geschätzt als wünschenswerte militärische Bereicherung des Fremdenregiments. Noch weit schlimmer ist die Tatsache, daß Frankreich in seiner Fremdenlegion flüchtigen Verbrechern ganz offenkundig Asyl gewährt. Die Fremdenlegion liefert nur Mörder aus — allen anderen Verbrechern gibt sie Schutz! Und zwar nur aus dem egoistischen Grunde, für ein Regiment, das ständig für Frankreich im Kampfe steht und in ungesundem Klima arbeitet, billiges Menschenmaterial zu beschaffen.

Der Durchschnittsfranzose hat sich in den achtzig Jahren des Bestehens der Legion damit begnügt, die Erfolge der fremden Söldner der französischen Fahne

gutzuschreiben und die Fremdenlegion als eine von Gewohnheitswegen bestehende, gute, vorteilhafte, patriotische Institution zu betrachten. Erst in neuerer und vor allem in allerletzter Zeit betrachten französische Kreise die Legion als ein Problem. Heutzutage ist die Fremdenlegion nicht mehr eine Institution, die von allen Franzosen gutgeheißen wird. Auch im französischen Kriegsministerium hat man sich mit dem Legionsproblem beschäftigt. Man konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Legion aufzugeben. Ein Soldat, der fünf Centimes, bare vier Pfennige Tagessold erhält und in den häßlichsten Klimaten, zu den gewagtesten Operationen verwendet werden kann, weil kein Hahn nach ihm kräht und seine Kommandeure keine Rücksicht für sein Leben abzulegen haben, stellt ein zu verdienendes Geschäft im militärischen Sinne dar.

Dem auf militärische Traditionen stolzen Frankreich mag es ja auch schwer fallen, eine Truppe aufzulösen, die seit über achtzig Jahren existiert und von den berühmtesten Generälen und Marschällen Frankreichs geführt wurde.

Man warf die Frage auf, ob es nicht angebracht sein würde, den Rekrutierungsmodus zu ändern. Man wollte Legitimationspapiere verlangen, die darzutun hätten, daß der ausländische Rekrut in keinerlei Konflikt mit den Behörden seines Heimatlandes geraten war. Deserteure der Armeen anderer Länder sollten von vornherein nicht genommen werden.

Ueber diesen Vorschlag ist die Meinung in französischen Militärkreisen geteilt. Bis jetzt hat immer die

Ansicht den Ausschlag gegeben, daß die Fremdenlegion mit den fremden Deserteuren ihren in anderen Armeen ausgebildeten Kern von Soldaten verlieren würde. Die andere Partei behauptet jedoch, daß namentlich bei einer Erhöhung des Tagessoldes und einer Verkürzung der zur Pension berechtigenden Dienstzeit, die Abenteuerlichkeit des Lebens in der Fremdenlegion und die Hoffnung auf Avancement immer noch brauchbares Material genug aus aller Herren Ländern zum Dienst unter der Fremdenlegionsflagge verleiten würden. Bei diesen Debatten war nur der militärische Standpunkt maßgebend. Da als militärischer Faktor die Fremdenlegion sich stets glänzend bewährt hat, so ließ man die Dinge beim alten. Die Erwägungen über etwaige Aenderungen im System der Fremdenlegion gingen natürlich in aller Stille vor sich. Die Legion hat jedoch in allerletzter Zeit auch die allgemeine Oeffentlichkeit in Frankreich beschäftigt.

Es ist zweifellos, daß man in Frankreich anfängt, der Institution der Fremdenlegion kritisch gegenüberzustehen. Es ist erwachendes Verständnis, beginnender leiser Zweifel, ob das Landsknechtsregiment existenzberechtigt ist. Jaurès schrieb anlässlich der Massenmeuterei von Fremdenlegionären bei Saïda in der »Humanité«:

„Die Fremdenlegion wird uns gewiß andauernd Schwierigkeiten schaffen; die Idee, aus Fremden, zu meist aus fremden Deserteuren, eine französische Streitkraft zu bilden, ist jedenfalls seltsam.“

Das ist ein Schritt auf dem richtigen Weg. Man debattiert über das Problem der Fremdenlegion. Man

findet ihre Beibehaltung nicht mehr selbstverständlich. Die Frage ist angeschnitten. Wenn die Fremdenlegion nicht existierte und das französische Volk in seiner parlamentarischen Vertretung heute vor die Wahl gestellt würde, die Neuschaffung einer Truppe von fremden Söldnern, vorzugsweise aus fremden Deserteuren zusammengestellt, zu autorisieren, so würde zweifellos solch eine Zumutung mit Entrüstung abgelehnt werden! Der talentloseste Politiker würde wenigstens das (auf der Hand liegende) Argument finden, daß es sich mit der Würde der französischen Nation nicht vereine, Fremde unter der französischen Tricolore zu versammeln und mit ihnen französischen Boden zu verteidigen. Man würde sehr schöne Reden hören über die Ungeheuerlichkeit eines solchen Verlangens. In den Balkanstaaten oder in Honduras oder in Venezuela könne dergleichen möglich sein, aber nicht im stolzen Frankreich! Irgendein Deputierter würde vielleicht vor der (auf der Hand liegenden) Konsequenz warnen, daß andere Staaten Fremdenregimenter errichten könnten, mit der Tendenz, dafür französische Deserteure zu verwenden. Man würde schauern bei dem Gedanken, daß mit französischen Deserteuren deutsche Kolonien erobert oder englische Kriegsschiffe bemannt werden könnten!

. . . Die Fremdenlegion lebt von ihrer Vergangenheit. Sie existiert, weil sie da ist. Der Franzose ist an sie gewöhnt und merkt deshalb gar nicht, welch' ein ungeheurerlicher Anachronismus diese Institution ist. Das Problem der Legion ist ja so einfach — es läßt sich in zwei Fragen zergliedern:

Ist es »fair«, einem hart arbeitenden Menschen einen Tagelohn von fünf Centimes zu bezahlen?

Ist es »fair«, das Unglück armer Teufel oder deren Konflikt mit ausländischen Gesezen wucherisch für nationale Zwecke auszubeuten?

Die Beantwortung dieser beiden Fragen, in denen sich das ganze Prinzip der Fremdenlegion verkörpert, ist nicht schwer. Gerade in den letzten Jahren hat das französische Volk mit so manchem Ueberkommenen aufgeräumt, das ihm mit Würde und Menschenrecht unvereinbar schien. Man kann überzeugt sein, daß auch die Institution der Fremdenlegion dem Rechtsgefühl der Franzosen früher oder später als unwürdig erscheinen wird. Die Frage ist nur: Wie lange wird es noch dauern?

Quousque tandem . . . ?



Die Teilnahme für Memoiren

ist bei unserer Leserschaft stets im Wachsen. Das ist nicht zu verwundern. Sind solche Bücher doch spannend und unterhaltend wie Romane, dabei für alles Geschichtliche ungemein belehrend und für den Psychologen von höchstem Wert. So oft sagt man, das Leben sei interessanter als alle Romane. Nun, Memoiren sind Lebensspiegelungen, gleich wertvoll und charakteristisch für den Spiegel (d. i. der Verfasser) wie für die Abgespiegelten. „Der Fürmer.“

Su der empfehlenswertesten geistigen Nahrung aller Gebildeten und nach Bildung Strebenden gehört zweifellos die Memoiren-Literatur . . . Im deutschen Publikum den Geschmack für eine derartige, den geistigen Horizont besonders erweiternde Lektüre geweckt und gefördert zu haben, ist ein Verdienst der Verlagsbuchhandlung Robert Luz, deren Memoirenbibliothek aus einer Reihe erstklassiger Werke besteht. „Rigaische Rundschau.“

Ich bin tatsächlich der ehrlichen Ansicht, daß die „Memoirenbibliothek“ eine Standardsache ist, die greifbaren Kulturwert hat. Eine Sache, die bleibend ist, und die nicht nur dem Verlag Relief gibt, sondern auch für die Entwicklung der allgemeinen Bildung von außerordentlichem Wert ist. Hanns Heinz Ewers.

(Siehe die folgenden Seiten.)

Kriegserlebnisse

1812—1813

Von François Bourgogne

Mit 16 Vollbildern von Faber du Faur und Von

Broschiert 6 M., gebunden 7,50 M., in Halbfranz 8,50 M.

Fünfte Auflage



Professor Holzhausen im Literarischen Echo:

Bourgognes Memoiren gehören zu den Büchern, bei denen der Leser die Schläge der Mitternachtsstunde überhört; und viele Szenen, wie die des brennenden Posthauses zwischen Moskau und Smolensk, die an den Lederstrumpf erinnernden Jagden der Kosaken vor der Beresina, die Übergangsszenen und die letzten Abenteuer bei Wilna und Romno prägen sich dem Leser unverlöschlich ins Gedächtnis.

Leipziger Tageblatt:

Der spannendste Roman, die interessanteste Reiseschilderung kann kaum fesselnder sein, als hier das Buch des schlichten Sergeanten. Oft wenn er von den Schrecknissen des Winters, der fürchterlichen Kälte, die bis zu 28 Grad stieg, erzählt, bei der die todesmüden Krieger marschieren, kämpfen und die größten Entbehrungen erdulden mußten, wird man lebhaft an Nanfens Wanderungen in Nacht und Eis erinnert.

Generalanzeiger, Hamburg:

... Es sind erschütternde Bilder des Glucks und tiefsten Jammers, die sich vor unsern Augen entrollen, aber auch echter Kameradschaft und Menschenliebe, die sich unvergänglich ins Herz graben.

Westermanns Monatshefte:

Diese Schlichtheit und Ehrlichkeit gerade sichert seiner ganzen Darstellung die Glaubwürdigkeit und hebt Bourgognes so ungemein inhaltsreiches Buch über allen Verdacht romanhafter Erfindung hoch empor auf die Wertstufe weltgeschichtlicher Dokumente, wie es ihrer gleich ergreifende und erschütternde nur wenige gibt.

Hamburger Fremdenblatt:

Sinter der lebenswahren Schilderung des Brandes von Moskau und des fluchtartigen Rückzugs tritt selbst das berühmte Werk von Ségur zurück. Bourgogne schildert in seiner Einfachheit so wirksam, wie nur irgend ein bedeutender Schriftsteller... Manches in dem Buche liest sich wie Stellen aus Dantes „Hölle“.

Magister Laufhards Leben und Schicksale

Von ihm selbst beschrieben.

Deutsche und französische Kultur- und
Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

2 Bände, brosch. 11 M., geb. 13 M., in Halbfrz. 15 M.

Achte Auflage



Julius Hart im „Tag“:

Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, so dürfen wir von Magister Laufhard nicht schweigen! Er müßte in Erz gegossen auf dem Sockel des Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar zu den Füßen der Großen sitzen ... Unmittelbarer, vollkommener und besser als es Hunderte und Aberhunderte abstrakte verallgemeinernde wissenschaftliche Darstellungen, Geschichts-Philosophien und Kulturgeschichten vermöchten, führen uns die Ich-Bekanntnisse eines Laufhard hinein in das Leben am Ausgang des 18. Jahrhunderts ...

Dr. Karl Stork im „Fürmer“:

Vor allem aber gehört diese Selbstbiographie zu den wertvollsten Büchern dieser Art in unserer gesamten Literatur ... Als kulturgeschichtliches Denkmal ist das Buch von unschätzbarem Wert.

Nationalzeitung:

Ein Buch, das den eigenartigsten Erzeugnissen der Memoiren-Literatur zugezählt werden darf. Laufhards Selbstbiographie wird ihn um Jahrhunderte überleben. Es gibt Bücher wie Taten, die nun einmal zur Unsterblichkeit bestimmt sind.

Deutsche Tageszeitung:

So darf man alles in allem dieses Buch als ein sehr wertvolles Quellenwerk für die Kultur-Geschichte des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Es darf fast als ein Animum in der deutschen Literaturgeschichte gelten; jedenfalls wird es für jeden ernsthaften Kulturhistoriker einen unvergänglichen Wert beanspruchen.

Propyläen:

Laufhards Leben und Schicksale gehören unbedingt in die Literaturgeschichte als rückhaltsloses Bekennnisbuch eines fesselnden Menschen.

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg

Von

W. Wereschajew

Broschiert 5 M., gebunden 6 M., in Halbfranz 7 M.

Achte Auflage

■ ■ ■

Frankfurter Zeitung:

Die Schande ist an den Tag gekommen. Das Buch enthält die denkbar vollständigste Sammlung von Beispielen raffinierter Unter-
schleife durch russische Beamte und Offiziere, unmenschlicher Gewalt-
taten russischer Soldaten gegenüber der wehrlosen chinesischen Bevölke-
rung, grenzenloser Inkompetenz aller militärischen Obergkeiten, bestial-
scher Aeußerungen tief eingewurzelter Alkoholismus' usw.

St. Galler Blätter:

Ein wahrhaft ergreifender na-
tionalethischer Gehalt spricht sich
in diesem Werke aus. Es ist eine
Männerlektüre von herber Ein-
dringlichkeit: dieses gewaltige
Buch von furchtbarer Schuld und
furchtbaren Leiden. Man darf es
sicher zu den bedeutungsvollsten Er-
scheinungen der neueren Ge-
schichtsschreibung zählen.

Heimgarten:

Das Buch liest sich ähnlich wie
Solas „Zusammenbruch“.

Deutsche medizinische Presse:

Wir empfehlen das Buch, das
sich durch einen glänzenden Stil, Le-
bendigkeit der Darstellung, scharfe
Beobachtungsgabe und gesunde
Kritik auszeichnet, auf das ange-
legentlichste. Man sieht in ihm
Rußland, wie es ist.

Pester Lloyd:

Wereschajew liefert hier ein selten
reichhaltiges und wertvolles Ma-
terial zur Geschichte des moder-
nen Rußland in allen Zweigen
seines politischen, kulturellen,
sozialen und sittlichen Lebens,
so daß hier ein Kolossalgemälde
aus dem öffentlichen Leben Ruß-
lands von überwältigendem Rea-
lismus und beklemmend düsteren
Farben geboten wird. . . . Mit
unsäglichem Kummer über mens-
liche Verkommenheit legt man das
Buch Wereschajews aus der Hand.

Deutsche Romanzeitung:

Mit Entsetzen liest man diese
Darstellung russischer Zustände.
Sie treten mit so krasser Deut-
lichkeit vor unser Auge, daß ich
das meine wenigstens während
dieser Lektüre schauernd schließen
mußte und nur mit Mühe weiter-
zulesen vermochte. A. B.

Der philosophierende Bagabund

Lebensbeichte eines Wanderkomödianten

Von Ernst Clefeld

Brosch. 5.50 M., in Leinwd. geb. 6.50 M., in Halbfranz 7.50 M.



Aus dem Vorwort Dr. Rudolf Lothars:

Clefelds Leben mit den wirren Sprüngen von Tiefe zu Tiefe, mit seinem bunten Jammer, mit seiner tragischen Verlektung von Enttäuschungen, bietet nichts Sensationelles, kaum etwas Romanhaftes. Ein Leben auf Schmieren und kleinen Bühnen. Die Wanderromantik des Elends . . . Das Buch ist ein Dokument, weil hier wirklich ein Mensch sich und der Welt gegenüber wahr sein will . . . Es gibt kein besseres Lehrbuch des Pessimismus als diese Bekenntnisse eines Optimisten. Allen denen, die einmal in einer Menschenseele lesen wollen, sei dieses Buch der Wahrheit empfohlen.

St. Galler Tagblatt:

. . . Ein Buch von einem Problematischen, einem vom Leben erbarungslos Herumgezogenen, von einem Mann, dem doch in allem Elend das Selbstige nicht aus dem innern Dasein geschwunden ist. Dieser durch die Tiefen des Lebens Geriebene ist ein Lebensphilosoph, ein Kritiker des Daseins, und nicht einmal ein verbitterter, wie es doch so begreiflich schiene . . . Wahrlieh: ein „Document humain“ von besonderer Art, die Menschen lehrend, was Menschen zu erleiden etwa aufgegeben ist . . .

Schlesische Zeitung, Breslau:

. . . Clefelds Erzählungen werfen zugleich ein Licht auf die Psychologie des Schauspielersstandes im allgemeinen. . . . ein Elend sondergleichen, ein Schachern um Pfennige, höchst zweifelhafte Liebesabenteuer beider Geschlechter. . . .

Tägliche Rundschau:

. . . Den eigentlichen Reiz und den Wert des Buches werden wir endlich darin entdecken, daß es die Geschichte eines Menschen erzählt, der mitten in einem niederziehenden, niederdrückenden Dasein nicht aufhört, um Ideale zu ringen.

Erinnerungen der Zarin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Broschirt 6 M., gebunden 7 M., in Halbfranz 8 M.

Zehnte Auflage



Neue Hamburger Zeitung:

Wer heute die Memoiren Katharinas liest, wer die Entwicklung ihrer Persönlichkeit unter dem Zwang der Verhältnisse begreift, wird bewundernd und erschüttert vor diesem gewaltigen Leben stehen.

Berliner Neueste Nachrichten:

Die Memoiren enthalten des Interessanten genug, um ein Duzend Romanbände damit zu füllen. Ja, sie lesen sich direkt wie ein Roman, wie ein ganz unglaublicher Roman jener Sorte, die sonst über die Hintertreppe geschmuggelt zu werden pflegt.

Allgemeines Literaturblatt:

Unter den zahlreichen Werken über Katharina II. sind ihre eigenen, mit erstaunlichem Freimut geschriebenen Memoiren unstreitig das Wertvollste. Was diese eigenartige, in Tugenden wie in Lastern große Frau über sich und ihre Umgebung niederschrieb, gewährt den interessantesten Einblick in das russische Hofleben jener Zeit.

Berliner Tageblatt:

Zu den bedeutendsten Lebensaufzeichnungen ist dieses Werk zu rechnen. In diesem Buch ist alles merkwürdig, seitfam und noch heute von Interesse.

Nationalzeitung:

Die Memoiren gehören zu den interessantesten kulturhistorischen und psychologischen Dokumenten.

Augsburger Abendzeitung:

Es entrollt sich in diesen Blättern ein enorm fesselndes Bild von den Charakteren, Zuständen und Begebenheiten am Zarenhofe jener Zeit.

Schwäbischer Merkur:

Die Denkwürdigkeiten sind ein ganz besonders wertvolles geschichtliches und menschliches Dokument. Sie geben uns ein ungemein lebendiges Bild von der Inkultur, die an dem äußerlich so glänzenden russischen Hof um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschte.

General Marbots

Memoiren

1789—1815.

3 Bände, brosch. 13,50 M., geb. 16,50 M.,
in Halbfranz 19,50 M.

Viertes und fünftes Tausend.



Tägliche Rundschau:

Man kann ohne Bedenken den Memoiren Marbots die erste Stelle in der überreichen Denkwürdigkeiten-Literatur aus dem ersten Kaiserreich anweisen.

Westermanns Monatshefte:

Ein ernstes, an historischen Porträts und Augenblicksbildern unerschöpflich reiches Unterhaltungsbuch. Allen Freunden kraft- und saftvoller geschichtlicher Memoirenliteratur sei das Werk in der deutschen Ausgabe bestens empfohlen.

E. Bleibtreu im Pester Lloyd:

Wenn wir Marbots erfolgreiches Buch überschauen, müssen wir zugeben, daß keine anderen Memoiren aus jenen Tagen eine solche Fülle von Ereignissen umspannen. Niemand, der sich vom inneren Wesen jener Zeit ein Bild machen will, kann das Buch entbehren.

Bohemia:

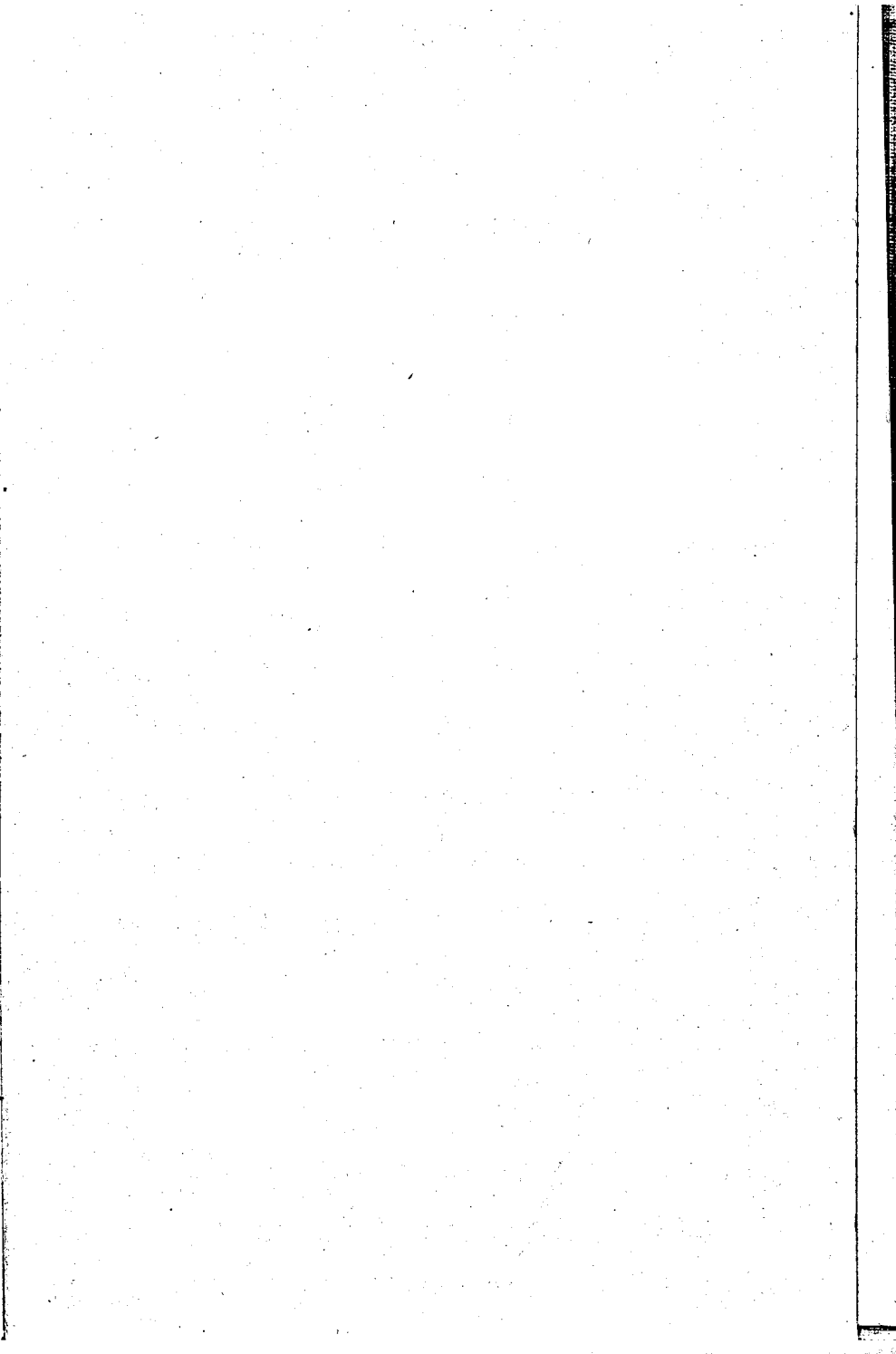
Es dürfte dem hochinteressanten Buche zur besonderen Empfehlung gereichen, daß es eine Lieblingslektüre des Fürsten Bismarck in seinen letzten Jahren gewesen ist.

Über Land und Meer:

Die Memoiren Marbots leuchten mit besonderer Klarheit in die Zeit des ersten Napoleon hinein, weil sie von einem ehrlichen und unbefangenen Manne geschrieben sind, der, von einem seltenen Glück begünstigt, Teilnehmer fast aller damaligen Feldzüge gewesen ist und fast alle entscheidenden Katastrophen miterlebte.

Schlesische Zeitung:

Eines der fesselndsten Werke über die napoleonische Zeit ist unstrittig das Memoirenwerk des Generals Marbot.





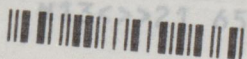


Württembergische
Landesbibliothek
Stuttgart

WLB2017



N13<>>35 37965 4 024



37965 4 024

WLB Stuttgart